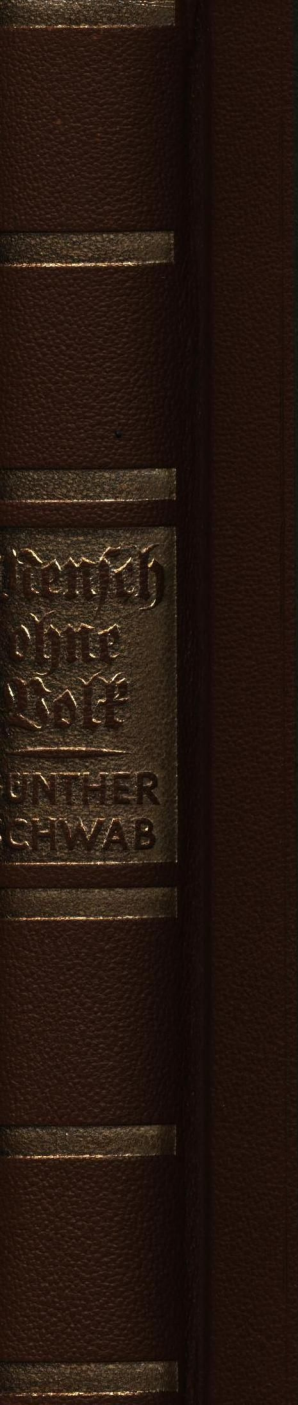

UNTHER
CHWAB

Günther Schwab

Mensch ohne Volk

Roman

Deutsche Kulturbuchreihe Berlin
Verlag Franz Eher Nachf., G.m.b.H.

Copyright 1935 by Verlag W. Scheuermann, Wien
Einbandentwurf: Hans W. Fischer, Berlin

Des Menſchen Beſtimmung iſt, während dieſer kurzen Zeit ſeines Lebens für das Wohl der Gemeinſchaft zu arbeiten, der er angehört.

Friedrich der Große

Meinem Vater

Erſter Teil

Ich habe es satt und gehe

Jawohl, ich habe es satt! Was nützt da alles Grübeln und Erwägen! Was hilft es, sich immer wieder selbst zu beschwichtigen! Mich trösten alle diese Hoffnungen nicht mehr!

Was heißt denn Schicksal in diesem Dasein, dessen größte Entscheidungen von tausend lächerlichen Dingen abhängig sind und von nichtigen Figuren, die auf unser Leben Einfluß nehmen einfach dadurch, daß sie da sind? Was heißt da Hoffnung?

Der Glaube an die ausgleichende Gerechtigkeit –

Aber wie kann es das geben in einer künstlichen, unnatürlichen Welt, die von Menschen gemacht ist, den anfechtbarsten Wesen unter der Sonne?

Ich lasse mich von diesem künstlichen Schicksal nicht besiegen! Ich will mein Schicksal suchen, das wirkliche, natürliche, das in mir selbst ruht. Jedes Tier, wenn es nur gesund ist und stark, kommt fort auf der Erde und hat ein Recht auf das Leben. Und ich – bin ich nicht jung, bin ich nicht gesund und stark? Warum soll ich hier immer der getretene Wurm sein und immer wieder eins über den Schädel bekommen, wenn ich ein bißchen Hoffnung fasse und es wage, den Kopf vom Boden zu erheben?

Nein. Ich mache Schluß. Nichts mehr wissen von allem. Allein sein. Ruhe haben. Zeit haben. Nicht denken. Still sein. Bescheiden sein. Klein sein. Nur, wenn einem die

Sonne die Haut wärmt, wiſſen: ich lebe. Nichts ſonſt. Wie ein Tier.

Ich gehe. Nicht hinaus in die große Menſchenwelt. – Wo Menſchen ſind, da iſt es überall gleich auf der Erde. Ich will irgendwohin, wo es keine Menſchen gibt, wo ich ganz allein bin.

Ich gehe zu den Tieren. Mit meinen bloßen Händen will ich der Natur gegenübertreten, ohne Waffe und ohne Werkzeug, und mein Leben friſten mit den Mitteln, die ſie mir gibt; nur auf die eigene Kraft bauend, wie jedes andere Tier auch. Mag ich hier der Schwächere geweſen ſein! Mag ich hier auch unterlegen ſein! Es bedeutet nichts. Mögen die Naturgewalten darüber entſcheiden, ob ich wert bin zu leben oder nicht. Wenn ich aber auch dort der Schwächere bin, dann möge mich die Natur wegräumen.

Das iſt die letzte Möglichkeit, die mir mein Leben bietet, und ich glaube, die beſte, die ich jemals hatte.

Ich werde alle meine Sachen verkaufen. Viel werde ich dafür nicht bekommen, aber es wird langen für die Fahrt. Mehr brauche ich nicht.

Heute habe ich eine Unterredung mit Senta gehabt. Sie hat mir aufmerkſam zugehört und ſich an mich geſchmiegt. Dann hat ſie mir ihre weiche Hand hingeſtreckt und ihre goldbraunen Augen feſt auf mich gerichtet.

„Wo du hingehſt, dahin gehe auch ich. Wo dein Weg iſt, da iſt auch mein Weg. Ich werde dich niemals verlaſſen, immer treu zu dir halten und dir helfen wo ich kann. Ich

bin nichts ohne dich. Denn ich liebe dich und gehöre ganz dir ſolange ich lebe."
So ſprach Senta zu mir. Ich habe es mir abgewöhnt, ſolche Ergüſſe einer überſchwenglichen Seele allzu ernſt zu nehmen. Aber diesmal war ich beruhigt und ſicher und ich konnte mich nicht enthalten, meine Wange an ihren ſeidenweichen Kopf zu preſſen.
Senta iſt eines der wenigen anſtändigen Weſen, die ich kenne. Senta iſt ein Hund.

Es wird nun doch ſo eine kleine Expedition. Ich wollte das urſprünglich nicht. Ich wollte den Eintritt in das neue Leben nicht mit einer Ungerechtigkeit beginnen. Aber es iſt mir klar geworden, daß dieſe Ungleichheit, ſo wie ſie im gegebenen Fall zu meinem Vorteil beſteht, ebenſo zu meinem Nachteil geſchaffen würde, wenn ich der Wildnis ohne alle Hilfsmittel gegenüberträte; denn hoch über mir ſtünde das Wildtier mit ſeinen ſcharfen Sinnen und natürlichen Waffen. Ich weiß ſchließlich nicht, welche Gefahren mir im fremden Land von irgendwelchen Menſchen drohen, denen ich waffenlos auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wäre.
Es iſt auch nur das Allernotwendigſte und gewiß recht wenig, was ich mitnehmen will. An meinem Plan im großen ändert ſich dadurch nichts. Letzten Endes ſteht es ganz bei mir, dieſe Gegenſtände zu verwenden oder nicht. Zudem langen alle dieſe Dinge nur für eine gewiſſe Zeit und dann muß ich ſehen, wie ich ohne ſie weiterkomme. Nur über den ſchweren Anfang ſollen ſie mir hinüber-

helfen. Wenn ich eingewöhnt und abgehärtet, wenn ich ſtark, gewandt und erfahren geworden bin, brauche ich das alles nicht mehr und kann verzichten darauf.

Da iſt vor allem der Drilling meines Vaters. Er iſt das wichtigſte Stück meiner Ausrüſtung. Die Schrotläufe haben Kaliber 16, der Kugellauf 9,3. Die Schußleiſtung iſt gut. Die Kugel iſt ein Hohlgeſchoß mit Kupfermantel. Das reicht auf Bären und grobe Sauen. Ich habe zweihundert Schrotpatronen und hundert Kugelpatronen gekauft. Es muß genügen. Ich werde mit Munition ſparen und womöglich nur auf ruhende Ziele ſchießen; denn ich habe nicht viel Übung. Bis dieſe Patronen verſchoſſen ſind, muß ich das Wild in Fallen oder mit dem Speer oder mit Bogen und Pfeil erlegen können. Aber dazu habe ich lange Zeit, denn unter Umſtänden reicht dieſe Munitionsmenge auf Jahre. Sie muß nur trocken aufbewahrt werden.

Dann der Hirſchfänger, der vom Großvater ſtammt. Das alte Jagdglas, das all die Zeit hier unnötig herumgelegen iſt, ſtreiche ich aus der Liſte. Es iſt nicht unbedingt notwendig und ich will mich gegenüber meiner Umwelt nicht zu ſehr in Vorteil ſetzen.

Zwei dreieckige Zeltblätter. Mit Hilfe einer Stange und einiger Pflöcke macht man daraus ein kleines Spitzzelt mit genug Platz für mich und den Hund und einen Teil des Gepäcks. Das iſt notwendig, ſolange ich kein Dach habe. Dazu zwei warme Decken. Ein Anzug aus ſtarkem Loden, ein warmer Mantel, ein Paar feſte Schuhe, ein Filzhut. Ein wenig Wäſche. Andere Kleider nehme ich

nicht mit. Ein Käſtchen mit allerlei heilſamen Sachen. Nicht Pillen und Mixturen. Die habe ich nicht gern; brauche ſie auch nicht. Aber Verbandzeug, Entkeimungsmittel, Pflaſter und was eben noch dazugehört. Schmerzbetäubende Pulver – für alle Fälle. Im übrigen muß ich mich auf meine geſunde Natur und mein Schickſal verlaſſen. Feuerſtein, Stahl und Feuerſchwamm in waſſerfeſter Verpackung. Das iſt ſehr wichtig. Ein Brennglas. Ein großes und ein kleines Meſſer. Ein Wetzſtein. Das iſt alles.

Das übrige will ich jenſeits der Grenze kaufen. Ein kleiner gußeiſerner Herd, zwei oder drei Töpfe zum Kochen; dann die notwendigſten Werkzeuge: ein Schneidkrampen, ein Spaten, eine Schaufel, eine Holzhacke, eine Bogenſäge, dazu Feilen und Schränkeiſen; eine Sichel, ein Hammer und eine Beißzange. Zwanzig Meter dünnes feſtes Seil, einige Rollen Draht in verſchiedener Stärke, Nägel. Ein Bratſpieß. Angelzeug und Fiſchnetz. Vielleicht auch eine kleine Öllampe. Ein paar Hühner; ſie ſollen Eier legen und ſich vermehren. Das wird eine wertvolle Hilfe. Ein Sack Kukuruz, ein Sack Kartoffeln; Getreide und Hülſenfrüchte als Saatgut und Futter.

Ich habe mir aus der Leihbibliothek einige Bücher geholt, darunter einen Expeditionsbericht über jenes Gebiet. Nun weiß ich wenigſtens etwas über das Land, und meine Pläne, die ich bisher phantaſtiſch auf willkürliche Vorſtellungen aufgebaut habe, bekommen Kopf und Fuß und feſten Untergrund durch die Erfahrungen eines Mannes, der dort war.

Das Gebiet iſt faſt ſo groß wie Deutſchland; von Menſchen unbewohnt und wahrſcheinlich noch nie von eines Menſchen Fuß betreten. Das Land iſt einförmig und eben, mit wenigen geringen Bodenerhebungen, und mit Urwald bedeckt. Der Gelehrte konnte bei der kurzen Dauer ſeiner Expedition nur einen kleinen Teil erforſchen. Für den Reſt hat er nur Vermutungen und man weiß ſehr wenig von dieſem Land. Um ſo beſſer. Auch Sümpfe ſollen da ſein, unermeßlich und unzugänglich – im Sommer wenigſtens.

Jetzt weiß ich auch ungefähr, was die Fahrt koſten wird. Einmal oder zweimal im Jahr fährt ein kleiner Dampfer ſtromaufwärts, nicht immer gleich weit, aber meiſt im Spätwinter, um die Händler zu den kleinen Anſiedelungen der Pelzjäger und Bauern zu bringen, bei denen ſie die Ausbeute des Winters aufkaufen.

Ich muß alſo ſpäteſtens Ende Januar von hier weg und habe demnach keine Zeit zu verlieren. Ich werde trachten, mit dieſem Dampfer ſo weit wie nur möglich ſtromaufwärts zu fahren. Zur Weiterreiſe muß man Boot und Leute aufnehmen. Auf dem Hauptſtrom iſt infolge ſeiner ſtarken Strömung mit Ruderbooten nicht vorwärtszukommen und in dem Wirrſal von Waſſerarmen, die ihn zu beiden Seiten begleiten und vielfach verſumpft und verſchilft ſind, finden ſich nur die einheimiſchen Jäger und Fiſcher zurecht.

Weit oben an einem Seitenarm des Stromes hat jener Forſcher noch eine vorgeſchobene Einzelſiedlung angetroffen, die er „Station" nennt, weil die Pelzjäger ſie zum Aus-

gangspunkt für ihre Streifzüge in die Wildnis machen. Hier können sie ihre Felle aufbewahren und finden Proviant und Munition. Das ist der letzte Ort, wo ständig Menschen wohnen. Von da ist es noch etwa fünfhundert Kilometer weit bis zu den großen Sümpfen, deren Abwässer den Strom speisen. Wie groß diese Sümpfe sind und was jenseits ist weiß niemand. Der Forscher war gezwungen, dort umzukehren und seinen Expeditionsplan zu ändern, da die Träger und Bootsführer sich weigerten, weiter vorzudringen. Sie halten diese Sümpfe für den Sitz aller bösen Geister und der Seelen der Verstorbenen und deshalb ist für sie dort das Ende der Welt. Dieses Märchen wird ihnen von Kindheit auf eingetrichtert und sie glauben daran und haben eine heilige Scheu und beispiellose Angst vor dem Sumpf; und die Überzeugung, daß die Dämonen nur darauf lauern, jeden zu verschleppen und zu verschlingen, der in ihren Bereich gerät. Bestärkt wird dieser Glaube noch durch den Umstand, daß Jäger, die gewagt hatten, in das Sumpfgebiet einzudringen, von dort nicht mehr zurückgekommen sind.

Aber so weit werde ich meine Führer nicht mitnehmen. Ich lasse mich von ihnen höchstens bis zur „Station" führen oder ein Stück darüber hinaus. Den Einzug ins „Reich der Dämonen" halte ich jedenfalls allein. Und zurückkommen will ich ja gar nicht. Es ist also alles in Ordnung.

Ich fand außerdem ein paar Bücher über das Feuermachen der Wilden, über die Behandlung der Felle und das Dauerhaftmachen von Sehnen und Därmen. Dann

über Nahrungs- und Heilpflanzen und ſo ähnliches Zeug. Ich habe noch viel zu tun, wenn ich alles lernen will. Das wichtigſte iſt, daß ich bald einen geeigneten Platz finde. Guter Boden, windſtill und warm; Trinkwaſſer in der Nähe, Fiſchwaſſer und viel Wild ringsum. Zuerſt ſtelle ich ein kleines Notdach über meiner Schlafſtelle und dem Feuer auf. Das genügt für den Anfang, denn ich komme in den Frühling hinein. Dann beginne ich zu ſchlägern. Die Stöcke bleiben einſtweilen im Boden, damit ich mit der Rodung keine Zeit verliere. Vielleicht kann ich etwas anbauen, das noch heuer reift. Kartoffeln und Kukuruz etwa. Dann kommt ein feſter und hoher Zaun ringsherum, damit mir das Wild keinen Schaden macht. Nachher baue ich das Blockhaus. Einfach und klein, damit es im Winter warm hält, mit einem Herd im Winkel und einem Kamin zum Räuchern von Fleiſch und Fiſchen. Bis zum Herbſt bin ich damit fertig und kann ruhig dem Winter entgegenſehen.

Am Rande der Welt

Unten am Ufer liegt der kleine, ſeltſam geformte Dampfer, und viele Menſchen, Männer, Frauen und Kinder, in Pelze und Tücher eingehüllt, haben ſich wieder am Hafen eingefunden, wie bei ſeiner Ankunft. Über die zwei Bretter, die den Landungsſteg vertreten, rennen geſchäftig Leute mit großen Ballen auf das Schiff und leer wieder zurück. Darin ſind die Felle, welche die Männer den

Winter über in den Wäldern erbeuteten, und die Decken und Tücher mit den fremdartigen bunten Mustern, welche die Frauen und Mädchen an den langen Winterabenden beim Licht der Öllampen mit fleißigen und geschickten Händen gewebt und gewirkt haben.

Nun ist doch endlich der Freudentag gekommen, auf den sie alle hofften und warteten: der Dampfer ist da und mit ihm die Händler und Schacherer aus der „großen Stadt" weit unten am Strom, die Geld bringen und Kleider und Kochgeschirr, Hausrat und Spielzeug und allerlei Plunder, woran die Frauen und Kinder Gefallen finden; Schießpulver und alte Feuerwaffen, Jagdgerät und feinen Schnaps für die Männer. All das ist für ein paar Felle oder bunte Decken zu haben, und die Leute geben es gerne und eilen freudestrahlend nach Hause mit dem eingetauschten Glück. Es scheint aber, daß die Händler den größeren Vorteil davon haben.

Ich bin auf den Hügel gestapft, der hinter den letzten Häusern sanft ansteigt. Der Waldbestand ist hier kürzlich gerodet worden und man hat von da, wie ich richtig vermutet habe, ein wenig freien Ausblick. Ich sehe, wie sich der Wasserarm, der an die Siedlung heranführt, durch den Auwald schlängelt und einige Kilometer nördlich in den Strom mündet, der da drüben, jenseits einer großen Schotterbank, auf der sich niedrige Weiden und stachelige Sträucher angesiedelt haben, in mächtiger Breite seine Fluten gegen Norden wälzt. Seine eilig dahinjagenden Wasser sind ein Zeichen seiner Jugend, obwohl er hier schon an die tausend Kilometer zurückgelegt hat.

Ich muß verſuchen, mich von dieſen ziviliſierten Maß- und Entfernungsbegriffen frei zu machen. Tauſend Kilometer: das ſind vierzig, ſechzig, ſiebzig Tage mühſamer Reiſe durch unwegſames Land; im Boot auf dem Strom oder am Ufer entlang, durch Urwalddickicht, durch Sumpf und Waſſer. Ungezählte Male geht die Sonne auf und nieder, ſchlägt man das Nachtlager auf am Ufer und entzündet das Feuer. Die Bäume werden grün bis dahin und die letzten Zugvögel kommen aus dem Süden zurück. Und mein Bart wird bis tief auf die Bruſt hinunterwachſen. So weit iſt das.

Rings im Umkreis ſtehen die ungleichmäßigen Umriſſe des Auwaldes und bis an die äußerſte Grenze des Blicks reicht die Flußniederung. Nur weit im Oſten erheben ſich einige flache Berge und auf ihnen haften eben noch ein paar ſchwache Strahlen der ſcheidenden Sonne, ſo daß ſie ausſehen wie leuchtende Eilande in einem graubraunen Meer. Nebel ſteigt auf aus unſichtbaren einſamen Gewäſſern, lagert in den Räumden und ſcheidet die Baumwipfel voneinander. Lang und ſchmal wirft die Sonne meinen Schatten vor mich hin. Über dem Strom ſtreichen Enten in großen Flügen, wieder und immer wieder, ſtromauf und ſtromab. Fein, wie fernes Schellengeläute, iſt das Geräuſch ihrer Schwingenſchläge, das der Wind zu mir trägt. Auf dem Arm fährt ein Boot herauf, zwei, drei. Ganz einfache Kähne, wie Einbäume. Fiſcher oder Jäger mögen es ſein, die von der Arbeit kommen.

Bisher iſt alles gut gegangen. Das war ein häßlicher

naßkalter Tag, an dem ich dieſe Reiſe begann. Den kleinen Koffer in der Hand und mit dem Rucksack auf dem Rücken trat ich in den finſteren Morgen hinaus. Es war neblig und ein feiner Sprühregen kam vom Himmel. Ich ging durch die dunklen Gaſſen, die endloſen Reihen der Bogenlampen entlang, und mein Hund tappte ſtill ergeben hinter mir her und klingelte leiſe mit der Hundemarke. Was für Bilder da vor mir aufſtiegen! Die ernſten und ach ſo guten Augen von Vater und Mutter blickten auf mich. Ein altes Landhaus ſah ich in einem großen Garten. Eine Schar Kinder ſpielte davor und ich war eines von ihnen. Noch viel anderes ſah ich aus einer ſchönen, glücklichen Zeit. Wie blau das Meer war und wie es weiß aufſchäumte an den Klippen im Golf! Leiſe neigten ſich die Wedel der Palmen in der leichten Briſe und hinter allem, über allem ſtanden die Berge, unnahbar, mit ihren weißen Köpfen. Berauſchender Duft kommt von Millionen unbekannter Blüten. Und die Nachtigallen ſingen. Ein Weib ſieht auf mich, ein blühendes junges Weib, betörend ſchön, wie alles hier. Eine Melodie klingt auf, ein Lied, das ich längſt vergeſſen wähnte –
Was war das nur?
Da bin ich plötzlich unſicher geworden. Da ſind leiſe Zweifel in mein Herz geſchlichen, Zweifel an dem, was ich zu tun im Begriffe war. Aber nur einen Augenblick lang. Ich dachte an das, was ich zurückließ. Da war es vorüber und ich hob den Kopf. Ich habe es noch, das Leben! Alles iſt wieder gutzumachen – bis auf den Tod. Ein neues Leben wartet auf mich – nein: das Leben! –

Es kam die große Fahrt. Erſt im Nebel, dann im Regen, grau in grau. Ein Tag und eine Nacht. Grenzkontrolle, Grenzkontrolle und wieder Grenzkontrolle. Ich mußte darauf bedacht ſein, daß mein etwas ungewöhnliches Gepäck keine Bedenken erregte. So war der Zweck meiner Reiſe einmal Forſchungs- oder Studienreiſe oder Jagdausflug, wie es eben gerade paßte. Aber ich bin gut durchgekommen. Und dann begann die nicht enden wollende Reiſe durch die troſtloſe Öde einer im Schnee verſunkenen Ebene. Drei Tage und drei Nächte. In der Stadt, wo ich zum letztenmal den Zug verließ, habe ich die Geräte gekauft, die Hühner, das Saatgut und alles andere.

Die Reiſe auf dem Strom dauerte nahezu vier Wochen. Erſt auf dem großen Schiff. In den Nächten ſind wir immer irgendwo ſtillgelegen, bei einer kleinen Stadt oder bei einem Dorf von ein paar Fiſcherhütten. Oder auch im offenen Strom.

Es ging unvorſtellbar langſam und ſchlafmützig zu und ich wurde zum Schluß ein wenig nervös, obwohl man mir verſichert hatte, daß ich den kleinen Dampfer nach dem Süden beſtimmt noch erreichen würde. Ich erreichte ihn auch und er war ſchon unter Dampf, um abzufahren.

Aber dann ſtellte ſich heraus, daß er noch eine Woche warten müſſe, bis das durch die Schneeſchmelze verurſachte Hochwaſſer abgeebbt war. Endlich ging es los und in zehn Tagen arbeitete ſich das altmodiſche Ding mühſelig durch bis hierher.

Wie die Menge ſtaunte, als ich über die Bretter von

Bord ging und meine Kiſten und Säcke an Land geſtellt wurden! Ich weiß nicht, welche Gerüchte die Schiffsleute über mich ausgeſprengt haben, und ich verſtehe die Sprache nicht, die hier geſprochen wird. Aber aus den weit aufgeriſſenen Augen und Mündern zu ſchließen und nach dem großen Schwarm von Menſchen, der ſich an meine Ferſen heftete, dürfte man mich den Einheimiſchen als großen Gelehrten oder geheimnisvollen Zauberer empfohlen haben. Vielleicht auch war die Ankunft eines Reiſenden, der mit anderer Abſicht hierher kam, als um Felle und gewirkte Decken zu kaufen, ein noch nie geſehenes Ereignis.

Der Kapitän des Dampfers ſpricht deutſch. Schlecht, aber wir verſtehen uns. Er führte mich zum erſten Bürger dieſer Anſiedelung, die aus ſchilfgedeckten Holzhäuſern beſteht und ſich ſtolz „Stadt" nennt. Bei ihm wohne ich ſeit geſtern und er hat mir ſeinen eigenen Schlafraum zur Verfügung geſtellt. Mein Gepäck iſt vor dem Hauſe aufgeſtapelt. Mit meinem Wirt verſtändige ich mich nur durch Zeichen und Gebärden. Ich ſtaune, wie gut das geht, wenn es ſich um Dinge des täglichen Lebens handelt. Der Kapitän hat ihm erklärt, daß ich Naturforſcher ſei und Leute zur Weiterreiſe brauche. Der Bürgermeiſter brachte daraufhin zwei Brüder zu mir, junge kräftige Burſchen, die vertrauenswürdig ausſehen. Der Kapitän ſagte, daß ſie der Bürgermeiſter ſehr empfehle. Ich erwiderte, daß ich nur einen Mann als Führer brauche und mir zwei Leute zu koſtſpielig wären. Er nannte mir aber einen ſo lächerlich geringen Preis, daß

ich ſie beide aufgenommen habe. Der Kapitän hat mit ihnen alles ausgemacht und ihnen alles erklärt. Ich habe ihnen ein Handgeld gegeben. Den Reſt ihrer Löhnung laſſe ich bei meinem Gaſtgeber zurück, wo ſie ihn nach ihrer Rückkehr holen ſollen. Die beiden Männer haben ein gutes Boot, deſſen Miete in dem vereinbarten Lohn inbegriffen iſt; da ich aber ein eigenes Boot brauche, habe ich den Kapitän gebeten, es für mich zu kaufen. Es war billig und ich habe nun immer noch etwas Geld übrig. Es iſt ein breites Fiſcherboot, in dem man einen kurzen Maſt aufſtellen und ein viereckiges Segel aus roher Leinwand aufſpannen kann, und wird gerade mein ganzes Gepäck und uns drei faſſen. Die Brüder werden einen Kahn, mit dem ſie zurückfahren, hinten anhängen, bis ich ſie nach Hauſe ſchicke. Morgen wird an meinem Boot noch einiges ausgebeſſert und dann fahre ich los.

Es iſt dunkel geworden über meinem Sinnen. Unten beim Dampfer iſt niemand mehr. Die Leute ſind nach Hauſe gegangen. Die Fiſcherboote ſind längſt angekommen und liegen angetäut mit vielen anderen. Ein einſames Licht brennt am Deck des Dampfers. Auch in den Häuſern ſind Lichter aufgegangen. Es iſt ſtill; nur ein Hund kläfft endlos und ein anderer antwortet ihm. Von den fernen Bergen iſt die Sonne gewichen und ſie ſind nicht mehr zu ſehen in der blauen Dämmerung. Vielſtimmiger Vogelruf läßt mich aufblicken: Wildgänſe ſtreichen langſam ſchwimmenden Fluges über mir, einem unbekannten Ziele zu. Dann ſehe ich ſie nicht mehr. Die

Dämmerung hat ſie verſchluckt. Nur ihr Ruf iſt noch lange zu hören.

Ich wende mich zum Gehen. Da ſitzt mein Hund vor mir und ſieht mich an. O, was bin ich gegen dich, mein Hund! Ich hatte dich ganz vergeſſen. Aber es iſt ja ſelbſtverſtändlich, daß du hier ſitzeſt. Ebenſo ſelbſtverſtändlich, wie du mich keine Minute des Tages aus deinen treuen Augen läßt und mir auf Schritt und Tritt nachfolgſt wie ein Schatten. So biſt du auch mit mir aus der Stadt gegangen und hinter mir auf den Hügel geſtiegen, ohne daß ich es wußte. So biſt du jetzt hinter mir geſeſſen, eine Stunde oder länger, und haſt gewartet, bis ich mich zu dir wende. O, was bin ich gegen dich! Ich hatte dich vergeſſen. Aber du biſt da und während ich an alle Dinge der Welt denke, nur nicht an dich, ſind deine Gedanken nur Liebe zu mir, nur Treue für mich. So biſt du.

Wie ſchwer war dieſe weite Reiſe für dich! Ganz Neues, Unverſtändliches trat an dich heran, nicht wahr? Immer neue und ganz fremde Menſchen und Dinge ſahſt du, unbekannte Gerüche trafen deine Naſe. Dabei ahnteſt du gar nicht, wie meilenfern von deiner alten Heimat dich dein Herr entführte. Aber was da auch kommen mochte: du warſt bei mir und warſt zufrieden. Und hier am Rande der Welt biſt du ebenſo zu Hauſe wie in der großen Stadt, wo wir beide ſo lange gewohnt haben; und wie früher in den Räumen des Forſthauſes, wo du geboren wurdeſt, und in den Wäldern, die ringsum waren. Weil du bei mir biſt und weil ich für dich Heimat

bin und alles, was du denken kannſt. Vermag ich das zu vergelten damit, daß ich dir dein Freſſen gebe jeden Tag, oder daß ich zärtlich deinen Kopf ſtreichle? Ich werde wohl ſtets in deiner Schuld bleiben und immer der Nehmende ſein. Komm, wir wollen gehen.

Ich wäre gerne noch einige Tage hier geblieben. Aber ich kann mit dieſen Leuten nicht ſprechen und daher nicht erfahren, was mir nützlich wäre. Wo immer ich hingehe innerhalb der Anſiedlung iſt eine Schar von Menſchen hinter mir her, die mich anſtarren; gehen, wenn ich gehe; ſtehenbleiben, wenn ich ſtehenbleibe. Das iſt dumm. In der Umgebung umherzuſtreifen oder auf dem Waſſer zu fahren, zu fiſchen oder zu jagen hat keinen Sinn. Dazu werde ich ſpäter noch Zeit genug haben. Mein Gaſtgeber hat mir durch Gebärden und ein lebhaftes, verzücktes Mienenſpiel zu verſtehen gegeben, daß er glücklich und ſtolz ſei, mich zu beherbergen und daß es ſein Anſehen heben würde, wenn ich noch lange bei ihm bliebe. Zumindeſt habe ich es ſo verſtanden.
Geld wird er wohl nicht annehmen. Ich muß ihn aber doch entſchädigen. Das iſt ſchwer! Eine Waffe oder Munition würde ihn am meiſten freuen. Davon kann ich jedoch nichts entbehren. – Ich werde ihm meine Uhr ſchenken! Er wird zwar nicht viel damit anzufangen wiſſen, aber ich brauche ſie nicht. Ich werde die Zeit nicht mehr zählen. –
Ich bin von Lärm aufgewacht. Mein Hund ſaß vor meinem Lager. Ich erkannte nur den Umriß des Kopfes in

der Dunkelheit. Unten waren Stimmen und ſchwere Tritte. Es war klar und ſternenhell. Ich ſah vom Fenſter aus, wie die beiden Brüder meine Sachen forttrugen.
Als ich die Holztreppe hinunterſtieg, leuchtete mir der Schein des Feuers entgegen, das auf dem Herd brannte. Um den großen Tiſch hatten ſich alle Mitglieder der Familie verſammelt; Söhne und Töchter und ſogar die Dienſtboten, und zwei alte Frauen, deren eine die Gattin des Gaſtgebers geweſen ſein mag. Schweigend und vor ſich hinblickend ſaßen ſie in den bunten Feiertagskleidern, mit Pelzmützen und Hauben auf den Köpfen.
Es war ein ſonderbares Bild und ich blieb überraſcht auf der Treppe ſtehen. Sie hatten keine Lampe angezündet, aber das Herdfeuer erhellte den großen Raum bis in alle Ecken und warf wechſelnde Lichter auf die ſtumme Geſellſchaft. Nur der Hausherr erhob ſich, als er die Treppe unter meinen Füßen knarren hörte, nahm die Pelzmütze in die Hand und trat mir entgegen. Er ſprach langſam und feierlich auf mich ein. Ich ſah in dieſes offene, kantige Bauerngeſicht und lauſchte aufmerkſam dieſen eigentümlich harten, dann wieder ſingend weich klingenden Lauten, deren Sinn ich aus ſeinem Mienenſpiel und ſeinen Gebärden nur unvollkommen entnehmen konnte. Nichts als das Praſſeln des Feuers war zu hören außer der Rede des Mannes und dieſe beiden Laute ſchienen irgendwie verwandt, paßten ſeltſam zuſammen und vereinigten ſich zu einem rauhen Wohlklang.
Er war fertig und neigte tief ſeinen grauen Kopf. Ich ſagte nur: „Es war ſehr ſchön bei euch. Ich danke euch!

Ich fahre ſehr weit fort, ſo weit, wie ihr alle gar nicht denken könnt. Wir werden uns nicht wiederſehen. Wenn ihr wüßtet wie wenig Geld ich habe, ſo hättet ihr mit mir wahrſcheinlich nicht ſo viele Geſchichten gemacht. Aber trotzdem: ſchönen Dank!"

Sie hatten alle mit geſpannten Blicken auf mich geſehen. Auch ſie verſtanden kein Wort, aber ſie ſchienen befriedigt. Ich ſaß neben dem Hausherrn und bekam warme Milch und Brot und geräucherten Fiſch.

Als wir aus dem Hauſe traten, war der Himmel rot im Oſten. Die Straße war ſchlecht und hart gefroren. Männer, Frauen und Kinder ſchloſſen ſich uns an, wo wir vorüberkamen, und es wurde ein anſehnlicher Zug. Viele ſtanden ſchon unten bei meinem Boot.

Es ging ein ſchwacher Wind aus Nordweſten, ſo wie wir ihn brauchten. Meine Leute hatten das viereckige Segel aufgezogen. Ich ſah, wie mein Wirt mit beſchwörendem Geſichtsausdruck auf den älteren der beiden Brüder einſprach. Der erwiderte feierlich und ſchlug mit der Hand auf ſeine Bruſt. Anſcheinend ſchwor er, mich heil wieder zurückzubringen.

Der Bürgermeiſter ſprach einige Worte zu mir und dem verſammelten Volk, wobei er ſtolz meine Taſchenuhr im Kreiſe herumzeigte. Ich ſchüttelte ihm und noch einigen Männern, die um ihn ſtanden, die Hand. Dann ſtieg ich ins Boot, das ſich langſam vom Ufer löſte und kleine Fahrt gewann. Ich ſah zurück und hob den Arm zum Gruß. Aber die Leute blieben unbewegt und ſtumm.

Es liegt ein Hauch des Frühlings in der Luft. Und es ist doch erst Anfang März! Den Tag weiß ich nicht mehr genau. Davon habe ich mich schon losgemacht.

Die Sonne scheint und es ist warm, obwohl ein schwacher Wind geht. Ich sitze am Heck zurückgelehnt und es ist still im Boot. Nur das leise Quietschen des Tauwerks ist zu hören und das silberne Anschlagen kleiner Wellen an die Bootswand. Der Wasserarm wird breit wie ein kleiner See und so flach, daß ich die rundgeschliffenen Kiesel des Grundes sehen kann, über die der Schatten meines Schiffes hingleitet. Das Wasser ist blau wie Stahl, goldgelb umrandet vom Schilfrohr, das, vom Schnee und Wind geknickt und niedergedrückt, die verlandenden Ufer säumt. Im seichten Wasser hat es seine Vorposten schon bis in die Mitte des Armes vorgeschoben und mit leisem Wetzen gleitet das Boot zwischen ihnen durch.

Da sind Enten. Hunderte. Nein, Tausende. Sie decken die ganze Fläche vor mir mit einer schwarzen wimmelnden Masse und rufen tief und rauh. Es ist fast wie ein vielstimmiger Balzgesang von Krähen. Sie liegen tief im Wasser und in jedem Augenblick sehe ich viele von ihnen verschwinden und andere wieder auftauchen. Schwarz sind sie, mit gelbroten Schnäbeln, und einige haben weiße Spiegel auf den Schwingen. Samtenten und Trauerenten wahrscheinlich. Sie haben Verspätung und werden nicht mehr lang rasten bei dem schönen Wetter. Morgen

um dieſe Zeit ſind ſie vielleicht ſchon weit, unterwegs nach ihrer Heimat im Norden.

Ich bin neugierig, wie nahe ſie mich herankommen laſſen. Hundert Schritte. Achtzig Schritte. Auf fünfzig Schritte Entfernung ſtehen die erſten auf; zwei, drei, dann zwanzig und mehr, ſtreichen mit leiſe ſingendem Flügelſchlag niedrig über die Köpfe der anderen hinweg – ich ſehe ſie kaum mehr – und fallen wieder ein. So geht es fort und es dauert eine ganze Weile, bis alle dran geweſen ſind. Dann wird es ihnen zu dumm. Plötzlich gehen ſie alle hoch und es iſt nichts als tauſendfältiges Durcheinanderwirbeln und Flügelflattern, Schwingenſauſen und erregtes Rufen in der Luft. Eine Weile ſetzt das Sonnenlicht aus, als ob eine Wolke vorüberzöge. Sie ſtreichen über unſere Köpfe zurück und fallen weit hinter uns wieder ein. Weiß giſchtet das Waſſer auf unter dem Anprall der tauſend Vogelleiber.

Es iſt eine Fahrt durch ein Land von paradieſiſcher Unberührtheit. Und doch bin ich hier noch im Bereich der Menſchen. Fiſcher befahren dieſe Gewäſſer und Jäger durchſtreifen die Wälder. Geſehen habe ich allerdings noch niemand ſeit unſerer Ausfahrt. Einmal nur ſind Schüſſe gefallen in der Au und ab und zu ſieht man eine Feuerſtelle am Ufer. Morgen oder übermorgen erreichen wir die Station. Dann kommt die unbekannte und unbewohnte Wildnis, mein Reich. Mit jedem Windſtoß, der unſer Segel bläht, und mit jedem Ruderſchlag verſinkt die Menſchenwelt mehr hinter mir mit ihrem Grauen. Ich fühle mich freier und froher von einem Tag zum

andern. Mir iſt, als wäre ich geſtorben geweſen und nun gereinigt und geläutert zu einem neuen Leben erwacht.
Wir rudern und rudern und gönnen uns keine Ruhe vom erſten Morgenſtrahl bis zum Abend. Unſer Waſſerweg dreht ſich nach allen Richtungen, ſo daß wir zumindeſt einmal am Tage das Segel aufziehen können, wie immer der Wind auch weht.
Langſam ziehen die Auen vorüber zu beiden Seiten, aufgelöſt in hundert und aber hundert Inſeln. Immer neue tauchen auf bei jeder Biegung des Weges, dem wir nun ſchon ſeit Tagen folgen, und zwiſchen ihnen winden ſich, geheimnisvoll und unentwirrbar, blaugrüne Gewäſſer in eine unbekannte Wildnis, locken verheißend zu abenteuerlicher Entdeckerfahrt.
Immer neu und immer anders ſind die Bilder des Auwaldes. Da ſtehen die mehrhundertjährigen Wälder der harten Au, auf hohem Ufer, mit den Eichen und Ulmen, die vier Männer nicht umſpannen könnten; mit ſchlanken Eſchen und verwitterten Schwarzpappeln, deren hoch aufgereckte Häupter dem Schattenriß des Auwaldes die tief gezackte, zerriſſene Linie geben. Käfer und Pilze und die vielen kleinen Feinde des Holzes arbeiten in ihnen, machen ſie morſch und höhlen ſie aus, und das Wetter faßt ſie und ſchleudert ſie krachend zu Boden in einer ſtürmiſchen Nacht. So wird Raum für ein neues Geſchlecht. In der engen Durchfahrt aber liegen oft mächtige zerſplitterte Wipfel und ſperren uns den Weg. Dann arbeiten wir mit Säge und Hacken und ziehen das Schleppnetz ein, damit es nicht hängen bleibt.

Auf den Haufen iſt der Wald jünger; denn ſie hat der Strom erſt vor hundert oder fünfzig oder fünf Jahren aufgeworfen. Sandbänke ſind da, tot und kahl wie Land am erſten Schöpfungstag. Vielleicht ſind ſie erſt vor einigen Wochen entſtanden, Zeugen der unbezähmbaren Wildheit dieſes Stroms, der von einer Überſchwemmung zur andern ſeinen Lauf verändert; ſich ſelbſt durch Ablagerungen den Weg im alten Bett verſperrt und plötzlich brauſend ſeinen Weg dort nimmt, wo lange Zeit hindurch ſtilles und verträumtes Altwaſſer war; Land untergräbt und wegreißt, das er vor Jahrzehnten aufgebaut hat und die entwurzelten Bäume wochen- und monatelang mit ſich führt; und wieder neues Land aufſchüttet, von dem der Auwald Beſitz ergreift – auf wie lange? So wandelt der Strom andauernd das Geſicht der Landſchaft und man muß hier zu Hauſe ſein, um ſich zurechtzufinden. Allein wäre ich hier wohl nie durchgekommen; ich hätte zumindeſt viel Zeit verloren.

Blauer Sonnendunſt liegt über allem und es iſt Mittagſtille. Die Grauerlen winden ihre gleißenden Leiber in der Sonne und aus dem rötlichen Äſtegewirr der Weiden leuchten die weißen Stämme der Silberpappeln. Ein Eichelhäher rätſcht verliebt in der Au und irgendwo weit antwortet ihm einer. Klatſchenden Flügelſchlags ſtreichen zwei Ringeltauben aus der ſperrigen Krone eines Dürrlings, unter dem wir durchfahren. Senta, die vor mir auf dem Boden ſitzt, ſchaut ihnen aufmerkſam nach.

Die Gipfel der Bäume erzittern in der warmen Luft und

es ſcheint, als wäre geheimnisvolles Leben in ihnen. Liegt nicht ſchon ein zarter grüner Hauch über den Riedflächen? Und ein Hartriegelſtrauch, an dem wir vorüberfahren, hat große runde gelbe Knoſpen.

Der Wind ſchläft ein und meine zwei Kerle rudern. Es ſind handfeſte Burſchen. Sie haben Pranken wie Bären und Muskeln wie Stiere. Die Strömung iſt hier, weitab vom Hauptſtrom, ſchwach und kaum wahrnehmbar und wir kommen gut vorwärts. Ich paddle mit einem kurzen Ruder, denn das tagelange Stillſitzen im Boot iſt keine leichte Aufgabe. Über die erſten Blaſen an den Händen bin ich ſchon hinaus. Ich habe das Gefühl, als hätte ich durch dieſe ganz natürliche und ſelbſtverſtändliche Arbeit mein Anſehen bei dieſen einfachen Menſchen ſehr untergraben. Aber ich komme ganz gut mit ihnen aus, obwohl ich mit ihnen nicht ſprechen kann. Wenn ſich auch das Ohr an einige immer wiederkehrende Lautfolgen gewöhnt hat und ich ihre Bedeutung ungefähr erfaßt habe, ſo ſtolpert immer wieder die Zunge darüber. Aber ich bemühe mich nicht beſonders, denn es iſt nicht notwendig. Das wenige, das wir uns zu ſagen haben, ſprechen wir durch Zeichen und lachen oft alle zuſammen, wobei ich unſicher bin, ob der Gegenſtand des Lachens uns gemeinſam iſt. Wenn ich etwas von ihnen will, ſo rufe ich einfach: „Hö!" Da ſehen ſie auf mich oder kommen zu mir gelaufen. Sie ſind nicht beſonders geſcheit, aber ſie kennen den Weg und das Waſſer und ſind brave und gute Menſchen. Ich kann mich auf ſie verlaſſen.

Den Hauptſtrom – der ſich, wie ich bemerkt zu haben glaube, öfter in zwei oder mehrere Äſte mit gleichſtarker Strömung teilt – habe ich erſt einmal geſehen, als wir ihn überſetzen mußten, um auf der anderen Seite weiterzufahren. Ein gelbes, lehmiges Waſſer, ſchluckſend und rauſchend, mit manchem unbekannten dumpfen Laut ſchreckend, von den Kieſelgeſchieben, die am Grunde mitrollen. Hunderte Enten ſtanden auf, als wir aus dem Widerſtrom hinausſtachen. So weit ich ſehen konnte, ſtromauf und ſtromab waren Vögel auf dem Waſſer, deren Zahl jeder Schätzung ſpottete. Sie trieben mit dem Strom und immer waren große Flüge und einzelne in der Luft, die ſtromaufwärts zogen, um wieder einzufallen. Nur um unſer Boot blieb ein großer Kreis frei.

Da waren Stockenten und Schnatterenten; plötzlich mengte ſich ein helles Läuten in das Schwingenpfeifen der vielen über uns: Schellenten. Wie weiß-ſchwarze Kobolde geiſterten ſie in der Maſſe der anderen, die eintönig grau ausſahen. Weit oben verſtummte ihr Klingeln. Graugänſe waren da, trieben bis auf hundert Schritte an uns heran. Dann erhoben ſie ſich mit viel Lärm und ſtrichen ſtromauf. Ein Flug Möven ſegelte über allem mit jauchzenden Rufen und keckerndem Plaudern. Treibholz zog im Strom. Hoch ragten Äſte und Wurzeln aus dem Waſſer. Krähen ſaßen darauf und fiſchten nach Nahrungsbrocken. Manchmal drehte ſich der Baum in der Strömung um ſich ſelbſt und ſie verloren den feſten Halt unter ſich. Dann ſtrichen ſie rüttelnd und ſchwebend über ihm weiter und warteten, bis er zur Ruhe

gekommen war; ließen ſich auf ihm nieder und fuhren weiter dahin wie auf einem Schiff. Eines war noch, das mir dieſes Bild zum großen Erlebnis machte: acht Singſchwäne, blendend weiß und mit lang ausgeſtreckten Hälſen, ſtrichen in großer Höhe langſam gegen Norden, und gellend und rauh, aber weicher und wohltönender, je weiter ſie ſich entfernten, und ſchließlich wie ferne Glocken drang ihr vielſtimmiger Ruf zu mir. Ich ſah ihnen lange nach, als ſie längſt in der Ferne verſchwunden waren.

Auch uns hatte der Strom weit abgetrieben und meine Leute zogen an einem langen Seil die Boote ſtromaufwärts. Ich blieb im Boot und ſteuerte vom Lande ab. Zu Hunderten ſtiegen dabei die Enten auf, die wie auf eine Schnur gereiht an der Waſſerlinie ſaßen. Hinter uns ſenkten ſie ſich wieder nieder und alles war ſo wie vorher.

Ich hatte das Gewehr ſchußbereit. Gerne hätte ich eine Gans geſchoſſen. Aber die hielten ſich fern von uns. So ſchoß ich auf zwei Stockenten, die einzeln vorüberſtrichen. Die zweite fiel. Ich mußte Senta feſthalten, die voll Eifer ins Waſſer wollte. Aber ich konnte die Ente vom Boot aus erreichen. Auf die Schüſſe hin war im weiten Umkreis alles in der Höhe. Die Luft war ſchwarz von tauſend ſchwirrenden und rudernden Punkten, die ſich von uns entfernten. Sogar die Triftbäume fuhren leer vorüber. Aber nach wenigen Minuten ſtrichen wieder die erſten Schoofe über meinen Kopf und bald war die alte Ordnung wieder hergeſtellt.

Meine zwei Männer zogen das Boot bis zu einer kleinen Bucht, von der ein ruhiger Wasserarm seinen Ausgang nahm. Wir haben da festgemacht und ich ging, teilweise gedeckt durch Weidengestrüpp, am Ufer entlang. Ich schoß einige Male und brachte drei Enten heim, die wir zum Nachtmahl am Spieß brieten. Senta hatte sie geholt. Ich rieb die Hündin mit dürrem Gras trocken.

Die Nacht war bedeckt und finster, aber vom Abenddämmern bis zum Morgengrauen trat nicht einen Augenblick Ruhe ein in der Luft. Bald war es der pfeifende Flug der Stockenten oder das wunderbare hundertstimmige Geläute der Schellenten, bald das leise Ziſcheln des Spießentenfluges. Zwischendurch riefen die Gänse aus der Höhe, die auf rauschenden Schwingen gegen Norden zogen.

Von übermächtiger Schönheit sind die Auf- und Untergänge der Sonne in dieser herben Landschaft. Wir sind zeitig auf, da uns die Morgenkälte nicht in den Tag hinein schlafen läßt. Zudem will ich rasch vorwärts kommen. Das Wetter ist bis jetzt immer gut gewesen. Ich muß es ausnützen. So erlebe ich es fast jeden Morgen, wie erst ein schmaler Streifen rot wird im Osten, dann die Glut emporwächst am Himmel und die vom Wind zerrissenen kleinen Wolken zu leuchten beginnen. Und am Abend stehe ich oft und schaue gegen Westen, bis der letzte Strahl erloschen ist.

Vor einigen Tagen war föhniges Wetter. Ein warmer hoher Wind rumorte in den Bäumen. Er wehte von Südwest und wir hatten das Segel eingepackt und ruder-

ten. Es war harte Arbeit und ging langſam. Das Waſſer warf Wellen mit weißen Kämmen.

In der Nacht wälzte ich mich ſchlaflos. Ich öffnete den Zeltſpalt und ſtreckte den Kopf hinaus. Der abnehmende Mond ſtand tief am Horizont hinter großen Wolken, die im Sturm über den Himmel liefen und ein zerſtreutes Dämmerlicht war über der Landſchaft. Selten nur wurde der Blick frei auf ein Stück ſchwarzen Himmels mit ein paar Sternen, die verſchwommen ſchimmerten; oder es trat für einen Augenblick der ſchmale Mond aus den Wolken. Der Wald rauſchte und ſtöhnte im Frühlingsſturm. Es war ein Krachen von Äſten, ein Praſſeln und Dröhnen ſtürzender Bäume. Ein Pfeifen, Jaulen und Kreiſchen, ein Singen und Weinen lag in der Luft. Zwiſchendurch trug der Wind den Schwingenſchlag der Enten herab. Sie ſtrichen niedrig über die Au und ich ſah ſie wie ſchwarze verwiſchte Kreuze auftauchen und im Ungewiſſen verſchwinden. Sie waren die einzigen, deren Beweglichkeit durch dieſes Wetter nicht beeinträchtigt wurde. Alle anderen lagen feſt und ich ſah und hörte nichts von ihnen.

Mir war der Schlaf völlig vergangen. Ich warf die Kleider über und ging hinaus. Meine Führer ſchliefen in ihrem einfachen Zelt. Sie ſpannen einen Strick zwiſchen zwei Bäumen, werfen das Segel darüber, deſſen Ränder ſie mit Steinen beſchweren. Ein wenig trockenes Schilf und dürres Laub als Unterlage – das iſt alles. Der Wind hatte das Feuer wieder angefacht. Zwiſchen den großen Rundſteinen, mit denen ich die Aſche bedeckt hatte,

züngelte es rot auf und bei jedem Windstoß stoben die Funken davon. Ich stieß die Steine auseinander und zerschlug das Feuer.

Der Auwald jenseits des Wassers war wie eine dunkle Wand riesenhafter Menschen, die demütig die Köpfe neigen unter dem Druck einer übermächtigen Kraft. Ich saß lange am Bootsrand und sah über das Wasser, dessen Wellen sich plätschernd im Randschilf brachen. Ein Wasserhuhn rief hart und hohl im Rohr und weitab, jenseits des Armes, schimpfte laut und schneidend ein Steinkauz.

So saß ich und lauschte der Musik des Windes und der Nacht. Ich fühlte mich eins mit dieser wunderbaren kraftvollen Natur und hatte eine glückliche Stunde. Erst, als der Wind mich durchgeblasen hatte und mir kalt wurde, ging ich. Ich lag noch lange mit offenen Augen, bevor ich in unruhigen Schlaf verfiel. –

Immer gleich ist diese Landschaft. Aber jeder Tag bringt Neues und Schönes. Gestern ging fünfzig Schritte vor uns ein Rudel Rothirsche flüchtig durch das seichte Wasser. Der starke alte Leithirsch hatte das neue Geweih schon weit über spannhoch geschoben. Andere hatten eben oder vor nicht langer Zeit abgeworfen und trugen die blanken weißen Abbruchstellen zur Schau. Einige Zehner- und Achterhirsche, die hinterherkamen, hatten noch auf. Ein Einstangenhirsch war dabei und trug das Haupt schief. Hoch rauschte das Wasser auf. Dumpf stampften sie über die Uferböschung und verschwanden in der Au. Lange hörte man das Krachen des Lagerholzes und das

Anſtreifen der Geweihe. Ein breites Band braun wolkenden Schlammes ſtand im Waſſer und eine naſſe Spur zog ſich über den Uferrand in die Au.

Einzelne Möven ſind plötzlich in der Luft. Man weiß nicht, woher ſie kommen. Wie trunken gaukeln ſie im durchſonnten Raum, wenden, ſtürzen und rudern weiter. Ihr Ruf iſt rauh und ermüdend in ſeiner Eintönigkeit. Aber ich liebe ihn. Es liegt ſo viel Sorgloſigkeit darin und Freude am Leben, an der Sonne, an blauer Luft und blauem Waſſer.

Ganz oben im Gipfel einer alten Silberweide turnt ein kleines Vöglein, kaum ſichtbar für den, der nicht darauf achtet. Aber ſilbern und klar tönt ſeine Stimme über die Au: zilp zalp zilp zalp. Jeder ſoll es wiſſen, daß der Frühling kommt. Auch die Stare ſind ſchon da, hocken in Geſellſchaften in den Baumkronen und ſchwatzen, ſchmatzen und pfeifen, ſtreichen ab und zu. Sie ſind die erſten und geben das Zeichen zum Aufbruch.

Welch ein Leben mag jetzt auf den großen Strömen und Seen des Südens herrſchen, wo ſich Millionen von Vögeln ſammeln, große und kleine, ſtarke und ſchwache, aus Hunderten von Arten; aber alle den hämmernden, drängenden Trieb im Herzen, das Sehnen nach der Heimat, die Erwartung, die Erregung vor der weiten, gefährlichen Reiſe! Wieviele kleine Vogelleiber werden ermattet auf dem Wege bleiben, wieviele unbarmherzigen Feinden zum Opfer fallen! Aber die übrigbleiben, die durchkommen, ruhen nicht eher, bis ſie die Heimat wiedergefunden haben. Sie kommen! Sie kommen!

Und die Wintergäſte, die auf dem Strom wimmeln, werden über Nacht verſchwunden, abgereiſt ſein in ihre nordiſchen Einöden. Auch der Rauhfuß, der über uns ſeine Kreiſe zieht, immer höher, und ſeinen hellen Katzenruf in den Nachmittag erſchallen läßt, als wäre es ein Abſchied. Auch er. Gute Fahrt euch allen!

Heute iſt der ſchönſte Tag meiner Reiſe. Ich kann den Wunſch nicht unterdrücken, an Land zu gehen und durch den Wald zu ſtreifen. Zudem bin ich ſchon ganz ſteif vom langen Stillſitzen. Ich ſuche mit den Augen einen Lagerplatz in der vorüberwandernden Au.

„Hö!" rufe ich, winke den Ruderern ab und ſtrecke den Arm nach einer Stelle am Ufer. Die Regie klappt und der Kiel knirſcht auf den Sand. Der „Kap" – ſo nenne ich den älteren der beiden Brüder, weil er der Kapitän meines Schiffes iſt – nimmt das Schleppnetz aus dem Waſſer. Einige Weißfiſche ſind darin, Rotaugen und ein ſchöner Barſch. Die ihm zu klein ſind, wirft er zurück ins Element. Das Netz mit den übrigen ſchleudert er ans Ufer, wo ſie ſich totzappeln ſollen. Ich gehe hin und ſchlage ſie mit einem Stecken ab. Verſtändnislos ſchauen mir die beiden zu und halten mich für verrückt. Sie ziehen das Boot und den Kahn auf den Sand und packen aus. Auch Senta tut es wohl, endlich an Land zu kommen. Sie iſt ein braves Tier und vollkommen bootrein.

Ich ſtecke eine Handvoll Patronen ein, hänge das Gewehr um und gehe. Ich habe mir zwar vorgenommen, Munition zu ſparen und nur auf ſitzendes Wild zu ſchießen. Aber von dieſem Grundſatz bin ich längſt abgegangen

in dieſer reichen Natur, wo mich jagdbares Wild in unzähligen Formen und unſchätzbaren Mengen bei Tag und bei Nacht umgibt. Das Jägerblut meiner Väter rührt ſich in mir und die heiße reine Freude am Jagen. So ſchreite ich lautlos taſtenden Fußes dahin, mit einem Blick immer alles umfaſſend, was um mich iſt: den Boden und das Waſſer, die Baumwipfel und die luftige Höhe, jederzeit bereit, meinen Schuß dahin oder dorthin zu werfen, und nur die beſchränkte Möglichkeit, das geſchoſſene Wild zu verwerten, gibt mir Maß und Grenze.

Das Eindringen in die Au iſt nicht leicht wegen des unglaublich verfilzten Wirrſals von Waldreben, Brombeerſträuchern, Weißdornen und anderem Schlingzeug. Ich ſinke tief in die Bodendecke ein, in verrottetes Laub und morſches Aſtwerk. Bei jedem Schritt kracht es trotz aller Vorſicht. Da bleibe ich lieber draußen am Waſſer. Ich ſtoße einen Haſen aus dem hohen gelben Gras; unter meinen Füßen rumpelt er davon. Dreißig Schritte weiter macht er einen Kegel und äugt nach mir. Das Gewehr zuckt in meiner Hand. Haſenbraten wäre zur Abwechſlung nicht ſchlecht. Aber vielleicht iſt es eine Häſin und hat hier irgendwo ihre friſchgeſetzten Jungen liegen. Es iſt doch März. Friede ſei mit dir, o Haſe! Ich winke ihm mit der Hand und er hoppelt ab.

Senta wäre beinahe nervös geworden bei dieſem Zwiſchenſpiel. Nun iſt ſie entſpannt und ich klopfe ſie beruhigend. Sie muß auch wieder lernen. Der lange Aufenthalt in der Stadt hat ihr nicht gut getan. Wenn ſie Wild in die Naſe bekommt, wird ſie gleich ganz närriſch. Sie wird

ſich raſch daran gewöhnen. Auch der Appell iſt nicht mehr ſo gut wie früher und mit dem Bringen geht es recht langſam. Nun, wird alles wieder werden, mein Hund. Iſt nicht leicht, in der Großſtadt Jagdhund zu ſein.

Ich höre Gänſe. Raſch wechſle ich die Patronen. Sie kommen näher. Da ſind ſie ſchon! Rauſchend fallen ſie ins offene Waſſer ein, unerreichbar für mich. Der Schilfgürtel iſt zu breit. Ich ſtehe lange und warte, aber es wird nicht beſſer.

Die Sonne geht zur Neige, eine rot glühende Scheibe hinter dem tauſendfältigen Gitterwerk der ſchwarzen Äſte. Es iſt, als läge feiner glühender Dampf zwiſchen den Stämmen und über den Waſſern. Weit hinauf reicht das purpurne Licht in den reinen Himmel; nur hoch über mir iſt er tief dunkelblau und eine einzige kleine roſige Wolke ſchwimmt darin, mit violetten Schatten.

Schwere graublaue Wolken liegen am Horizont im Weſten und die Sonne zaubert ihnen glühendrote Ränder. Über ihnen treten feine Wölkchen hervor von einem wunderſamen gelblich roſenfarbenen Ton, der langſam verblaßt. Eine Singdroſſel auf einer Baumſpitze am Rande des Waſſers jubelt der Sonne die Glückſeligkeit dieſes goldenen Tages nach.

Ich gehe durch die Dämmerung denſelben Weg zurück, den ich gekommen bin. Enten ſtreichen dicht über mir, aber ich ſehe ſie nicht mehr. Von weitem leuchtet das Lagerfeuer und weiſt mir den Weg.

Weiter! Weiter!

Wir ſind im Nebel über den Strom gefahren, um wieder auf das linke Ufer zu gelangen. Es iſt alles grau ringsumher. Dort, wo die Sonne am Himmel ſteht, iſt es etwas lichter. Ich ſehe nur einen Kreis gurgelnden Waſſers um unſere Boote. Die Bäume des rechten Ufers ſind längſt verſchwunden hinter uns und vom anderen Ufer iſt noch nichts zu ſehen. Wir rudern mit ganzer Kraft, aber es ſcheint, als kämen wir nicht weiter in der zähen grauen Maſſe.

Da ſind plötzlich Stimmen auf dem Waſſer, ganz nahe bei uns, und das Plätſchern und Quietſchen von Rudern kommt heran. Ein großer grauer Schatten löſt ſich aus dem Nebel mit ungenauen Umriſſen, kommt auf uns zu. Meine zwei Ruderer ſehen ihn nicht. Ich ſchreie aus vollem Halſe „Hö", damit auch die auf dem anderen Boot es hören, und ſetze mit aller Kraft das Ruder ein, um die Fahrt unſeres Bootes zu hemmen. Drüben haben ſie uns bemerkt und rufen herüber und meine zwei rufen zurück. Eine große Zille mit einigen Männern gleitet an uns heran, zwanzig Schritte vor unſerem Bug, und da auch drüben nicht mehr gerudert wird, treiben wir eine Weile nebeneinander. Inzwiſchen hat ſich eine laute Unterhaltung angeſponnen zwiſchen meinen Leuten und den anderen, daß es widerhallt im Nebel. Dann kommen wir auseinander und das fremde Fahrzeug verſchwindet. Ich ſtaune, wie ſicher und unbeſorgt dieſe Männer auf dem Strom fahren, ohne ſeine Ufer zu ſehen.

Heute werden wir wieder eine Stunde lang ſtromauf ziehen müſſen. Wir ſind weit abgetragen worden. Dann kommt auf einmal der Kiel auf Sand und wir ſtehen mit einem Ruck ſtill. Sind wir auf einer Sandbank im Strom oder ſchon am andern Ufer? Die Brüder ſpringen aus dem Boot und rollen das Seil ab. Wir ſind alſo drüben. Auch mein Hund ſpringt über den Bootsrand und patſcht durchs ſeichte Waſſer an Land. Ich bleibe im Boot, um vom Ufer abzuſteuern. Sie ſtoßen das Boot in die Strömung zurück und das Seil ſtrafft ſich. Ich ſehe nichts von meinen Führern. Nur ihre ſchweren Schritte höre ich halb rechts aus dem Nebel und das Knirſchen ihrer Schuhnägel auf den Kieſeln; und ein Stück vom Seil iſt vor mir, das in einem beſtimmten Winkel zur Bootsachſe geſpannt ſein muß.

Es iſt eine ſchlechte Fahrt. Das Seil verwickelt ſich in angeſchwemmten Wurzelſtöcken, dann wieder hängt es im Weidengeſtrüpp. Dann fahre ich auf den Sand und muß hinaus ins Waſſer, um wieder flottzumachen. Und ſchließlich ſtößt der Bug dumpf an einen wirren Berg von Treibholz, dem ich nicht mehr ausweichen konnte.

Wir hätten abwarten ſollen, bis ſich dieſer Nebel hebt, der uns alle blind macht. Aber ich eile, an mein Ziel zu kommen und treibe die zwei bei jeder Gelegenheit an. Ich habe dieſe Entfernungen unterſchätzt. Ein gewaltiger Weg iſt noch vor mir.

Wir müſſen halten. Es geht nicht mehr. Der Nebel iſt noch dichter geworden. Es iſt ganz windſtill. Die Brüder ſchimpfen und fluchen, weil ſie das Seil nicht freikriegen

können. Ich rufe ihnen zu und setze mich am Ufer auf einen Treibstamm. Sie machen mit trockenem Gras und kleinem Holz – wovon sie einen Vorrat immer im Boot mitführen – rasch ein Feuer und nähren es mit den umherliegenden Treibholzstücken, die halbwegs ausgetrocknet sind. Aber es dauert lange, bis die Flamme hochschlägt. Es ist zu viel Feuchtigkeit in der Luft.

Wir stellen den Spieß auf und braten den Hasen. Ich habe gestern abend doch einen geschossen. Es waren zwei. Lange Zeit hetzten sie vor mir im Gestrüpp umher. Ich schoß den zweiten. Es war ein Rammler, wie ich vermutet hatte.

Auf den Geruch vom gebratenen Fleisch ist plötzlich auch Senta wieder da. Abwartend sitzt sie in einiger Entfernung und beobachtet mich scharf, um herauszubekommen, wie ich über ihre lange Abwesenheit denke. Denn sie weiß, daß ich es nicht leiden kann, wenn sie allein jagen geht. Ich tue, als sähe ich sie nicht. Da ihr aber der Bratenduft unwiderstehlich durch die Nase zieht, schleicht sie langsam näher und hält sich an meine Leute, als wäre ich nicht da. Dabei weiß ich genau, daß sie prüfend zu mir herüberäugt, wenn sie an einem Happen kaut. Erst als ich ihr verzeihend einen guten Brocken hinwerfe, kommt sie zu mir und ist froh und erleichtert.

Am frühen Nachmittag erhob sich plötzlich ein guter Bergwind, der in wenigen Augenblicken den Nebel hob und lichtete. Ich zog das Segel auf und meine Leute spannten sich vor das Seil. Bald sah man wieder die Au am anderen Ufer und ein Fleckchen hellblauen Himmels

ſchaute auf uns herab. Für den Reſt des Tages leuchtete uns die warme Sonne und das Boot ſchoß mit ungewohnter Schnelligkeit vor dem Winde dahin.

Trotzdem erreichten wir an dieſem Tage die Station nicht mehr. Gegen Abend fiel wieder Nebel ein und wir mußten halten. Obwohl ich bei dieſem Wetter keinesfalls mit Jagdbeute rechnen konnte, machte ich doch den gewohnten kleinen Rundgang um das Lager. Aber Diana, die unberechenbare Göttin, lächelte mir. Wildgänſe, die im Nebel nach einem Einfall ſuchten, ſtrichen niedrig über mir. Ich ſchoß zweimal. Eine fiel wie ein Stein ins Schilf. Der Widerhall meiner Schüſſe war noch nicht verrollt, als neuerdings ein Flug Gänſe – oder waren es dieſelben? – erſchreckt und in völliger Unordnung, mit Blindheit geſchlagen im dicken Dunſt, laut rufend dicht über den Wipfeln ſtrich. Ich ſchoß wieder. Senta, die mit der erſten Gans im Fang aus dem Schilf tauchte, ſah die letzte fallen. Raſch legte ſie mir die erſte vor die Füße und jagte davon, um die andere zu bringen, die durchs Aſtwerk ſchlagend auf feſten Boden gefallen war. Ich ließ ſie gewähren. Es war eine alte ſchwere Gans.

Aber zwei liegen noch im Schilf. Such, bring, mein Hund! Lange ſucht und planſcht ſie im rauſchenden Schilf. Auf einmal hält ſie inne und es iſt einen Augenblick ganz ſtill. Dann iſt plötzlich ein ſcharfes Ziſchen, wie in höchſter Todesangſt, eine heftige Bewegung im Rohr, lautes Flügelſchlagen – und Stille. Mein Hund macht ganze und raſche Arbeit.

Eine liegt noch draußen, mein Hund! Eine noch! Such, ſuch, ſuch und bring!

Sie ſucht lange. Dann kommt ſie mit hängendem Lecker – ohne Gans, und ſieht mich fragend an. Ich ſtreichle ſie und ſpreche zu ihr. Sie weiß, es iſt da irgendwo noch etwas zu holen. Und wieder ſucht ſie und wieder und noch einmal ſchicke ich ſie ins Schilf. Ich habe doch deutlich geſehen, wie die Gans fiel! Aber wahrſcheinlich war ſie nur an der Schwinge verletzt, hat das freie Waſſer gewonnen und iſt davongerudert. Schade! Nicht wegen des Bratens, der uns entgeht, ſondern wegen der Leiden, von denen ich ſie nicht erlöſen kann.

Es iſt inzwiſchen finſter geworden und ich muß die Nachſuche aufgeben. Ich habe ein ungutes Gefühl und kann mich nicht recht freuen über die reiche Beute. Zwei junge Gänſe ſind es und eine alte. Dieſe braten wir für Senta. Jawohl, mein Hund!

Meine Führer hatten am nächſten Morgen ſchon alles fertig gemacht und wunderten ſich, da ich mit der Abfahrt zögerte. Aber ich hatte zuvor hier noch etwas zu ordnen. Ich winkte die zwei zu mir und unterrichtete ſie ſo gut ich konnte. Sie fuhren im Kahn in der Mitte des Waſſers, während ich am Rande ging und den Hund im Schilf ſtöbern ließ. Kleine Enten und Stockenten ſtanden auf, aber ich ſchoß nicht. Zuerſt mußte die Gans gefunden werden. So ſtreiften wir beinahe eine Stunde weit. Dann ließ ich mich über den Arm ſetzen und wir ſuchten auf der andern Seite ebenſo zurück. Plötzlich ſchrien die Männer durcheinander und zeigten nach vorne.

Ich lief, ſah aber zuerſt nur meinen Hund, der mit größter Anſtrengung ins offene Waſſer hinausſchwamm. Dann ſah ich auch die Gans, die verzweifelt vor ihm davonruderte. Aber ſie war viel ſchneller als er. Ich rief und winkte den Leuten, raſch nachzufahren. Sie verſtanden mich nicht gleich und inzwiſchen war die Gans wieder im Schilf verſchwunden.

Ich pfiff die Hündin ab, lief mit ihr vor und ließ ſie, die ſchon völlig erſchöpft war und hechelte, noch einmal ſtöbern. Kurz darauf raſchelte es im Schilf und die Gans lief mit ihrer letzten Kraft ins dichte Unterholz hinein. Eine Schwinge hing zerſchoſſen herab. Ich ſandte ihr einen Schuß nach. Senta brachte ſie und tat ſich mit fliegenden Flanken und keuchend nieder.

Ich wiſchte mir die Stirne. Es war harte Arbeit geweſen. Aber wir hatten unſere Pflicht getan.

Ich war wieder froh und guter Dinge und die geſtern unterdrückte Freude an der Beute brach in mir durch. So hat der Tag gut angefangen.

Gegen Mittag kamen wir an eine Stelle, wo ein Boot und mehrere Zillen und kleine Kähne an Pflöcken hingen oder auf dem Sande lagen. Der Kap ſagte etwas zu mir und ſtreckte den Arm danach aus.

Wir waren bei der Station. Mit leiſem Ziſchen fuhr der Kiel auf den feinen Sand. Fiſchnetze waren zum Trocknen aufgeſpannt und Reuſen lagen umher. Ich hatte nicht die Abſicht, hier länger zu bleiben als notwendig war, um mir die „Station" anzuſehen.

Die Uferböſchung war ſteil und hoch. Das erſte, das ich

ſah, waren zwei magere, unbeſchreiblich ſchmutzige Ziegen auf einem kleinen Raſenplatz. Wir durchquerten auf einem Steig ein kleines, durch Stockausſchläge gebildetes Dickicht und ſtanden an einer großen Blöße, die zum Teil Wieſe, zum Teil durch einen ſperrigen Holzzaun begrenzter Acker war. Am Rande der Au ſtanden einige verſchieden große Hütten unregelmäßig um eine mächtige Ulme herum, die mit ihrem hohen Alter eher eine Gefahr als einen Schutz für das Anweſen bedeutete.

Zwei große Hunde fuhren aus einem Verſchlag heraus, bellten und heulten wie raſend und zerrten an ihren Ketten, ſo daß die Hühner erſchreckt das Weite ſuchten. Ein kleines Kind ſaß auf der Schwelle der offenen Haustür und ſchrie, als es unſer anſichtig wurde. Gleich darauf erſchien ein größeres in der Tür, ſteckte den Finger in den Mund und ſchaute nach uns. Dann ſah ein Frauenkopf beim Fenſter heraus und verſchwand wieder. Schließlich trat ein bärtiger Alter aus dem Haus, die unvermeidliche Pelzmütze auf dem Kopf. Erſt ſpähte er prüfend nach uns, dann trieb er mit Scheltworten und Klapſen die Kinder in das Haus; hob ein ſchweres Holzſcheit aus dem Moraſt und ſchleuderte es mit Kraft nach den Hunden, die winſelnd in ihrem Verſchlag verſchwanden. Er wiſchte die Hände an ſeiner Hoſe ab und kam uns würdevoll entgegen.

Mit weit ausholender Gebärde zog er ſeine Mütze, verbeugte ſich tief und ſagte mir den Willkommgruß. Da mein Hut im Boot lag, konnte ich nicht desgleichen tun. Ich verneigte mich ſtumm und wir ſchüttelten uns die

Hände. Wir gingen nebeneinander und er sprach auf mich ein und stellte eine Reihe von Fragen. Ich wandte mich nach meinen zwei Begleitern um, die rasch erfaßt hatten, daß ihr Augenblick gekommen war. Unter lebhaften Gebärden überschütteten sie den Alten mit einem Schwall von Erklärungen. Als der Alte die ihm gemachten Mitteilungen hinreichend verarbeitet zu haben schien, wandte er sich wieder zu mir und verneigte sich nochmals. Daß ich ihn nicht verstand schien ihm kein hinreichender Anlaß, seiner Beredsamkeit Einhalt zu tun, und als wir vor der Tür des Hauses standen, nahm er mit gleichem Eifer die einseitige Unterhaltung wieder auf. Ich tat, als würde ich ihm aufmerksam zuhören, nickte mit dem Kopfe, um ihm Bescheid zu tun, und ließ inzwischen meine Blicke über das Anwesen schweifen.

Das Wohnhaus war das übliche, aus zweifach behauenen Ulmenstämmen gefügte und mit Schilf gedeckte Blockhaus. Die anderen Gebäude dienten wahrscheinlich als Ställe und Schuppen, eine langgestreckte, auf hohen Pfählen stehende Schilfhütte zweifellos als Lagerraum. Unter ihm waren die beiden Hunde zu Hause, deren dicke Köpfe nun nebeneinander am Schlupfloch ihres Verschlags erschienen. Es waren struppige rasselose Bracken, die aber diesen einfachen Menschen bei der Jagd unschätzbare Dienste leisten mochten.

Ich trat auf eine einladende Bewegung des alten Mannes durch die niedrige Haustür. Ein großer Raum war da mit einer offenen Feuerstelle, einem Tisch und ein paar hölzernen Schlafpritschen. Zwei abenteuerlich aus-

ſehende Geſellen, Pelzjäger oder ſo ähnlich, ſaßen in der Ecke beim Schnaps und ſchauten erſtaunt auf mich. Unter dem Tiſch hockten die beiden Kinder und glotzten verſchüchtert hervor.

Ein Keſſel hing über dem Feuer am Herd und eine Frau mit blödem Geſichtsausdruck rührte darin um. Ein Geruch von ranzigem Fett, der mir die Kehle zuſchnürte, zog von dort durch den Raum. Der Alte beeilte ſich, drei abgeſchlagene Emailbecher auf den Tiſch zu ſetzen und holte eine Schnapsflaſche vom Regal. Das Getränk war ſo ſtark, daß es alle Bedenken in bezug auf die am Boden des Bechers angeſammelte Schmutzſchicht hätte beſeitigen können. Dennoch brachte ich nur ganz wenig davon hinunter und ſchob den Reſt meinen Führern zu. Sie nahmen es mit dankbarem Grinſen hin.

Ich benützte einen Augenblick der Abweſenheit des Wirtes, um aus der Tür ins Freie zu treten. Die Hunde begannen wieder zu toben, als ſie meiner und Sentas anſichtig wurden. Aber wir bogen raſch um das Haus und waren mit wenigen Schritten in der Au.

Wie köſtlich die Luft hier war im Vergleich zu dieſer ſtinkenden Bude! Es lag ein Gemiſch vom herben Duft ſonnengewärmten Herbſtlaubes, von Erde, Baumrinde und Blumen darin und ich ſog ſie mit tiefen Atemzügen ein. Die Rindenriſſe der Weiden leuchteten roſenrot, Zeichen des ſteigenden Saftes. Schneeglöckchen waren überall, ſo weit ich ſchauen konnte. Keinen Fußbreit Bodens ließen ſie frei und bei jedem Schritt zertrat ich viele. Und immer neue kamen noch nach. Da ſtachen die

graugrünen Spitzen aus dem Boden, hoben die Laubdecke oder durchbohrten sie, die ihnen Licht und Wärme verwehrte. Eine kleine Spinne kroch ruckweise dazwischen hin und ein schwarzes Käferlein suchte sich eilig seinen Weg im dürren Laub. Hier kamen die gefleckten Blätter des Lungenkrauts hervor und dort nickten seine wechselfarbigen Blüten.

Leises Rascheln war vor mir. Zwei Spitzmäuse huschten zwitschernd in der Laubdecke dahin wie kleine Kobolde. Nur für den Bruchteil eines Augenblicks sah ich ihre zierlichen Körper. Der morgendliche Jubelsang der Drosseln war längst verstummt. Aber die Kohlmeisen wurden nicht müde, ihr einfaches Lied zu feilen und die Blaumeise zirpte ihren leisen Triller. Ein Kleiber rutschte geschäftig kopfunter an einem Stamm umher, pfiff laut und frech sein ausgelassenes Lied in den blauen Tag. Hoch oben an einem Ast klebte ein Buntspecht. Tief und trokken hallte sein Trommeln in der Au.

Ich wurde die überwältigende Schönheit dieser Stunde inne und blieb stehen, schloß die Augen und lauschte tiefatmend in das Weben dieses Frühlingstages.

Wieder knisterte es im Laub. Ein Erdbrocken wankte und rollte zur Seite. Der Boden wölbte sich auf, von einer unsichtbaren Kraft gehoben, und die Krumen bröselten auseinander, als wollte sich ein kleiner Feuerberg auftun. Dann erstarb die Bewegung und alles blieb ruhig. Aber dort – einen Fuß weit davon – schießt ein dicker Regenwurm in wahnsinniger Eile aus der Erde heraus, mit verzweifeltem Recken und Schrumpfen des

Leibes. Zu spät. Ein plötzlicher Ruck hemmt seine Flucht. Er krümmt sich verzweifelt. Ein zweiter Ruck zieht ihn zurück in die Erde, der er eben entfloh. Aus. Aus mit der Sonne. Aus mit dem Frühling. So ist das Leben.

Im dichten Unterholz knackte ein Zweig. Ich sah auf und faßte das Gewehr. Aber Senta knurrte plötzlich leise und ich hing es wieder um. Das konnte nur ein Mensch sein. Ich sah etwas rötlich schimmern und hörte nun deutlich Schritte. Das Gezweig teilte sich und vor mir stand auf wenige Schritte – ein Weib. Ein junges Weib! Sie hatte den Blick zu Boden gesenkt, als suchte sie etwas. Ein kleiner Strauß von Schneeglöckchen und Lungenkraut war in ihrer Hand. Sie trug ein Kopftuch, das unter dem Kinn geknotet war; ein einfaches offenes Jäckchen aus Rohleinen, das auf einen dicken roten Rock mit schwarzen Streifen herabfiel, kleidete ihre Schultern und Arme. Sie war barfuß und setzte langsam einen Schritt vor den anderen – bis sie mich gewahrte und erschreckt den Kopf hob.

Ich sah zwei weit aufgerissene wassergraue Augen und einen vor Staunen halbgeöffneten Mund in einem derben runden Gesicht mit roten Backen. Eine gelbe Haarsträhne hing ihr in die Stirn. Mit einer hastigen Bewegung zog sie ihr Jäckchen über der Brust zusammen. Sie war noch mehr überrascht als ich. Ich mußte lächeln über ihr verdutztes Gesicht. Da entspannten sich ihre Züge. Sie verzog den Mund zum Lachen und zeigte gesunde regelmäßige Zähne.

Sie wandte ſich zum Gehen und ich ſah ihr nach, wie ſie mit wiegenden Hüften dahinſchritt und verſchwand.
Ein lautes Raſcheln im Laub ließ mich wieder vor meine Füße ſchauen. Da kam eben der Maulwurf heraus, den die ſtrahlende Sonne aus ſeiner Röhre lockte. Er krabbelte umher und beſchnüffelte mit ſeinem roſig leuchtenden Rüſſelchen den Boden. Plötzlich wälzte er ſich auf den Rücken und ſtreckte alle vier Beine von ſich. Er räkelte ſich wohlig, blieb regungslos liegen und ließ ſich die Sonne auf den vollen Bauch ſcheinen. Nur das leiſe Zittern ſeines feuchten Schnäuzchens verriet, daß noch Leben in ihm war. Ich gab Senta, die geſpannt nach ihm blickte, einen leichten Klaps und ſchlich mich davon, um ſein Schläfchen nicht zu ſtören.
Als ich zum Haus zurückkam, ſtand mein Wirt in der Tür und ſchaute nach mir aus. Beim Herd ſtand das junge Ding, das ich draußen geſehen hatte. Der Wirt führte mich an die Schmalſeite des Tiſches, wo ein großes Stück Rauchfleiſch auf einem Holzteller für mich bereitlag. Ich aß ein Stück davon. Es ſchmeckte gut, aber es war faſerig und zäh. Der Alte ſtand neben mir, ſah mir zu und ſprach immer nur ein Wort. Immer dasſelbe Wort. Als ich ihn verſtändnislos anſah, ſprach er es langſam, jede Silbe vorkauend.
Ich ſchüttelte den Kopf. Da trat einer der beiden Jäger heran und ſchleifte ein ſchweres Bündel mit, das er unter der Bank hervorgezerrt hatte. Er zog den Zipfel einer Bärenhaut heraus. Ach ſo! Ich nickte und er zog ſich

zurück, ſtolz, mich belehrt zu haben. Alſo Bärenfleiſch. Nun, jedenfalls von einem hochbejahrten Stück!
Ich tippte dem Alten auf die Schulter, zeigte auf das Mädel, das ſich in der Küche zu tun machte, dann auf ihn, und machte eine fragende Kopfbewegung. Er lachte über das ganze Geſicht. Dann rief er ſie zu ſich, nahm ſie um die Hüfte und erklärte mir etwas. Es war keine große Ähnlichkeit in den zwei Geſichtern zu finden, aber aus ſeiner Miene ſprach unverkennbar der Stolz des Vaters.
Meine Führer hatten inzwiſchen reichlich viel von dem mörderiſchen Schnaps hinuntergegoſſen. Sie ſaßen bei den Männern in der Ecke und ihre Reden wurden lauter, als nötig war. Es ſchien ratſam aufzubrechen. Ich hatte ohnehin hier nicht ſo lange hängen bleiben wollen. Ich legte einige Geldſtücke auf den Tiſch. Es war der Reſt meiner Barſchaft. Jetzt blieben mir nur noch ein paar Kupfermünzen. Aber auch ſie würde ich nicht mehr brauchen. Es hatte gerade gelangt.
Am freudigen Geſicht des Alten und ſeinem tiefen Bückling ſah ich, daß er ſich für reichlich entſchädigt erachtete. Ich nahm mein Gewehr vom Haken und pfiff meinem Hund. Dann ſchrie ich „Hö!" Aber die Kerle rührten ſich nicht; ſahen nicht einmal auf. Ich ging hin und ſchlug dem Kap knallend auf die Schulter. Da ſah er blöde auf und reichte mir grinſend ſeinen Schnapsbecher.
Der Wirt, empört über dieſes ungebührliche Benehmen einem ſo hohen Herrn gegenüber, machte kurzen Prozeß. Er packte ihn beim Arm, zog ihn hoch und ſtieß ihn vor-

wärts. Aber mein Kapitän flog an die Wand und fiel auf eine Bank nieder. Ich überließ es seinem Bruder, der in etwas besserer Verfassung war und eben um den Tisch herumwankte, ihn vorwärts zu bringen und trat aus der Tür, begleitet vom Wirt, der in sprudelnden Worten seiner Entrüstung Ausdruck gab. Ich klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Hättest du ihm nicht so viel zu saufen gegeben, altes Aas!" Aber leider verstand er mich ebensowenig wie ich ihn.

Wir standen dann bei den Booten und warteten, aber die zwei kamen lange nicht nach. Ich dachte, wie leicht es jetzt wäre, die beiden Leute anzubringen. Ich müßte nur ihren Kram, der in meinem Boot lag, in ihren Kahn werfen, ihn abhängen und allein weiterfahren. Aber ich hatte den weitaus größten Teil des Weges noch vor mir und konnte die Führer jetzt noch nicht entbehren.

Oben an der Uferkante war eine Bewegung. Ich erblickte die Tochter des Wirtes, die verlegen lächelte, als sie sich entdeckt sah. Nach langer Zeit wankte der Kap heran. Wir schoben das Boot vom Sand und hißten das Segel. Der Alte schaute uns regungslos nach. Abschiedwinken ist nicht üblich hierzulande. Das Mädel stand noch immer am Ufer und hob schüchtern und verstohlen die Hand.

Ich winkte ihr zurück.

Wie armſelig die Welt, die nur ſieben Wunder kannte und dieſes nicht dazuzählte!

Dieſe Stromniederung, die von Südweſten nach Nordoſten zieht, iſt ihnen allen, die nach ihrer Heimat ſtreben, überſichtliche Zugſtraße und gerader Wegweiſer. Als die Haſelnuß blühte und ihren gelben Pollen in die laue Frühlingsluft ſtäubte, als die Erlenau in rötlich ſchimmernder Blütenpracht ſtand und das erſte Grün wie ein durchſichtiger Dunſt über den Weiden lag, waren ſtille Nächte, in denen ich außer dem Flügelſchlag der Enten nur das feine hohe Piepen der Heerſchnepfe hörte, die einſam in der Höhe zog.

Aber dann wurde es lebendiger und lauter mit jedem Tag und es begann der große Heerzug. Zu jeder Stunde des Tages war die Luft durchfurcht von tauſend und aber tauſend Vogelleibern, erfüllt vom Lärm der Vogelſchwingen und von vielſtimmigen Rufen. Ich ſchaue und ſtaune und habe ein ſteifes Genick bekommen, da ich ſtundenlang in die Luft ſtarre. Immer ſind Vögel über mir, vom erſten Morgengrauen bis zum ſpäten Abend. Iſt eine Schar meinem Blick entſchwunden, ſo taucht die nächſte über die Wipfellinie der Au. In Keilform oder in Querreihen; in langen Linien mit ſeitlicher Staffelung oder in Kettenflügen; in großen ungeordneten Haufen und in kleinen Gruppen; zu Tauſenden und zu Hunderten oder einzeln und zu zweien – ſo ziehen ſie. In der Nacht ſieht man ſie nicht, aber ihre Stimmen hört man

in der Unendlichkeit des dunklen Raumes und das geheimnisvolle Rauſchen der Flügelſchläge.

Jeder Tag bringt neue Geſtalten und neue Stimmen überall, im Rohr und auf dem Waſſer und in den Wäldern. Höre ich nachts das dumpfe Sauſen, das die Schwingen der Kiebitze erzeugen wie die keines anderen Vogels, ſo ertönt am nächſten Morgen ihr fröhliches Rufen von den großen Schotterbänken herüber. Sie ſind nicht müde von der weiten Fahrt und ich ſehe ſie ihre munteren Flugſpiele treiben, die verklärt ſind vom Zauber einer erſten Regung der Liebe. Es ſieht aus, als ob der Wind ein paar ſchwarzweiße Lappen vom Boden aufgehoben hätte, die luſtig in der Luft durcheinanderſchaukeln.

Bläßhühner rudern vor uns auf dem Waſſer und ſuchen mit eifrigem Nicken des Kopfes nach Nahrung, die auf der Oberfläche ſchwimmt. Mißtrauiſch äugen ſie nach meinem Boot und ſind plötzlich im Schilf verſchwunden.

Auf den flachen Sandbänken, die rings von Waſſer umgeben ſind, iſt wimmelndes Leben und oft kein Fußbreit Bodens frei. So dicht drängen ſich hier die verſchiedenartigſten Vögel. Da ſind Regenpfeifer und Brachvögel, Rotſchenkel, Kiebitze, Ufer- und Waſſerläufer und Strandpfeifer. Auch einzelne Enten ſind dabei. Hier raſten ſie tagsüber nach dem ermüdenden Nachtflug und ſuchen Nahrung, die ſpärlich genug ſein mag bei den großen Maſſen von Vögeln an einer Stelle. In der Mittagſtille ruhen ſie dann, auf einem Bein ſtehend und mit eingezogenen Köpfen, regungslos. Aber wenn die Dämmerung

naht, werden ſie lebendig, laufen durcheinander mit pfeifenden, flötenden und ſchwirrenden Rufen und plötzlich erheben ſich alle zur nächtlichen Fahrt, bei der ſie weiter dem Strom folgen, deſſen ſilbernes Band ihnen auch in der Dunkelheit aus der Tiefe leuchtet und den Weg weiſt.

Ich fahre nahe an dieſe Sandbänke heran, um alles genau zu ſehen und, ſoweit ich es vermag, die Arten zu beſtimmen. Nie nützlich wäre mir jetzt das Glas, das ich zurückgelaſſen habe! Mit freiem Auge kann ich doch die feinen Unterſchiede nicht erkennen, die für die Art bezeichnend ſind. Aber es iſt ſchließlich nicht wichtig, die Namen zu wiſſen, die irgendwelche Gelehrte dieſen Tieren gegeben haben. Es genügt mir, das alles zu ſehen und zu erleben und um das Große zu wiſſen, das hier ſich vollzieht.

Ich halte im flachen Bogen auf die Sandbänke zu, ſo lange, bis die erſten Vögel an der Waſſerlinie unruhig werden, nach mir äugen und ängſtlich umhertrippeln. Dann drehe ich bei und laſſe mein Boot langſam vorüberlaufen. Oft mißlingt mir aber der Verſuch, beſonders wenn Vögel irgendeiner mißtrauiſchen Art dabei ſind, die nicht aushalten und aufſtehen. Gewöhnlich nehmen ſie dann auch die anderen mit und es iſt ein Schwarm der verſchiedenſten Vögel in der Luft; aber im ſcheinbaren Durcheinander findet ſich jede Art zuſammen und nach wenigen Augenblicken ſtreichen die Scharen geſchloſſen ins Weite, dicht über dem Waſſer oder über dem Rohr, oder hoch über den Wipfeln der Aubäume.

Da sind Goldregenpfeifer. In Reih und Glied stehen sie, wie Soldaten, und haben die dicken Köpfe mit den großen dunklen Augen nach mir gerichtet. Goldgrünlich schimmert ihr Gefieder auf dem Rücken. Nun laufen sie erregt durcheinander und drängen sich zusammen, denn ich bin ihnen zu nahe gekommen. Schon lüften einige die sichelförmigen Schwingen und plötzlich, wie auf einen Schlag, sind sie alle in der Luft und es scheint, als wären auf einmal lauter kleine Tauben daraus geworden – so taubenartig ist ihr Flugbild – wenn nicht ihr weicher und schwermütiger Flötenruf wäre, den ich schon oft des Nachts hoch aus der Luft gehört habe.

Hier wieder sind kleine Regenpfeifer, kaum größer wie Lerchen, und etwas größere mit einem weißen Band um den Hals. Sie sind vertraut und lassen mich nahe heran. Ein feines, wohllautendes Piepen kommt vielstimmig von ihnen und manchmal auch ein kleiner, unregelmäßig leiernder Gesang mit einem harten Triller am Ende. Dort stehen große Brachvögel im seichten Wasser, so weit die Länge ihrer Füße es gestattet, und suchen mit den gebogenen Schnäbeln am Grunde nach Genießbarem. Sie sind vorsichtig und scheu und stehen auf, wenn der Bug meines Schiffes aus der Schilfkulisse tritt. Sumpfwasserläufer sind bei ihnen und allerlei kleine Strand- und Uferläufer, die sich ihnen angeschlossen haben und der Führung und Wachsamkeit der Großen vertrauen.

Dann liegen wieder Enten auf dem Wasser, sperren die ganze Breite der Fahrrinne und müssen uns Platz machen.

Kleine Krick- und Knäckenten, Stockenten und verspätete Pfeifenten, Löffelenten mit ihrem tiefen Flügelsausen und noch viele andere, die ich nicht kenne. –

Es kam der Tag, an dem wir die ersten Kraniche sahen. Mit gestreckten Hälsen und Beinen strichen sie, in Gesellschaften von hundert und mehr, in strenger Keilordnung, und freudig ertönte der helle Trompetenruf der Weibchen und der Baß der Männchen in steter Abwechselung. Sie zogen ruhig und ohne Eile, aber stetig und rasch. Da schien es plötzlich, als wäre eine kleine Unordnung an der Spitze. Der als Führer vorangeflogen war, blieb zurück und die Spitze des Keils war einen Augenblick lang stumpf. Aber der nächste trat an seine Stelle und übernahm für ihn das ermüdende Spalten der Luft als Erster, damit der andere ausruhen könnte.

Eine einzige große zielbewußte Kraft ist in allen diesen Vögeln, die sie ausfüllt und nicht ruhen läßt, bis sie dort sind, wo sie hingehören. Ein großes Gesetz, dem sie alle gehorchen, vom kleinen Sänger bis zum großen königlichen Kranich. Wie mächtig muß dieses Gesetz sein, daß es einem Vogel, der nicht viel größer ist als mein Daumen, die Kraft des Leibes und der Seele gibt, eine Strecke zu durchfliegen, die um den halben Erdball führt, die zehnmal so groß ist wie meine Fahrt aus der Stadt, wo ich zu Hause war, bis hierher in die menschenlose Wildnis; daß er täglich zwanzigmal so weit fliegt, wie ich mit meinem Boot fahre! Und wie viele von ihnen ziehen ganz allein, ein jeder für sich, in finsterer Nacht

und über das Meer, wo ſie kein Land ſehen vor ſich noch hinter ſich!

Immer neue Arten kommen und gehen. Viele, die zuerſt kamen und tagelang die Landſchaft bevölkerten, ſind ſchon lange nicht mehr da. Aber manche ſind hier zu Hauſe und bleiben.

In der Au iſt Singen und Jubeln aus hundert Vogelkehlen. Auf einem Schilfhalm ſitzt der Rohrſpatz und ſchirpt ein einförmiges Lied in den Tag. Gelbe und weiße Blumen ſind an den Ufern und manchmal trägt ein warmer Windhauch den Duft blühender Veilchen über das Waſſer.

Unerſchöpflich iſt die Reihe der Bilder, die vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend an mir vorüberziehen, und ich werde nicht müde, immer wieder zu ſchauen und zu horchen.

Die Vogelkirſchen blühen, die Holzäpfel und die Wildbirnen, und es kommen große weiße Flecken ins Aubild. Das Schilf und die Binſen treiben hellgrüne Spitzen unter dem Waſſer, die höher und höher ſteigen, und ſtellenweiſe iſt ſchon ein grüner Ton in den braungelben Wänden des alten Schilfwaldes, wo das ſproſſende Rohr ſeine lichthungrigen Köpfe aus dem Waſſer hebt.

Der Triel iſt gekommen in dieſen Tagen und auf den Schotterhalden hört man ihn abends und nachts ſein Weſen treiben. Löffelreiher habe ich geſehen; in einer langen Querreihe zogen ſie und ihr weißes Gefieder leuchtete in der Sonne. Fiſchreiher und Schwarzſtörche und Purpurreiher zogen vorüber, Ringeltauben in großen

Flügen. Lachmöven ſind da in unzählbaren Mengen, ſitzen auf den Sandbänken im Strom und erfüllen die Luft mit ihrem Geſchrei. Sie haben einen kleinen ſchwarzen Punkt hinter dem Auge, der von Tag zu Tag größer und bald den ganzen Kopf bedecken wird. Kormorane ſind geſtrichen und Haubentaucher, mit ſauſendem Flug. Der Flußuferläufer iſt gekommen, flötet allenthalben ſeinen zarten, langgezogenen Triller und flattert dicht über dem Waſſer hin.

Nun fehlen nicht mehr viele und es wird bald wieder ruhig werden in den Lüften. Oft ſitze ich abends beim Feuer und lauſche lange dem nächtlichen Konzert im Rohr, wo es in der Dämmerung erſt recht lebendig wird. –

Die Landſchaft des Stromes hat ſich ſeit meiner Ausfahrt nicht ſehr verändert. Nur meine Führer kennen ſich ſcheinbar nicht mehr ſo gut aus wie früher und ſtreiten, welcher Weg einzuſchlagen ſei. Einmal folgten wir ſtundenlang einem Waſſerarm, der ſich ohne Abzweigungen durch alte Auen ſchlängelte. Er war ſeicht und zeigte keine Spur einer Strömung. Ich ſah voraus, daß wir nicht weit kommen würden und übermittelte meine Bedenken meinen Leuten. Sei es, daß ſie mich nicht verſtanden oder nicht verſtehen wollten – wir fuhren weiter. Die Schilfwände zu beiden Seiten traten immer näher heran und bei jedem Ruderſchlag tauchten die Ruder in ſchwarzen ſtinkenden Schlamm. Schließlich ſperrte eine undurchdringliche Schilfwand den Weg. Wir erklommen das Ufer und entdeckten, daß der Rohrwald unabſehbar weit den

ganzen Arm füllte. So kehrten wir um und hatten einen ganzen Tag verloren.

Ich bemerke seit einigen Tagen an den beiden Männern Zeichen einer zunehmenden Unzufriedenheit. Sie sind schweigsam geworden; nur manchmal flüstern sie miteinander und machen verdrießliche Gesichter. Sie sind nicht mehr fröhlich und willig wie anfangs, sondern machen alles langsam und gezwungen.

Zudem können sie mir nicht mehr viel nützen, da sie die Gegend ebensowenig kennen wie ich. Nur rudern müßte ich allein, wenn ich sie nicht hätte – darauf kommt es mir nicht an – und ich käme noch langsamer vorwärts als bisher. Aber auch darüber kann ich mich jetzt hinwegsetzen, wo ich auf diesem beschwerlichen Weg schon so viel Zeit verloren habe. Meine Vorstellung von diesen ungeheuren Entfernungen ist ganz falsch gewesen, ebenso wie von der Art, wie man sie überbrückt. Ich gedachte zu Frühlingsanfang längst an Ort und Stelle zu sein und mit meiner Arbeit zu beginnen.

Nun habe ich noch Monate einer unsäglich langsamen Reise vor mir und mit dem Schlägern und Anbauen wird es heuer ohnehin nichts mehr. Da ist es ganz gleich, ob ich ein paar Wochen früher oder später ankomme. Mit dem Hausbau werde ich bis zum Winter noch fertig. Sobald ich Vorräte gesammelt habe, kann ich immer noch einige Bäume fällen. Inzwischen muß ich Wild und Fische essen. Bis jetzt ist das ganz gut gegangen.

Ich kann also auf die Führer verzichten und werde mir allein meinen Weg suchen. Eine Schwierigkeit bleibt nur

noch, wie den beiden klarmachen, daß ſie allein heimkehren und mich hier zurücklaſſen ſollen.

Da wir uns noch in eine Reihe anderer Gewäſſer verirrten, die in Schilf und Moraſt übergingen und uns zur Umkehr zwangen, ſtrebten wir zum Strom, um auf der anderen Seite einen beſſeren Weg zu ſuchen. Dabei ſtellte ich feſt, daß das Gefälle des Stromes hier bedeutend geringer war als am Beginn meiner Fahrt, ſo daß wir auch auf ihm mit Segel und Rudern gut vorwärtskamen und raſcher, als auf den vielfach gewundenen Seitenwäſſern. Aber die Freude dauerte nicht lang. Nach einigen Tagen nahm die Strömung wieder zu und wir kamen in Stromſchnellen. Meine Leute mußten heraus und zogen einen Tag lang mit gekrümmten Rücken die Boote am ſtraff geſpannten Seil ſtromaufwärts. Als ſich am rechten Ufer ein Seitenarm öffnete, fuhren wir in dieſen ein. Aber auch hier kämpften wir gegen eine ſtarke Strömung und als wir uns durch kleine Seitenkanäle weiter vom Hauptſtrom entfernten, wurde es kaum beſſer. Wir hatten auch etwas Gegenwind und es war in dieſen tiefen ſchmalen und hörbar ſtrömenden Waſſeradern nicht weiter zu kommen, obwohl wir alle mit größter Anſtrengung ruderten. So mußten meine zwei Begleiter wieder an das Seil. Hier aber waren die Ufer nicht immer gangbar wie draußen am großen Strom und das Seil blieb jeden Augenblick irgendwo hängen. Schließlich entledigten ſie ſich der Kleider, ſtiegen ins Waſſer, das ihnen bis an die Hüften ging,

und zogen langsam, unendlich langsam gegen die Strömung. Sie wurden rasch müde, schimpften und waren verdrossen und mißmutig. Ich ließ sie halten und festmachen.

Wir werden morgen einen Rasttag einschalten, damit die Leute ausruhen können. Ich benütze diesen Tag, um ein Stück landeinwärts vorzudringen und zu sehen, ob nicht in weiterer Entfernung vom Strom stille Wasserarme sind, auf denen wir leichter weiterkommen könnten. Ich zwänge mich mühsam durch ein Dickicht und bleibe fortwährend mit den Füßen oder mit dem Gewehrlauf hängen. Weiden und Erlen sind da und der Boden ist mit einem lendenhohen Wirrsal von Kratzbeeren bedeckt, deren dornige Ranken sich um meine Beine schlingen und in den Stoff meiner Hose verbeißen. Waldreben hängen an den Baumwipfeln, ranken sich von Stamm zu Stamm wie armdicke, abenteuerlich verflochtene Schlangen, ringeln sich auf dem Boden und fangen tückisch den irrenden Fuß. Auch der wilde Hopfen treibt schon seine jungen Ranken, die sich an den vertrockneten Trieben vom Vorjahr emporwinden und alles umschlingen, was ihnen erreichbar ist: Baum und Strauch und Schilfrohr, die eigenen Artgenossen und sich selbst. Es ist ein schwerer Weg da hindurch und ich schlage mit dem Hirschfänger drein, wenn es nicht weitergeht. Ich finde einen Wildwechsel, auf dem ich leichter gehen kann. Aber er weicht von der Richtung ab und ich muß ihn verlassen, um mich wieder in die Arme der Dickung zu werfen. Ein kleiner Wasserlauf kreuzt meinen Weg. An der Strömung er-

kenne ich, daß ich richtig gehe. Ich ſchreite hindurch und das Waſſer reicht mir bis an die Knie.

Ich kann es wagen, aufs Geratewohl in die Wildnis loszugehen, denn ich habe einen Sinn, der mich wieder auf meinen Weg zurückführt. Wenn ich dabei auch oft glaube, in die Irre zu gehen – plötzlich ſagt mir irgendein Baum oder Strauch: hier warſt du ſchon! und ich erkenne, daß ich richtig gegangen bin. Außerdem iſt Senta bei mir, die auf der eigenen Spur zurückfindet. Wenn ich zu ihr ſage: „Geh nach Haus!" ſo geht ſie denſelben Weg zurück und bleibt nur manchmal ſtehen, um zu ſehen, ob ich mitkomme.

Es geht nun etwas leichter vorwärts und ich folge wieder einem Wildwechſel. Da knackt es dumpf zu meiner Linken und ich ſehe Hochwild. Einzelne Stücke ſtehen und verhoffen nach mir, andere ſind eben dabei, gemächlich hochzuwerden und die übrigen, die ſich nicht ſtören laſſen wollten und mahlend im Bett ſitzen blieben, ſolange ich in Bewegung war, werden raſch hoch, als ich den Schritt verhalte. Kahlwild und einige ſchwache Hirſche, die noch auf haben. Das alte Leittier bewegt ſein eisgraues Haupt ſuchend zwiſchen den Stämmen hin und her, um freie Sicht nach mir zu bekommen. Erregt ſpielen ſeine Lauſcher. Aber ich rühre mich nicht und mein Hund weiß, daß er es ebenſo zu machen hat. Kein Laut kommt von uns und der Wind iſt gut. Ein Schmaltier ſteht da, auf dreißig Schritte, neben ſeiner Mutter. Jetzt tut es einen kleinen Schritt nach vorn und gibt das Blatt frei.

Mir fällt ein, daß wir friſches Fleiſch brauchen und daß

reiche Beute den Geiſt meiner Leute verbeſſern könnte. Meine linke Hand kriecht langſam nach dem Gewehr.
Aber ich halte inne. Ich bin weit vom Lager und es wäre unmöglich, das Wild durch die unwegſame Wildnis heimzuſchaffen. Zudem widerſtrebt es mir, dieſes Wild niederzuknallen, das ahnungslos ſtehen bleibt, weil es noch nie einen Menſchen geſehen hat und nicht weiß, welch furchtbarer Feind ich bin. Ich wende mich und gehe ſtill weiter. Nur mein Hund zögert ein wenig und ſieht ſich um. Das Wild äugt uns nach. Möge ich der letzte Menſch geweſen ſein, den es ſah!
Ich muß noch zweimal durch tiefe, ſtark ſtrömende Arme, wobei mir das Waſſer bis an die Bruſt ſteigt und ich Gewehr und Patronen über den Kopf halte. Beim letzten iſt es ſchief gegangen. Der Grund ſenkte ſich unverſehens und die Strömung nahm mir den Halt. Ich tauchte unter und hielt die Hände krampfhaft hoch. Schnaufend und mit den Füßen rudernd gewann ich das Ufer, während mein Hut auf dem Waſſer davonfuhr. Ich zeigte ihn Senta und ſie brachte ihn mir wieder.
Es iſt eine große Inſel, die ich nun durchquere, denn ich gehe ſchon weit über eine Stunde in der gleichen Richtung, ohne an Waſſer gekommen zu ſein. Bin ich ſchon auf feſtem Ufer? Hier iſt dichter Beſtand, der nicht viel Unterwuchs hochkommen ließ, und ich kann gut ausſchreiten. Horſte ſind in den Zweigen. Viele ſind leer, in anderen ſitzen Vögel auf den Eiern und laſſen mich bis unter den Horſtbaum herankommen, obwohl ich bei jedem Schritt auf Aſtwerk trete und viel Lärm mache.

Da ragt der ſchwarze Stoß der Nebelkrähe über den Neſtrand, dort der gebänderte eines Raubvogels, den ich nicht kenne.

Jetzt lichtet ſich der Beſtand vor mir und ich trete hinaus an den Rand eines ſtillen grünen Waſſers, deſſen leichte Strömung anzeigt, daß es nicht vom Strom abgeſchnitten iſt. Es gibt alſo auch hier noch die Möglichkeit, auf ſolchen Armen vorwärtszukommen. Ich ſehe klar, daß die Weisheit meiner Führer zu Ende iſt. Ich werde ſie bei der nächſten Gelegenheit nach Hauſe ſchicken.

Ein Schwarm kleiner Fiſche zieht im ſeichten Waſſer hin. Ein großer von Unterarmlänge iſt dabei. Noch einer kommt dazu, und ein dritter. Nun ſind ſie alle beiſammen. Ich reiße das Gewehr hoch, – gut darunterhalten, denn das Waſſer bricht den Strahl! – ſcharf peitſcht der Kugelſchuß in die Stille. Das Waſſer ſpritzt und auf dem Grund iſt ein weißer Fleck, wo die Kugel in den Boden fuhr. Raſch lege ich das Gewehr nieder und bin mit einigen Sätzen dort. Der Druck des einſchlagenden Geſchoſſes hat alles betäubt, was in der Nähe war. Die drei großen Fiſche treiben ſtill, mit den weißen Bäuchen nach oben. Ich packe ſie und werfe ſie ans Land. Die anderen drehen ſich nach und nach wieder um, erwachen zum Leben und ſchwimmen hurtig davon. Nur ein paar kleine, die allzunah waren, treiben tot ab.

Mein Hund hat inzwiſchen einen der Fiſche vom Ufer aufgeleſen und bringt ihn mir ins knietiefe Waſſer. Erſchreckt durch die Möglichkeit, die gute Beute zu verlieren, rufe ich unüberlegt „Pfui!" und erwarte, daß der

Hund den Fiſch wieder dorthin zurückträgt, woher er ihn genommen hat. Betroffen aber durch meinen ſcharfen Ton und – gehorſam läßt Senta den Fiſch fallen und weg iſt er. Er war der größte! Ich ſtecke die übrigen in den Rucksack und ärgere mich über den Hund, obwohl ihn keine Schuld trifft.

Plötzlich fällt mir ein, daß es eigentlich ein ſträflicher Leichtſinn von mir iſt, meine Leute in ihrer verdroſſenen Stimmung ſo lange allein zu laſſen. Wie, wenn ſie, in einem Anfall von Unzufriedenheit und Meuterei, ſich einfach in mein Boot ſetzten, mit allen meinen Sachen ſtromab fuhren und mich hier mit meinem Gewehr und einer Handvoll Patronen allein ließen?

Wie gejagt von den Schreckniſſen dieſer Vorſtellung rannte ich den weiten Weg zurück. Aber meine Befürchtungen waren unberechtigt. Als ich, trotz meiner naſſen Kleider ſchwitzend, zerſchunden und zerriſſen von der Dikkung, beim Lagerplatz eintraf, ſaßen die beiden beim Feuer und kochten aus Fiſchen und allerlei Kräutern, die ſie in der Au geſammelt hatten, eine Suppe, die im Keſſel luſtig brodelte.

Allein

Hier können wir nicht mehr weiter! Wir wenden mit vieler Mühe das Boot in der ſchmalen Fahrrinne und treiben mit der Strömung zurück. Hei, wie luſtig das geht im Vergleich zu der mühſeligen Bergfahrt! Die

Ufer fliegen nur so vorüber und meine Begleiter freuen sich. Glauben sie etwa, daß ich die Fahrt aufgegeben habe und wir heimwärts fahren?
Wir müssen, um ruhigeres Wasser zu gewinnen, jede Abzweigung benützen, die fahrbar ist und uns vom Strom entfernt. Diese Kanäle sind eng und das Boot zwängt sich durch das Schilfrohr, das kratzend am Bootsrand vorübergleitet. Ich stehe mit dem Jungen am Bug, lange Stangen in den Händen, bereit, ein etwa auftauchendes Hindernis abzuwehren. Der Kap sitzt rückwärts und steuert mit dem kurzen Paddel.
Ein Baumwipfel liegt im Weg und kommt rasch heran. Wir legen die Stangen an und hemmen den Stoß. Aber die Strömung dreht das Boot, die Stange des Jungen gleitet ab, er fällt vornüber und hängt bäuchlings am Bootsrand. Ich fasse ihn am Gürtel und ziehe ihn hoch. Da kracht es ein paarmal, ein Ast rutscht schabend unter dem Kiel durch und wir sind drüber. Nicht immer geht es so leicht. Da liegt ein morscher Baum auf dem Grund und ein Aststummel geht bis knapp unter den Wasserspiegel herauf. Wir sehen ihn nicht bei der raschen Fahrt und er rammt uns, daß wir alle durcheinanderfliegen. Wir schauen, ob nicht irgendwo ein Wasserfaden ins Boot sickert und eine Lache sich auf dem Boden sammelt. Aber wir sind heil davongekommen. Dann tauchen Hindernisse auf, welche die Durchfahrt sperren, und einer von uns muß raus mit dem langen Seil und die Boote ein Stück stromauf festmachen. Wir arbeiten lange, bis die Fahrrinne frei ist.

Allmählich wird die Strömung schwächer, die Wasserläufe werden breiter und flacher. Schließlich können wir auf einem stillen Wasser wieder stromaufwärts fahren. Aber wir haben in wenigen Stunden den Gewinn zweier Tagereisen verloren. Rückenwind hilft uns ein wenig und die Stimmung meiner Leute ist besser. Aber irgend etwas lastet auf ihnen. Es ist Unsicherheit und Angst in ihrem Gehaben. Sie bleiben verändert gegen früher.

Einige Tage lang sind wir wieder ganz gut vorwärtsgekommen, ohne allzugroße Verirrungen vom richtigen Weg.

Ich habe gestern abend einen geringen Hirsch geschossen. Er hatte noch auf. Es ist viel Wildbret auf einmal für uns drei. Aber wir brauchten dringend frisches Fleisch und eine Abwechslung im Speisezettel. Ich gab ihm die Kugel auf achtzig Schritte. Der Schuß saß weit rückwärts auf dem Blatt, etwas hoch. Es ging nicht anders, da der Hirsch gedeckt im Stangenholz stand. Außerdem war es schon dämmerig. Am Anschuß war reichlich Leberschweiß. Weit konnte er mit dem schweren Schuß nicht mehr gehen. Ich wartete eine Stunde und es war beinahe ganz dunkel. Aber die Nachsuche konnte nicht aufgeschoben werden, sonst schnitt das Raubzeug den Hirsch über Nacht an. Ich legte Senta an den langen Riemen. Sie zeigte sich unaufmerksam und zerstreut, ist überhaupt nicht besonders gut auf Schweiß. Vielleicht wird es besser mit ihr, wenn sie mehr Arbeit bekommt. Sie verlor die Fährte und schwärmte, fand aber schließlich doch den Hirsch, der kaum hundert Schritte vom Anschuß verendet lag.

Wir schlugen ihn aus der Decke und nahmen Keulen,

Rücken und Geräuſch mit. Der Reſt blieb liegen. Es iſt nicht ſchade darum. Die Raben und die Käfer holen ſich ihn. Es geht nichts verloren in der Natur.
Wir waren weit vom Lager und hatten ſchwer zu tragen. Ein Stück vom Ziemer brieten wir zum Nachtmahl. So bin ich geſtern ſpät ſchlafen gegangen und kann es mir leiſten, länger im Zelt zu liegen als ſonſt. Ich habe Zeit. Es iſt ſo wohlig warm in den Decken.
Heute will ich die beiden zurückſchicken. Ich brauche ſie nicht mehr. Sie ſind mir ein bißchen unheimlich geworden. Ich bin ſo wenig in die Seele dieſer Menſchen eingedrungen, daß ich ihr Gehaben nicht klar zu deuten weiß. Oft iſt ein unruhiges Flackern in ihren Blicken, wenn ſie mich anſehen, und ich weiß nicht, ob Furcht und Scheu darin liegen oder eine unbeſtimmte Drohung. Ich laſſe das Gewehr nun über Nacht geladen und lege es neben mich, den Riemen um den Arm geſchlungen. Auch Senta ſchläft bei mir im Zelt. Sie haben Achtung vor ihr, weil ſie glauben, daß ſie jedes meiner Worte verſteht wie ein Menſch und weil ſie ihre Kraft ſehen, wenn ſie mit ihren eiſernen Kiefern dicke Knochen zermalmt, als wären ſie weiches Holz.
Sie ſollen ihre Sachen aus meinem Boot räumen und ich will ihnen einige Stücke vom Hirſch und Kartoffeln mitgeben als Wegzehrung. Auch die Kupfermünzen, die mir noch geblieben ſind, ſollen ſie haben. Dann mögen ſie in Gottes Namen fahren.
Die Morgenſonne ſcheint auf die Zeltwand und der Schatten irgendwelcher Zweige zeichnet darauf ein wirres

Muſter, das leicht erzittert, wenn der Wind geht. Die Vögel ſingen aus voller Kehle und kalte würzige Morgenluft zieht beim Zeltſpalt herein. Nun aber raus!

Zuerſt geht mein Blick nach dem ſtarken waagrechten Aſt der Silberweide, auf dem wir geſtern nachts die Wildbretſtücke aufgehängt haben. Er iſt leer und das wundert mich ein wenig. Dann ſehe ich nach der Feuerſtelle, wo ſonſt um dieſe Zeit immer das Feuer unter dem Waſſerkeſſel praſſelt. Aber da iſt heute nur ein Häuflein grauer Aſche und halb verkohltes Holz liegt herum. Ein wenig Rauch ſteigt noch davon auf wie ein dünner blauer Faden. Von meinen Leuten iſt keine Spur.

„Hö!" ſchreie ich und muß gleich darauf lachen, weil es wie eine verwunderte Frage geklungen hat.

„Hö!" kommt der Widerhall von jenſeits des Waſſers. Aber ſonſt rührt ſich nichts.

Der kleine Kahn iſt nicht da –

Mit einem großen Satz bin ich in meinem Boot. Es iſt alles beim alten. Die Säcke ſtehen da ſo wie immer, die Kiſte iſt unverſehrt. Hier liegt noch das Verbandzeug ſeit geſtern, als ich dem Kap eine Rißwunde verklebte. Mein Rucksack iſt da, das Werkzeug lehnt neben der Heckbank und in der Bootskante ſtecken meine zwei Meſſer. Das Seil liegt am Ufer zuſammengerollt und das Fiſchnetz daneben, der Bratſpieß iſt da und der Käfig mit den Hühnern. Sie ſind anſtändig geweſen, die zwei Kerle! Sie haben nichts geſtohlen. Nur das Wildbret haben ſie mitgenommen für unterwegs. Wohl bekomm' es ihnen!

Das ist leichter gegangen, als ich dachte. Und schneller. Es hätte aber anders ausfallen können. Ich bin verdammt leichtsinnig gewesen!

Auch mein Hund wundert sich, daß wir allein sind und schnüffelt am Ufer nach den Spuren der beiden. Die sind jetzt wohl schon lange am großen Strom und treiben dahin ohne Mühe. In zwei Wochen sind sie zu Hause. Aber ihren Lohn werden sie nun nicht bekommen, denn sie bringen das geknotete Tuch nicht mit, das Zeichen, das mit dem Bürgermeister vereinbart wurde. –

Ich schaue über das Wasser hinunter, wo der Arm eine Wendung macht und hinter einer alten Weidenau verschwindet. Dort sind sie dahin, die letzten Menschen, die ich sah. Ich bin allein –

Ein Gefühl der Wonne, eine Woge der Kraft schwillt plötzlich in mir auf. Ich recke die Arme hoch gegen den Himmel und jauchze, daß es laut widerhallt in den Wäldern.

Nun vorwärts! Weiter in diese Welt der tausend Geheimnisse und Wunder, hinein in das neue Leben der Freiheit und der Kraft! Vorwärts!

Mit jagender Hast springe ich ans Land und reiße das Zelt ab. Raffe die Sachen zusammen, die am Ufer umherliegen und werfe sie ins Boot. Stemme die Füße in den Sand mit aller Kraft und schiebe das Boot ins Wasser. Der Wind ist nicht gut und ich kann das Segel nicht benutzen. So setze ich mich ans Heck und arbeite mit meinem Paddel. Langsam, unendlich langsam beginnen die Ufer zu wandern.

Aber die Straße dreht ſich und ich habe den Wind im Rücken. Auf das Segel! Es bläht ſich nur leicht im Wind und ich muß weiterpaddeln; bis mir alle Muskeln wehtun und ich ermüdet innehalte.
Warum dieſe Eile? Wozu die Haſt? –
Ich zähle die Stunden nicht mehr. Ich weiß nicht, wieviele Tage ich unterwegs bin, noch, wieviele ich vor mir habe bis zu meinem Ziel. Ich habe Zeit.
Ich paddle nicht mehr. Mein Schiff hat kleine, ganz kleine Fahrt vor dem Wind. Blaugrün iſt das Waſſer und einzelne große runde Steine liegen auf dem Grund. Fiſche ſchießen darüber hin wie kurze dicke Pfeile und unterſeeiſche Wälder von Armleuchteralgen und Tauſendblatt gleiten unter mir langſam zurück.
Ich habe Zeit.
Ich laſſe nichts hinter mir. Ich warte auf nichts. Eine wohltuende Ruhe breitet ſich in meinem Innern aus. Ich rufe den Hund zu mir und lege meine Hand auf ſeinen warmen Kopf. Ich ſchließe die Augen und ſpüre, wie die Sonne mir ins Geſicht brennt. Es iſt ſtill um mich. Mir iſt, als wäre ich in die Gefilde der Seligen eingegangen. Eine große, übermächtige Freude erfüllt meine Bruſt und ich atme tief.
Iſt es denn wahr, daß es da irgendwo auf dieſer Erde – weit, weit hinter mir – eine Welt der Menſchen gibt? Eine Welt der Unraſt und des Haſſes, eine Welt der Jagd nach dem Gold? Gibt es das wirklich? Es kommt mir jetzt ſchon ganz unwahrſcheinlich vor. Ich will es vergeſſen von heute an.

Ich hole die Kupferstücke heraus, die in meiner Tasche klimpern und werfe sie ins Wasser, eines nach dem andern. Es ist wie ein klingendes Tropfen. Langsam trudeln sie auf den Grund, leuchten noch einmal auf in der Sonne, bevor sie im Schlamm versinken.
Eine Taube sitzt auf dem Baum, regungslos. Ich könnte sie schießen. Ich habe nichts zu essen. Mein Blick streift das Gewehr. Aber ich schieße nicht. Still gleitet mein Boot unter dem Baum durch. Ich hebe das Netz aus dem Wasser. Ein großer Fisch ist darin. Ich löse ihn aus den Maschen und lasse ihn ins Wasser gleiten.

Es ist eine beschauliche Fahrt. Manchmal muß ich umkehren, wenn die Strömung zu stark wird oder die Fahrrinne sich im Schilf oder Schlamm verliert. Aber ich ärgere mich nicht darüber. Ich bin ruhig und von einer freudigen Gelassenheit in allem, was ich tue und denke, und habe ein heimliches Frohlocken in mir und ein stilles Lächeln, ob ich nun zum Himmel aufschaue oder über das Wasser oder auf die Auen, die grüner werden mit jedem Tag.
Jeden Baum, der auftaucht in der Ferne, näherkommt und vorüberzieht, grüße ich wie einen alten Freund und mit allem, was ich sehe, mit dem Schilfrohr und dem Wasser, mit den Tieren in der Au und den Wolken, die darüber hinziehen, fühle ich mich verwandt und innerlich verbunden. Ich glaube oft, hier schon einmal gewesen zu sein und alles das gesehen zu haben im Traum oder in einer längst vergangenen Wirklichkeit,

und bin dann wie einer, der reuig heimkehrt nach langer Irrfahrt.

Immer gleich ist das Bild der Auen und doch immer wieder anders. Was wohl dahinter ist? Ist da vielleicht eine große Ebene, die dort, wo sich das Grundwasser des Stromes nicht mehr auswirkt, trockene Heide oder grasige Steppe trägt? Oder sieht man blaue Hügel in der Ferne oder gar Berge mit weißen Spitzen?

Ich wollte mir Antwort verschaffen auf diese Fragen und habe mit vieler Mühe – ich bin wirklich recht ungelenk geworden! – eine Schwarzpappel erklommen, die mit ihrer Krone alles ringsumher weit überragte.

Ich war enttäuscht und befriedigt zugleich. Da war keine Heide und keine Steppe, kein Hügel und kein Berg. Es war nur ein Meer von grünen Wipfeln, so weit ich sehen konnte im Umkreis. Wälder, nichts als Wälder und in der Ferne manchmal ein feiner, silbrig glänzender Streifen: eines der zahllosen Gewässer, die sich hindurchwinden. Es war ein klarer Tag. Der Wind hatte die Sicht reingefegt von allen Dünsten und Nebeln, die aus den Wassern steigen. Ich spähte nach Norden, woher ich kam, nach Osten und Westen und nach Süden, wo die Sonne in den Wolken stand. Es war überall das gleiche Bild.

Ich hatte einen fürwitzigen Blick in die Unendlichkeit dieser Landschaft getan und war davon seltsam erschüttert. Lag nicht etwas Furchtbares, etwas unheimlich Drohendes in dieser scheinbaren Grenzenlosigkeit und Öde?

Ich saß lange oben. Der Wind wehte mir durch die Klei-

der. Als ich unten war beim wärmenden Feuer und bei meinem Hund, hatte ich wieder die alte Sicherheit und Tatfreude.

Die armen Hühner ſind nun ſchon Wochen hindurch in dem engen Käfig eingepfercht. Sie mögen ſich daran gewöhnt haben. Ich füttere ſie gut und ſtreue ihnen Sand in den Käfig, an dem ſie picken können, und grüne Blätter. Sie haben auch ſchon Eier gelegt in ihrem Kerker. Es mag qualvoll genug für ſie geweſen ſein. Daß ich nicht früher daran gedacht habe, ihr Los zu erleichtern! Ich werde ihnen lange Schnüre an die Füße binden und ſie an Land anpflocken. So können ſie ſcharren und Bewegung machen. Am Abend freilich müſſen ſie wieder in den Käfig. Sonſt holt ſie in der Nacht der Fuchs.

Heute morgen weckte mich ein Plätſchern. Nun iſt doch endlich der langentbehrte Regen gekommen. Ich habe zum Glück in Vorausſicht dieſer Möglichkeit das Segel über die Säcke gebreitet, ſo daß das Saatgut trocken geblieben iſt. Der Regen hat das Feuer gelöſcht. Ich eſſe einen Reſt gebratenen Fleiſches, der noch von geſtern am Spieße ſteckt.

Ich muß im Boot ein kleines Schutzdach errichten, um trocken zu ſitzen und ein dauerndes Feuer zu erhalten. Ich habe auf alle Fälle einen kleinen Vorrat von Laub und Aſtholz trocken aufbewahrt, aber wenn es längere Zeit regnet, wird es mit dem Feuermachen trotzdem ſeine Schwierigkeiten haben. Ich werde einige ſchwache Stan-

gen schlagen, am Heck des Bootes ein kleines Gerüst bauen und es mit Schilfrohr decken.
Es ist eine lange und nasse Arbeit. Ich hätte das schon viel früher machen sollen! Ich nehme große Steine ins Boot und stelle den großen eisernen Topf darauf. Darin werde ich das Feuer unterhalten.
Ich schöpfe das Boot aus. Ein scharfer Wind weht und schlägt den Regen prasselnd auf das Schilfdach. Man muß ihn nützen. Ich decke das Saatgut mit den Zeltblättern und hisse das regenschwere Segel. Es gibt einen trockenen Platz für mich und den Hund, das Feuer qualmt im Topf und ich mache zum erstenmal seit langer Zeit wieder schnelle und mühelose Fahrt.
Die Au, zurückgehalten in ihrem Wachstum durch die anhaltende Trockenheit, ist in zwei Tagen prachtvoll grün geworden und sogar in den Gipfeln der Eichen ist ein rötlicher Schimmer. Auch das neue Schilf steht schon hoch über dem Wasser, wie grüne Wände zu beiden Seiten des Weges.

Es regnet.
Ich esse fast nur noch Fische. Das Wildgeflügel baut Nester und brütet und die Hasen haben Junge. Ich hätte einen Bastbock schießen können oder ein Schmalreh. Aber ich kann mich dazu nicht entschließen. Es ist zu viel Wildbret auf einmal für mich und ich müßte mehr als die Hälfte davon verstinken lassen. Ich habe aus Weidenruten einen großen Fischbehälter geflochten, der außenbords im Wasser hängt. Er ist meine Vorratskammer.

Mit vielen kleinen Fischen läßt sich eine gute Suppe kochen. Kartoffeln kommen dazu und zerstoßene Weizenkörner.

Es regnet noch immer.
Der Wind hat mein Schilfdach zum Teil weggerissen. Ich habe es ausgebessert und mit Draht festgebunden. Ich gehe nur noch zum Brennholzsammeln ans Land. Ich koche und schlafe auf dem Boot, so gut es geht. Denn überall trieft es vor Nässe.

Das Wasser ist etwas gestiegen und die Strömung ist schärfer geworden in den letzten Tagen. Vom Schilf schauen nur noch die Spitzen aus dem Wasser. Nun regnet es schon an die zehn Tage. Wenn es nicht bald aufhört, kommt eine schwere Zeit für uns.
Ich habe die Säcke immer sorgfältig zugedeckt gehalten, zuletzt auch für sie ein Schilfdach gezimmert, damit sie trocken bleiben. Aber es hat nicht dicht gehalten und die Zeltblätter haben sich mit Wasser vollgesogen. Zudem habe ich einmal unterlassen, das Boot auszuschöpfen und die Regenlachen sind bis an die Säcke herangekrochen. Nun sind die Kartoffeln und das Getreide naß, von oben und von unten. Das ist sehr bös!
Wenn es zu regnen aufhörte und die Sonne ein wenig hervorkäme, könnte ich den Inhalt der Säcke am Land ausbreiten und trocknen. Das müßte aber spätestens morgen oder übermorgen sein! Denn die Körner quellen auf und keimen und ich muß sie so rasch wie möglich unter die Erde bringen, sonst ist alles verloren!

Ich esse viel Kartoffeln. Wer weiß, ob sie zu retten sein werden! Auch Weizen- und Kukuruzkörner koche ich, zerstoße sie mit einem Holz und mache einen dicken Brei daraus. Es schmeckt nicht sehr gut, aber wir schlagen uns die Bäuche voll, Senta und ich. Das Feuer im Topf lebt noch. Ich säge das Holz ganz klein, damit es in den Topf hineingeht. Dabei wird mir warm. Es ist durch und durch naß und siedet ohne viel Wärme.
Auch durch mein Schilfdach tropft es. Aber ohne dies ist von der Nässe, die schwer in der Luft liegt, alles feucht und kalt und ich habe seit vielen Tagen keine trockene Stelle am Leibe. Die Decken und die Kleider sind naß und wenn der Wind geht, beißt die Kälte durch bis auf die Knochen. Am Abend, wenn der Nebel aufsteigt, wenn es dunkel wird und alles noch feindseliger scheint als am lichten Tag, dann ist nur eines, das Trost gibt und Hoffnung, wenn ich mich mit meinem Hund fröstelnd in die Decken verkrieche und in einem Winkel meiner Schilfhütte zusammenrolle, so klein wie möglich: der Feuertopf. Wehe mir, wenn ich das Feuer verliere!

Ich hatte der Kälte und Nässe den Krieg erklärt und wollte ein Feuer machen, so groß und stark, daß Regen und Wind dagegen machtlos wären. Da wollte ich meine Kleider trocknen und die Decken, die Säcke und das Saatgut und alles, was seit Wochen in der feindlichen Nässe steckt. Vor allem mich selbst. Ich habe stundenlang triefendes Astwerk zusammengeschleppt. Dann habe ich den letzten Rest von trockenem Laub und Reisig an der

Glut im Topf entzündet. Das Holz gloſte und ſott, aber es brannte nicht und nach kaum einer Stunde hatten der Wind und der Regen mein großes Feuer hoffnungslos ausgelöſcht.

Das Waſſer ſteigt noch immer langſam und ich muß trachten, wegen der immer mehr zunehmenden Strömung weiter in die Auen hineinzukommen. Dort liegen die Ufer höher und bieten mir im Falle einer Überſchwemmung mehr Schutz als die flachen Haufen.
Der Regen hatte etwas nachgelaſſen. Ich mußte an Land gehen, um Holz zu ſammeln, um mich zu bewegen und zu erwärmen. Wir ſind nachher durch den Wald gegangen. Ich hätte gern friſches Fleiſch gehabt. Aber ich habe kein Wild geſehen. Nur eine Krähe blockte auf einem Baumwipfel und ſtrich mit müdem Rufen in das Grau der aufkommenden Dämmerung, als ſie uns eräugte.
Als wir zum Boot zurückkamen, lag es im Waſſer. Ich erſchrak und ſpähte am Ufer auf und ab, denn ich hatte das Boot weit auf den Sand gezogen. Aber es war niemand zu ſehen. Es waren auch keine fremden Fußſpuren im Sand. Dann erſt erkannte ich, daß das Waſſer inzwiſchen ſo ſtark geſtiegen war! Eine halbe Stunde ſpäter wäre ich vielleicht gerade zurechtgekommen, um zu ſehen, wie mein Boot in der Strömung trieb. Ich hätte nur einige hundert Schritte mehr zu machen, Wild zu ſehen oder ein Stück zu erlegen brauchen – und es wäre zu ſpät geweſen. So hängt oft alles an einem Faden. –
Die hochgelegene harte Au iſt nun für mich nicht mehr

erreichbar. So ſehr ich mich bemüht habe geſtern und vorgeſtern – die Strömung iſt zu ſtark geworden und der Wind war nicht günſtig; und das Ruder allein war zu ſchwach. Morgen früh ſind vielleicht alle dieſe Haufen überſchwemmt.

Soll ich jetzt, im letzten Tageslicht, noch ſchnell heraus, mit der Haue einige ſeichte Gräben ziehen und das Saatgut einſchlagen, damit ich rette, was zu retten iſt? Ich müßte mir die Stelle gut merken und dürfte nicht mehr weit fahren, damit ich ſie im Sommer leicht erreichen kann, um zu ernten, was das Wild mir übriggelaſſen haben wird. Vielleicht aber wird das Waſſer wochenlang über den Auen ſtehen, ich werde auf mein Boot gebannt ſein und jedes Körnchen Nahrung brauchen. –

Da bricht plötzlich rauſchender Regen los. Hagelkörner ſind dabei und ſchlagen hüpfend ins Boot. Das macht mir die Entſcheidung leichter. Ich unternehme heute nichts mehr mit dem Saatgut.

Ich knüpfe das Seil an den Bugring und ziehe das Boot im ſeichten Waſſer ein Stück weiter, ſchlinge das Seil um eine dicke Weide und verknote es ſicher. Nun mögen die Waſſer kommen! Ich ſtreife die kalten ſchweren Kleider und Schuhe vom Leib und hocke mich in den Verſchlag. Ein wenig Brei iſt noch da von Mittag. Ich werde verſuchen, zwei Fiſche zu braten. Senta frißt gern gebratenen Fiſch, wenn alle großen Gräten ausgelöſt ſind. Ich habe Holz klein gemacht und unter dem Dach zum Trocknen aufgeſchlichtet. Mit großer Liſt und viel Geduld bringe ich das Feuer im Topf zum Praſſeln.

Zwei Tage ſind wir nun auf dem Boot gefangen. Ich ſehe kein Land mehr. Überall ſtehen die Bäume im Waſſer. Das Schilf iſt verſchwunden, verſunken und von der Strömung niedergeflutet. Das Seil iſt ſtraff geſpannt und das Boot wedelt in der Strömung. Ich habe das Netz im Waſſer und tagsüber werfe ich die mit einem Stückchen Fiſchfleiſch beköderte Angel aus, aber ich fange nichts. Senta empfindet die Gefangenſchaft auf dem engen Raum qualvoll, läuft im Boot hin und her, ſchaut auf die bewegten ſchmutzigbraunen Waſſer und winſelt leiſe.

Ein treibender Holzklotz hat meinen Fiſchkaſten abgeriſſen. Es waren noch einige ſchöne Fiſche darin. Nun habe ich keine mehr.

Das Saatgut iſt verloren. Es keimt und ſprengt die Säcke auf. Es gäbe jetzt nur noch eine geringe Möglichkeit, es zu retten: losmachen und mit der Strömung treiben. Vielleicht trägt ſie mich an ein hochgelegenes Ufer, wo ich es noch unterbringen kann. Ebenſogut aber kann ſie mich in den Strom hinaustragen und dann ſchwimme ich zurück, tagelang, wochenlang –

Da iſt es beſſer, an meinem guten Seil zu hängen und zu warten. Nahrung haben wir vorläufig genug. Ich röſte Kartoffeln im Fett. Das ſchmeckt uns ſehr gut. Ich habe dasſelbe mit gekochten Weizenkörnern verſucht. Das iſt weniger gut, aber wir ſind beſcheiden.

Das Seil iſt unter Waſſer! Ich muß hinaus, um es höher zu ſchieben, ſonſt zieht es mein Boot auf den

Grund, wenn das Waſſer weiter ſteigt. Ich arbeite mich am Seil vorwärts bis zum Baum und verſuche mit Händen und Füßen die Schlinge am Stamm hinauf zu ſchieben. Umſonſt. Ich habe die Schlinge zu ſehr feſtgezogen! Nun iſt das Seil aufgequollen und das in der Strömung hängende ſchwere Boot zieht daran. Ich ruhe aus, wobei mich die Kälte erſchauern läßt, und verſuche es noch einmal. Es geht nicht. Unverrichteter Dinge und kälteſchlotternd klettere ich ins Boot. Dieſe Nacht darf ich nicht ſchlafen. Ich muß beobachten, ob das Waſſer ſteigt. Bevor mich das Seil auf den Grund zieht, muß ich es durchſchneiden und dann – harren, ob der Strom Gnade oder Ungnade walten läßt.

Am Morgen taucht der Bug ein wenig tiefer ins Waſſer als ſonſt. Vielleicht kommen wir davon! Wir ſitzen den ganzen Tag, werden näſſer und kälter von einer Stunde zur andern und warten. Worauf? Bis der Regen aufhört, bis das Waſſer fällt, bis wir wieder ganz trocken ſind und etwas Gutes zum Eſſen haben. Wir haben nichts zu tun, als dem eintönigen Trommeln des Regens auf unſeren Schilfdächern zuzuhören, das nicht enden will; dem Rauſchen des Windes in den regenſchweren Baumkronen und dem Gurgeln des Waſſers.

Hätte ich nur, als es zu regnen begann, auf einer hochgelegenen, vor Überflutung geſchützten Inſel feſtgemacht und mein Getreide trocken verwahrt! Da ſäße ich jetzt in meinem Zelt bei einem luſtig praſſelnden Feuer; da hätte ich ein Stückchen friſch gebratenes Fleiſch!

Nun habe ich bald kein Holz mehr. Wenn mir das Feuer

ausgeht, wird es ſchlimm. Ich hebe den Maſt aus und drehe an ſeiner Spitze einen ſtarken Draht feſt. Damit fiſche ich nach Treibholz, das vorüberkommt. Aber wie oft iſt mein Werkzeug zu kurz oder zu ſchwach und ich muß viel ſchönes wertvolles Holz ziehen laſſen!

Schiffbruch

Wunder über Wunder: es regnet nicht mehr! Es iſt wie eine Erlöſung! Ich ſchreite im Boot auf und nieder und recke die Glieder, damit alle Kälte und Starrheit aus ihnen weiche. Ich hänge meine Kleider ins Freie, ſtelle den Feuertopf heraus und ſchlichte das Holz roſtartig darüber, damit es trocknet.

Das Waſſer fällt. Ich bin außer mir vor Freude. Die Seilſchlinge iſt wieder zu ſehen. Dort iſt ſchon ein Stück feſten Bodens aufgetaucht und die Hochwaſſermarken an den Stämmen rücken immer höher über den Waſſerſpiegel. Nun werde ich bald von hier weg müſſen, um nicht auf Grund zu fallen.

Heute früh ſind wir beide an Land geweſen und haben herumgetollt wie die jungen Lämmer. Auf und ab rannten wir am Ufer, haſchten und balgten uns und kugelten über den Sand. Senta kläffte und ich jauchzte dazu wie ein kleiner Junge. Es war ein wonniges Straffen und Lockern aller Muskeln, ein ausgelaſſenes Spiel mit der

eigenen Kraft nach der erzwungenen langen Ruhe und Schlaffheit.

Der Wind iſt nicht günſtig, aber die Strömung iſt wieder zahm geworden und ich dürſte danach, mich mächtig in die Ruder zu legen. Ich mache los und es geht langſam vorwärts.

Weit will ich heute nicht fahren; nur eine Stelle ſuchen, wo ich endlich das große Feuer anzünden kann, nach dem wir uns ſchon ſo lange ſehnen. Die enge Waſſerſtraße öffnet ſich plötzlich weit und ich ſehe auf den Hauptſtrom hinaus. Da konnte es uns freilich nicht anders ergehen! Aber nun haben wir es ja gut überſtanden!

Eine langgeſtreckte Schotterbank liegt vor mir, mit einem Anflug von grünenden Weiden, die niedergeflutet und ſchlammüberzogen ſind und in ihrem Geſtrüpp Gras und Äſte aufgefangen und feſtgehalten haben. Große Haufen Treibholz ſind hier aufgeſchwemmt. Damit kann ich mühelos heizen! Ein Feuer will ich entfachen, das hoch auflodert zum Himmel und den letzten Reſt von Kälte und Näſſe vertreibt, den ich noch in den Knochen habe. Da will ich mein Segel aufſpannen und meine Decken und Kleider und alles, alles ſoll in den nährenden, belebenden Feuerkreis kommen!

Mit kräftigen Schlägen treibe ich mein Schiff auf das Geröll. Zuerſt birſche ich die kleine Inſel ab, ob ich nicht etwas fürs Nachtmahl ſchießen kann. Zwei Kormorane ſitzen im auslaufenden Zipfel des Eilands. Sie haben mich eräugt und ſtreichen ab; erſt niedrig über dem Waſſer, dann gewinnen ſie langſam an Höhe, gleiten in

der Ferne haarſcharf über die Uferbäume und ſind verſchwunden. Sonſt ſehe ich nichts.
Mich fröſtelt in den feuchten Kleidern. Ich werfe alles von mir, was ich am Leibe habe. Dann ſchleppe ich Holz zuſammen, ſo viel ich kann. Dabei wird mir warm. Schilf liegt da und gelbes Gras, angeſchwemmt und halbwegs trocken. Das wird gut zum Unterzünden. Ich lege es über den Feuertopf, damit es ausdörrt.
Nun etwas Glut aus dem Topf, Gras darauf und kleines Holz. Es qualmt und kracht. Holz darüber, ſo viel ich erraffen kann, daß es ein großer Berg wird! Es ſiedet und ziſcht, aber es brennt. Ich ſchleife noch Holz herbei; baue rund um das Feuer aus Äſten rohe Geſtelle, lege das Segel und die Decken, die Kleider und alles darauf, was naß iſt und trocknen ſoll. Bald lodert eine einzige hohe Flamme empor und ich ſtehe und drehe mich im Bereich der herrlichen belebenden Wärme, um mit allen Poren den Segen des Feuers in mich aufzunehmen.
Es wird nicht regnen, denn der Himmel hat ſich am Abend ganz aufgeklärt und das Waſſer fällt weiter. Das Feuer iſt etwas zuſammengeſunken. Ich hänge den Keſſel darüber und koche Kartoffeln. Dann röſte ich ſie in der Pfanne und es wird ein Mahl für Götter!
Wir ſind beide reichlich ſatt und ſitzen zufrieden. Die Sonne geht unter und es wird raſch dunkel. Ein lauer Wind weht und mich überkommt eine wohlige Schläfrigkeit. Es gibt doch nichts Schöneres als ſatt ſein und warm! Ich lege ſtarke Äſte ins Feuer, damit ſie die Glut halten bis morgen früh.

Dann richte ich das Zelt auf. Ich nehme einen brennenden Aſt aus dem Feuer und gehe zum Boot. Es ſcheint, als läge es wieder ein Stück weiter aus dem Waſſer. Wir können ruhig ſchlafen. Wie herrlich trocken und angewärmt die Decken ſind! Ich verkriech mich tief hinein und habe ein kleines Wonnebrummen. Mein Hund liegt neben mir. Auch ihm geht es gut.

Ich hörte ihn winſeln in der Nacht. Immer wieder begann er. Er tut das ſonſt nie. Ich achtete nicht darauf. Ich vernahm es in jenem Zuſtand bleiernen Halbſchlafs, in dem die Sinne wach ſind, ohne daß man ſich über ihre Eindrücke Rechenſchaft zu geben vermag. Ich ſtand gerade auf einem hohen Felsgipfel im Gebirge. Eine mächtige Geröllhalde war zu meinen Füßen. Plötzlich kam Bewegung in die Geſteinmaſſen. Es war ein Gleiten und Rollen, ein Schieben und Schleifen, ein Reiben und hell klingendes Kollern von tauſend und aber tauſend Steinen, die in eine Tiefe ſtürzten. Der Boden unter meinen Füßen wurde lebendig und entſetzt tat ich einen Schritt rückwärts. Aber auch hier gab es keinen Halt mehr. Alles ſtürzte zuſammen unter mir. Doch ſiehe, ich ſchwang mich mit federndem Stoß in die Luft, ruderte mit den Händen, ſchwebte frei über der Erde und freute mich der neu erworbenen Kunſt.
Wieder winſelte der Hund und ich fühlte, wie er mit den Vorderläufen auf meine Bruſt ſtieg. Ich griff nach ihm. In dieſem Augenblick ſchlug dasſelbe Geräuſch wie ein von weit herkommendes Dröhnen laut an mein er-

wachendes Gehör. Ich spürte, daß meine Füße kalt und naß waren. Da wurde ich jäh wach und lauschte. Es war stockdunkel und ich tastete zu meiner Rechten nach dem Gewehr. Meine Hand griff ins Wasser. Ich fuhr hoch in plötzlichem Erschrecken, rannte gegen den Zeltstock und das Zelt legte sich schwer auf mich wie eine heimtückische Falle. Ich stieß mit beiden Händen danach, suchte die zähe Leinwand zu fassen. Aber sie wich mir aus und entglitt mir immer wieder. Mit einer verzweifelten Anstrengung sprang ich auf, schleuderte das Zeug über meinen Kopf und tat einen großen Satz ins Freie. Aber ich fand keinen festen Boden. Ich trat auf eine schiefe Ebene kollernder und rutschender Steine, glitt aus, fiel, und war bis zum Hals im Wasser. Eine starke Strömung faßte mich und ich verlor den Grund unter den Füßen.

Dämmerlicht war um mich. Ich trieb senkrecht im Wasser und ruderte halb unbewußt ein wenig mit den Händen, um nicht unterzusinken. Das Schleifen war noch zu hören, aber es wurde immer schwächer und erstarb bald im Gurgeln des strömenden Wassers. Jetzt erst merkte ich, daß es regnete.

Es mochte gegen Morgen gehen. Alles war eintönig und undurchdringlich grau. Kein Punkt war im Umkreis, auf dem das Auge hätte ruhen können. Etwas Hartes streifte an mich. Ich griff danach. Es war ein Stück Holz. Ich versuchte, mich daran zu klammern, aber es sank unter und ich ließ es wieder.

Es war alles so rasch gegangen, daß ich noch immer nicht ganz klar im Kopf war. Wie es oft geht, wenn man im

Halbſchlaf ſchlecht träumt und zu ſich ſelbſt beſchwichtigend ſpricht: es iſt nicht wirklich, es iſt nur ein Traum; ſo ſprach ich jetzt zu mir ſelbſt: das iſt ja alles nicht wahr! Aber ich war ſo weit wach, um zu ahnen: jetzt betrügſt du dich ſelbſt! Du treibſt im Waſſer und es iſt alles verloren!

Seitlich von mir liegt eine mächtige dunkle Maſſe, die langſam vorüberzieht. Iſt das eine Wolke, die ſich auf das Waſſer gelegt hat? Plötzlich ſehe ich eine ſolche Wolke vor mir. Sie wird größer und drohend und kommt über mich. Ich treibe mitten hinein. Etwas ſtreift kratzend an meinen Füßen vorüber, als würde ich über Geſträuch hinweggetragen. Dann ſehe ich Stämme, die ſenkrecht im Waſſer ſtehen, an mir vorübergleiten, links und rechts. Jetzt iſt die Wolke über mir.

Es iſt Wald. Ich greife nach einem Baum, der nahekommt, halte mich feſt und hänge in der Strömung. So bleibe ich eine Weile. Dann verſuche ich hoch zu klettern, taſte nach oben, klammere mich an mit Händen und Füßen. Aber der Stamm iſt glatt und ohne Äſte und ich bin ſteif vom kalten Waſſer. Ich tauche langſam wieder zurück und laſſe los. Vielleicht treibt mich das Waſſer zu einem beſſeren Halt.

Es iſt lichter geworden und ich ſpähe ſcharf nach vorne in die fahle Dämmerung. Ein ſtarker waagrechter Aſt hängt über dem Waſſer. Die Strömung trägt mich raſch heran. Da iſt er und ich ſtrecke den Arm aus. Aber ehe ich meine erſtarrten Glieder zu einem verzweifelten Schwimmverſuch zuſammenreiße, iſt er vorüber. Dort verſchwindet er im Grau.

Plötzlich fällt mir mein Hund ein und ich rufe, schreie laut hinaus: Senta! Senta! Ich drehe mich im Wasser und schaue in die Runde, aber es ist nichts zu erkennen. Im Zelt war sie noch neben mir. Senta! Senta! Es widerhallt gespenstig aus dem Grau. Senta! Senta! Es ist hoffnungslos. –

Ein hohes Gesträuch kommt auf mich zu. Ich fange es mit beiden Händen. Es biegt sich bis unter den Wasserspiegel, aber es hält. Ich warte ein wenig bis es heller wird, damit ich einen passenden Baum suchen kann.

Dort ragt eine sperrige Krone aus dem Wasser. Ich lasse den Strauch fahren, der pfeifend aus dem Wasser schnellt, schwimme mit hastigen Stößen und fasse den Stamm. Seine rauhe Borke gibt mir ein Gefühl der Sicherheit und meinen Fingern wohltuenden Halt. Langsam klimme ich hoch und setze mich fest, den Arm um den Stamm geschlungen. Ich stiere in das Wasser unter mir, das aussieht wie rinnender Schlamm. Allmählich kommt mir zum Bewußtsein, wie es um mich steht.

Wie ist das alles nur möglich gewesen? Das Wasser ist also wieder gestiegen, während ich schlief; kam von irgendwo angefahren mit irrsinniger Wucht. Dieser ganz verrückte Strom entspringt ja gar nicht aus einem Sumpf! Wie könnte er sonst in wenigen Stunden so mächtig anschwellen, daß er eine große Schotterbank wegträgt? Wo doch ein Sumpf sich mit Wasser vollsaugt wie ein Schwamm und dadurch die aus ihm entspringenden Flüsse vor Hochwasser schützt! Und die großen Geschiebe – die kommen doch auch nicht aus dem Sumpf! Da mag viel eher

irgendwo ein hohes Gebirge ſein, das ſeine vom Regen geſchwellten Wildbäche in den Strom ergießt! Oder vielleicht ein großer See, deſſen Abfluß dieſer Strom bildet und deſſen Waſſer der Wind vor ſich hertreibt, zuſammentreibt, auf einer großen Fläche. Wenn der Wind ſich dreht, ſo ſteigt das Waſſer im Strom oder es fällt – je nachdem, welche Richtung der Wind nimmt. Oder der Strom hat ſtromabwärts einen Damm aufgeführt und ſich geſtaut oder irgendwo oben eine Stauung überwunden. Oder –? Oder –? Aber das iſt ja alles ganz gleichgültig!

Iſt nun die ganze Schotterbank abgetragen worden oder nur ein Stück? Liegt auf dieſem Stück noch ein Teil meiner Sachen, vom Waſſer umſpült? Ich konnte das alles nicht ſehen in der Finſternis. Aber die Feuerſtelle und das Boot lagen tiefer als mein Schlafplatz. Da bleibt wenig Hoffnung.

Alſo alles dahin! Alles verloren! Boot und Zelt und Decken; Gewehr, Patronen und Werkzeug! Nicht einmal Kleider habe ich. Und mein Hund!

Senta! Senta!

Es iſt ganz unſinnig, dieſes Rufen. Selbſt wenn ſie mich hörte, könnte ſie nicht zu mir. Aber es wird mir ſo ſchwer, dieſe, gerade dieſe Hoffnung aufzugeben und ich ſchreie immer wieder: Senta! Senta! und das Echo antwortet mir.

Ich will nach dem Meſſer greifen, das an der Hoſennaht ſteckt und taſte wie blödſinnig auf meinem nackten Oberſchenkel herum. Richtig! Ich habe ja nur ein Hemd an.

Es klebt naß an meiner Haut. Und jetzt iſt mir auch kalt, erbärmlich kalt. Alſo nicht einmal ein Meſſer...
Es regnet nicht mehr. Im Oſten iſt es lichter geworden und dann iſt dort ein langer waagrechter dunkelroter Streifen in den Wolken. Ein bißchen Hoffnung wird wach in mir: die warme Sonne kommt.
Aber der rote Streifen erliſcht und es beginnt wieder zu regnen. Kalte ſchwere Tropfen ſchlagen auf mich aus der Krone des Baumes und das Waſſer rinnt von meinen Schultern bis an die Zehen und von da in zwei kleinen Waſſerfällen in die braune Flut unter mir.
Das Waſſer ſteigt weiter. Bald iſt es an meinen Füßen und ich muß um einen Aſt höher hinauf. Am Vormittag ſetzt der Regen wieder aus, aber es bleibt trüb und die Sonne kommt nicht, die wärmende. Ein kalter Wind macht ſich auf, ſchüttelt das Waſſer von den Bäumen und macht mich erſchauern bis ins Mark.
Holz treibt im Waſſer, Aſtwerk und Schilf, grüne Blätter und kleine dunkle Rindenſtücke, Grasbüſchel und Weidengeſtrüpp mit ſchlammigen Wurzelballen. Da ſchwankt ein ſchwerer Stamm heran, ſchlägt an die Bäume, einmal links, einmal rechts, dreht ſich in der Strömung. Nun keilt er ſich zwiſchen zwei Pappeln feſt. Sie laſſen ihn nicht durch. Er pendelt noch ein wenig mit dem freien Ende hin und her, dann wird er ſtill. Eine kleine Stromſchnelle bildet ſich und das Waſſer ſpringt braun ſchäumend über ihn hinweg. Ein großer graubrauner Ballen ſchwimmt vorüber. Irgendein Tier iſt es, das der naſſe Tod ereilt hat. Ich ſehe nichts als den hochaufgeblähten

Bauch und ein paar Haare daran. Wie viele mögen noch treiben, von denen ich nichts ſehe!

Enten ſtreichen. Die haben es gut! Das Waſſer iſt ihr Element. Je mehr, deſto beſſer für ſie.

Wie die großen kalten Tropfen auf meinen Rücken klatſchen, wenn der Wind geht! Gegen Mittag wird es etwas wärmer. Die Sonne färbt eine Stelle am grauen Himmel hell. Aber ihr belebender Strahl, den ich ſo erſehne, kommt nicht.

Das Rauſchen und das ſtete Ziehen des Waſſers unter mir machen mich müde und ich dränge mich feſt an den Baum, um nicht zu fallen. Lange ſitze ich mit geſchloſſenen Augen zwiſchen Schlafen und Wachen und ich weiß nicht, ob Stunden vergehen oder nur Minuten. Wie ich aufblicke, iſt alles noch genau ſo wie vorher. Der Himmel iſt grau und das Waſſer zieht unter mir und rauſcht und rauſcht. Nur etwas höher ſcheint es wieder zu ſein. Hoffnungsloſigkeit fällt mich plötzlich an wie ein wildes Tier, das die Pranken in mein Fleiſch gräbt.

Wie kopflos war es von mir, nach dem Gewehr zu tappen, heute nacht, ſtatt gleich hinauszuſpringen zum Boot! Vielleicht hätte ich es noch erreicht! Oder die Axt wenigſtens, die Axt hätte ich faſſen ſollen! Nun habe ich nicht einmal ein Meſſer! Die Axt wäre mir Waffe und Werkzeug, Gewehr und Meſſer und alles geweſen! Ich bin ein halber Menſch ohne ſie! Ein Tier, ſchlimmer noch als ein Tier!

Tier –

Ja – das wollte ich doch eigentlich!

Wie wird es meinem Hund ergangen ſein? Senta, mein Hund! Ich blicke um mich. Nichts als Waſſer überall. Du kannſt dich nicht an einen Aſt klammern, ſo wie ich Du kannſt auch keinen Baum erſteigen.
Alſo tot!
Tot.
Ein qualvoller Tod, mein Hund. Und ich bin ſchuld daran! Armes Tier. Armer, treuer, guter Kamerad!
Die Hühner ſind natürlich auch alle ertrunken.
Die Dämmerung iſt hereingebrochen und es wird Nacht. Eine böſe Nacht. Ein Waldkauz ſchreit, nicht weit von mir. Jauchzt und lacht, als ginge ihn alles nichts an. So viel Unbekümmertheit und Zuverſicht liegen in dem nächtlichen Geſang, daß ich ein wenig angeſteckt werde davon. Kommt der Waldkauz durch, komme auch ich durch, denke ich.
So habe ich alſo auf einem großen Umweg erreicht, was ich urſprünglich wollte: ich ſitze nackt und ohne Waffe und Werkzeug auf einem Baum in der Wildnis, ganz allein – wenn ich mein Hemd nicht rechnen will. Das hätte ich allenfalls noch zu verlieren. Aber es macht nun nicht mehr viel aus.
Ich könnte es übrigens trocknen. Es regnet nicht mehr. So wird es mich ein wenig wärmen, wenn ich es morgen wieder anziehe. Ich ſtreife es ab und breite es auf den Aſt neben mich, binde es mit den Ärmeln feſt, damit der Wind es nicht entführt.
Die ganze lange Nacht iſt vor mir. Ich werde nicht ſchlafen und will es nicht; ſonſt falle ich im Schlaf von mei-

nem Baum. Die Kälte kriecht mir bis in die Knochen, ſchüttelt mich in allen Faſern. Dazu kommt jetzt plötzlich eines – und ich wundere mich, daß es nicht ſchon früher gekommen iſt: Hunger.

Was gibt es denn da, ſolange ich vom Baum nicht hinunter kann? Grüne Blätter oder Knoſpen oder zarte Rinde von den jungen Zweigen; einige Eier in einem Vogelneſt oder junge Vögel, die noch nicht fliegen können; einen Käfer oder eine Raupe, die am Stamme hochkriecht. Oder vielleicht etwas, das mit dem Waſſer kommt und das ich herausfiſche mit einem langen Aſt. Ich ſehe plötzlich wieder den braunen Ballen im Waſſer treiben, den aufgedunſenen Bauch mit den wolligen Haaren...

Wenn es nur nicht wieder zu regnen beginnt! –

Es beginnt wieder und das Waſſer rinnt kalt an mir hinunter. Ich kauere mich zuſammen, um weniger Angriffsfläche zu bieten. Durchhalten! Feſthalten! Es geht vorüber. Die Nacht geht vorüber. Der Regen geht vorüber. Es wird wieder licht werden. Die Sonne wird kommen, die warme. Nicht müde werden! Nicht ſchläfrig werden! Aushalten!

Ich beiße die Zähne zuſammen. Aber lange kann ich das nicht, denn ſie beginnen zu klappern, ganz von ſelbſt, ohne daß ich es will.

Der Regen hört auf und fängt wieder an. Es rauſcht in den Blättern. Hört wieder auf. Und ſo noch einige Male. Ich weiß nicht wie oft. Ich bin in einem Dämmerzuſtand und weiß nur, daß meine Arme und Hände wie eiſerne Klammern den Baum umfaſſen. Aber ich ſpüre ſie nicht

mehr. Ich lehne die Stirn an die rauhe Rinde. Dann ſchmerzt mich die Stelle und ich gebe dem Kopf eine andere Lage. Es rauſcht wieder. Iſt es Regen oder Wind oder das Waſſer? Der Waldkauz ſchreit ſchon lange nicht mehr. Was iſt mit ihm? Warum verläßt er mich? Iſt er ins Waſſer gefallen? Arme Senta! Mir iſt gar nicht mehr kalt. Der Waldkauz ſchreit wieder. Er iſt nicht ins Waſſer gefallen.

Und plötzlich kommt es über mich wie eine Erleuchtung: das iſt ja alles nur böſe Einbildung von mir! Denn auf der Schotterbank brennt mein Feuer und das Boot iſt hier und im Topf iſt noch Brei von geſtern abend. Ich brauche ihn nur zu wärmen – oh, wie gut wird er mir ſchmecken! Auch mein Hund iſt bei mir, ſieht mich an und wundert ſich, daß ich ihn verloren gab. Das Waſſer, ja – das iſt noch da und ich kann nicht hinüber zur Schotterbank. Aber es wird fallen, morgen, übermorgen und – ſiehe! es iſt ſchon gefallen und ich ſchreite trockenen Fußes dahin –

Plötzlich iſt ein rotes Licht im Oſten und es wird hell. Ich glaube, ich habe doch geſchlafen. Und jetzt habe ich auch mächtigen Hunger. Nun ſitze ich ſchon vierundzwanzig Stunden auf dem Baum.

Ach ſo – ich ſoll ja die Stunden nicht zählen!

Ich reiße ein Blatt vom Zweig vor mir. Betaſte es mit den Fingern, rieche dazu. Stecke es in den Mund, kaue daran. Es ſchmeckt herb und ich ſpucke es aus. Vielleicht ſind die kleinen Knoſpen beſſer oder die Rinde der jungen Triebe!

Ich ſpucke wieder. So wird das nicht gehen. Iſt nicht ein

Vogelneſt irgendwo? Ich ſteige ein wenig höher. Alle Glieder ſchmerzen mich. Ich muß gleich raſten und habe Ameiſenkribbeln in den Beinen. Es iſt kein Vogelneſt hier. Aber ein beſſerer Sitz. Da will ich bleiben.

Zu Mittag kommt die Sonne heraus, die herrliche Sonne. Ich ſteige auf meinen früheren Platz hinunter. Dort ſcheint ſie voll hin. Ah – wie ſie mich durchwärmt!

Iſt die Strömung nicht langſamer geworden? Iſt nicht auch das Waſſer ſchon etwas gefallen? Der feſtgeklemmte Baum ſcheint eine andere Lage bekommen zu haben. Ein ganzer Berg von Aſtwerk, Schilf und Binſen iſt daran feſtgeſchwemmt. Es ſieht aus wie eine kleine Inſel.

Da piept es unter mir am Baum. Ein kleines rindenfarbiges Vögelchen klettert ruckweiſe am Stamm empor und ſucht mit dem zarten gebogenen Schnabel alle Rindenritzen ab. Dann ſingt es ein kleines leierndes Lied. Mit einem lauten ſilberigen Piepen beginnt es, hat einen ungeſchickten, beſcheidenen Triller und endet mit einem hellen Pfeifton. Wie freundlich das klingt, wie unbekümmert und ſelbſtſicher! Und noch einmal denke ich mir: kommt das kleine Baumläuferchen durch, ſo komme auch ich durch!

Nun iſt es dicht unter mir, aber es hat mich noch nicht geſehen und ich bin regungslos. Jetzt läßt es ſich fallen und fliegt ſchnurrend zum nächſten Baum. Unmittelbar über dem Waſſer hakt es ſich feſt, rutſcht ſuchend am Stamm hinauf und ſingt dabei.

Mutter Sonne brennt auf mich nieder. Der Himmel iſt blau und es geht mir beſſer.

Aber bald ſind Wolken da, die Sonne iſt weg und alles iſt wieder grau. Das Waſſer ſtrömt genau ſo wie früher und es iſt noch nicht gefallen. Und der eingeklemmte Baum iſt unverändert. Und was haben ſchließlich der Waldkauz und der Baumläufer mit mir zu tun? Beide haben Flügel und finden ihre Nahrung überall. Ich aber nicht. –
Jetzt kommt wieder die Nacht.

Menſch am Anfang

Es hat nicht mehr geregnet. Tagsüber brennt die Sonne mit betäubender Glut auf das Waſſer, das den Schein ſpiegelnd vervielfacht und ſchmerzend in meine Augen wirft. Mein Hemd iſt getrocknet und ich habe es in den Nächten an. Wie warm iſt ein Hemd, wenn man nichts anderes hat!
Nun iſt mir nicht mehr kalt. Auch der Hunger iſt eingeſchlummert. Aber der Durſt iſt an mich herangekrochen wie ein böſes Geſpenſt und faßt mich heiß an der Kehle. Wenn es doch wieder regnen würde! Ich kaue Blätter und Rinde, um ein wenig Feuchtigkeit zu gewinnen.
Lange kann es nun nicht mehr dauern. Das Waſſer iſt weit unten am Stamm und war doch früher dicht unter meinen Füßen. Grüne Sträucher ſind aus der Flut getaucht. Ihre Spitzen waren niedergebogen von der ſchlammigen Näſſe, die an ihnen haftete, aber jetzt haben ſie ſich

ſteil aufgerichtet und es iſt Kraft und Friſche in ihnen. So bedeutungslos das iſt, ſo hat es mich doch geſtärkt und iſt mir ein Zeichen zur Hoffnung.

Ich will hinunterſteigen, um wenigſtens den Körper in das köſtliche Naß zu tauchen, das meinem Gaumen verwehrt iſt. Ich werde nicht trinken! Nein, ich werde nicht trinken! Langſam laſſe ich mich ins Waſſer gleiten. Plötzlich ſind meine Füße auf Grund. Soll ich den Baum loslaſſen und mein Glück verſuchen? Vielleicht ſchaut irgendwo ſchon feſtes Land aus dem Waſſer! Aber die Strömung iſt noch viel zu ſtark und ich bin ſchwach. Ich muß wieder in den Baum hinauf, der meine Rettung iſt und mein Kerker.

Lange ſtehe ich im Waſſer mit geſchloſſenen Augen und kämpfe gegen die Verſuchung, weit den Mund zu öffnen und gierig das ſchmutzige, aber ach ſo kühle Waſſer hinunterzutrinken.

Ich ſchöpfe ein wenig davon in die hohle Hand, ſchlürfe es vorſichtig, nehme den Mund voll. Es iſt erfriſchend. Ich ſpucke es aus und habe Sand zwiſchen den Zähnen.

Langſam und mit zitternden Gliedern klimme ich dann wieder hoch. In halber Höhe aber bleibe ich hängen und kann nicht weiter.

Wie herrlich war doch mein Sitz da oben im Wipfel! Wie ließ es ſich ruhen in ihm – ſo ſicher und bequem! Ein Götterthron ſcheint er mir – wenn ich ihn nur ſchon wieder hätte!

Meine Kraft hört auf und ich rutſche zurück. Da iſt es plötzlich aus mit all meinem Willen und – dann iſt es

geſchehen: ich öffne weit den Mund und ſchlucke gierig das braune, ſandige, herrliche Waſſer in mich hinein!
Ich bin erfriſcht und gekräftigt und wie ich mich zum zweitenmal auf den Stamm ſchwinge, erreiche ich, wenn auch keuchend, meinen Sitz.
Von da an iſt meine Erinnerung verworren. Ich weiß nur, daß ich tage- und nächtelang in einem erbarmungswürdigen Zuſtand war und faſt unerträgliche Schmerzen hatte. Wenn mich die Quirläſte nicht von allen Seiten gehalten hätten – ich wäre unfehlbar in die Tiefe geſtürzt! Der Strom hatte ein großes Tier angetragen, Hirſch oder Elch, ich konnte es nicht genau ſehen. Unweit von mir hing es im Geſtrüpp und in der ſtechenden Sonne trieb es hoch auf. Tagelang ſtrich der Wind von dort herüber und der Peſtgeſtank legte ſich giftig um meinen ſchmerzenden Kopf.
Anfangs war ich täglich in der Baumkrone umhergeſtiegen, um gelenkig zu bleiben. Aber ſeit dem Tage, an dem ich getrunken hatte, war es aus damit und ich hing dumpf in den Äſten. Enten ſtrichen manchmal in der Dämmerung und ein großer Raubvogel mit weißem Bauch ſchwebte im tiefen Blau des Himmels. Wie armſelig war ich doch gegen ihn! Der Baumläufer kam nicht mehr in meine Nähe und der Waldkauz ſchwieg in den Nächten. So war ich ganz allein.
Eines Morgens ſah ich im Dämmern einen großen dunklen Fleck auf dem Waſſer, der ausſah wie ein Haufen Schwemmzeug. Als es heller wurde, erkannte ich, was es war: gutes feſtes Land mit Kräutern und Gräſern. Und

es schien mir, als würde er größer von einem Augenblick zum andern.
Keine Regung der Freude war in mir. Ich weiß nur, daß ich meinen gefühllosen und doch schmerzenden Körper aus dem Astquirl löste und mit einem heißen Flimmern vor den Augen, dumpfen Druck im Kopf und einem wunden Gefühl in den Gedärmen am Stamm hinunterglitt und hart ins knietiefe Wasser fiel. Ich taumelte auf die kleine Insel zu, warf mich in den nassen Schlick auf Astwerk, Brombeerranken und Schlamm, legte den Kopf auf den Unterarm und fiel in einen tiefen, todähnlichen Schlaf.

Es ist finster und die Sterne leuchten am klaren Himmel. Ich bin während des Schlafes ausgekühlt. Frostschauer schütteln mich. Dennoch fühle ich mich wunderbar erquickt. Ich schlief noch nie so köstlich und tief. Ich habe keine Schmerzen mehr. Mein Kopf ist klar und ich habe wieder Mut und Hoffnung.
Und Hunger!
Ich höre das Wasserrauschen nicht mehr. Es ist alles ganz still um mich. Ein herb würziger und zugleich fauliger Geruch liegt in der Luft. Ich reibe meinen Körper, um warm zu werden, dann kauere ich mich eng zusammen und warte.
Wie lange bin ich nun eigentlich da oben gesessen? Das stiere Hindämmern am Tage und das Wachen in den Nächten haben mein Zeitmaß verwischt und ich weiß nicht, ob es vier oder sieben von diesen schlimmen Tagen und

Nächten geweſen ſind. Hätte ich mit dem Fingernagel Kerben in die Baumrinde kratzen ſollen? Aber nun iſt es nicht mehr wichtig.

Wichtig iſt vor allem, etwas Eßbares zu finden. Was und wo es ſein wird, weiß ich freilich noch nicht. Aber irgend etwas wird es ſein, ſonſt iſt es aus mit mir! Dann, zu ſehen, ob nicht irgendwo Reſte von meinen Sachen zu finden ſind. Aber ich habe wenig Hoffnung.

Es wird grau zwiſchen den Bäumen und die Wipfel zeichnen ſich ſchwarz ab auf dem lichter werdenden Himmel. Wie weißliche Säulen ſtehen die Stämme. Dann treten die Sträucher hervor aus dem Ungewiſſen, mit Schilf und Fadenalgen, die darin hängengeblieben ſind. Ich ſehe kein Waſſer mehr.

Kälte und Hunger treiben mich an und ich gehe. Taſtend ſuchen ſich meine Füße ihren Weg in dieſem Wirrſal von ſcharfen und ſpitzigen Hölzern, reibenden Zweigen, haftenden Schlingen und dornigen Ranken. Ich gehe langſam, Schritt für Schritt, und bin unendlich hilflos.

An den tiefen Stellen ſteht noch Waſſer und bildet kleine Teiche. Der Beſtand wird licht und zwiſchen den Randbäumen geht der Blick ins Freie. Eine Riedfläche liegt vor mir, troſtlos grau mit dem ſtaubigen Überzug von Ton, den das Waſſer auf den Gräſern abgeſetzt hat. Die Sonne vergoldet den gegenüberliegenden Rand der Au und ein Rotkehlchen beginnt ſchüchtern zu ſingen. Ich habe keinen Sinn für das alles, nur ein Gedanke erfüllt mich: eſſen! eſſen!

Meine Knie zittern und ich ſchwanke; greife vor mich in

ein Büſchel hoher Riedhalme hinein, um Halt zu finden. Aber die Gräſer ſtecken nur loſe in den Blattſcheiden und geben nach. Faſt wäre ich gefallen.

Die Enden der Halme ſind weiß. Ich beiße eines ab und kaue daran. Es iſt ſaftig, weich und ſüßlich. Ich eſſe; und entdecke, daß ich jeden Halm drei- oder viermal auseinanderzupfen kann und daß immer ein weißes weiches Ende zum Vorſchein kommt.

Ich graſe bis ſpät in den Morgen hinein. Es iſt die richtige Mahlzeit für meinen ausgehungerten Magen: langſam und ſpärlich. Aber es ſchmeckt mir. Die harten Gräſer kratzen an meinen Beinen bei jedem Schritt und ich habe kleine brennende Wunden von den Sohlen bis zu den Knien. Plötzlich fühle ich mich wieder ſchwach und elend, als hätte ich nach langer ſchwerer Krankheit das Bett zu früh verlaſſen. Ich muß mich niederſetzen und ruhen.

Die Sonne brennt heiß auf meine Haut und es iſt herrliche Ruhe. Große Vögel ſtreichen über dem Waſſer. Fliegenſummen iſt um mich und im Gras hüpfen große grüne Fröſche umher, ſpringen mit lautem Plumpſen ins Waſſer. Ich liege und ſehe in den blauen Himmel. Schlaf übermannt mich. Als ich die Augen wieder öffne, ſchweben zwei Buſſarde über mir im Blau, ſpielen und kreiſen mit regungsloſen Schwingen. Hell tönt ihr Ruf.

Mir kommt zum Bewußtſein, daß ich ungebunden bin wie ſie, daß ich nie mehr in mein fürchterlich enges Gefängnis auf dem Baum zurück muß; daß ich dem Hunger entronnen bin und dem Durſt! Feſter Boden iſt unter meinen Füßen, frei bin ich, meines Weges zu gehen, wohin

es mir beliebt, und meine Glieder zu rühren zu jeglichem Werk! Eine Welle der Kraft durchpulst mich. Ich springe auf und gehe.
Wenn nur meine Füße nicht so empfindlich wären! Ich reiße mein Hemd entzwei und umwickle die Füße damit. Jetzt ist es viel besser und ich bin froh.
Fischreiher stehen auf den Riedflächen, lauern an den Rändern der Tümpel und Lachen, die vom Hochwasser übriggeblieben sind. Fische schießen darin umher wie große Schatten, von Angst gejagt. Für sie gibt es keine Rettung. Mit der Hochflut sind sie hierhergekommen und als das Wasser zu sinken begann, haben sie den rettenden Abstrom versäumt, sind zurückgeblieben, abgesperrt vom Leben. Das Wasser wird weiter fallen und die Tümpel werden immer mehr zusammenschrumpfende, von der Sonne durchhitzte schleimige Löcher werden, in denen sich die Fische drängen werden, einer am anderen, zappelnd und springend, nach einem Ausweg suchend, den es nicht gibt. Sie sind alle des Todes.
Bei meinem Nahen stehen die Reiher auf. Noch sind die Wassertümpel zu groß und zu tief. Ich kann mit meinen Händen die Fische nicht fangen. Aber mit jeder Stunde wird es leichter und dann gibt es reiche Beute für mich. Wie gut schmeckt doch gebratener Fisch! Mir wird beinahe übel bei dieser Vorstellung und ich habe den Mund voll Wasser. Ich muß rasch an etwas anderes denken.
Hätte ich nur ein Feuer! Ich könnte die vielen Fische dörren und räuchern und aufbewahren –
Aber auch so scheint mir solch ein glatter, gleißender, zap-

pelnder Fiſch ein köſtliches Ding mit ſeinem zarten weißen Fleiſch. Ich ſehe auf das grüne Waſſer, in dem ſie umherſchwimmen, große und kleine, ſchon jetzt in qualvoller Enge. Federchen ſchwimmen auf der Oberfläche und die Ufer ſind weiß bekleckſt vom Kot der vielen Waſſervögel, die ſich hier Beute geholt haben.

Ein heftiger Schlag ins Waſſer läßt mich aufſehen. Zuerſt habe ich ein neugieriges, erfreutes Staunen. Aber nur den Bruchteil eines Augenblicks lang. Dann weiten ſich meine Augen. Schreck fährt mir durch den Leib, macht mich ſtarr. Mein Herz klopft im Hals. Ich raffe einen ſchweren Aſt vom Boden auf, ohne recht zu wiſſen, was ich tue. Dann wird mir klar, daß Er mich noch nicht bemerkt hat. Er äugt nicht nach mir und der Wind kommt von der Seite. Ich drücke mich raſch hinter einen Krüppelbuſch und mache mich ſo klein wie möglich.

Nun geht Er zurück zum Waſſer, mit ungeſchickt tappenden Branten, ſteht regungslos, das Haupt geſenkt, als ſuche Er aufmerkſam etwas. Die Waſſerfläche iſt dort etwas eingeſchnürt und die Ufer treten nahe aneinander heran. Er hat noch den halbmondförmigen lichten Fleck um den Hals. Es iſt ein geringer Bär. Vielleicht iſt er gar nicht ſo gefährlich? Wie drollig er daſteht! Plötzlich ſchnellt er den plumpen Körper mit einem kurzen Ruck vor, greift mit der Hand tief ins Waſſer. Es ſpritzt hoch auf und gibt dasſelbe Geräuſch wie vorhin. Ein ſilbern glänzender Fiſch fliegt durch die Luft, ſchlägt federnd ins Gras und zappelt verzweifelt. Gemächlich dreht ſich der Bär und ſchnappt ihn mit einem ſicheren Griff ſeiner

furchtbaren Zähne. Dann fällt ein kopfloſer Fiſchleib zurück ins Gras, ſpringt ein wenig zwiſchen den Büſcheln. Der Bär ſteht ſchon wieder beim Waſſer.

In ganz kurzer Zeit fängt er acht Fiſche aus dem Tümpel. Nun zähle ich nicht mehr. Ich ergötze mich daran, wie er umherwackelt, ſich tölpelhaft niederſetzt, wenn er an einem Fiſchkopf kaut; denke mir, daß die Überreſte der verſchwenderiſchen Mahlzeit für mich willkommene und leichte Beute ſein werden; und vergeſſe ganz, daß mein gefährlichſter Feind wenige Schritte vor mir ſteht und ich nur einen Knüppel in der Hand halte zu meiner Verteidigung.

Aus der beengenden Hocke ſtrecke ich mich lang auf den Boden und der Strauch iſt mir vortreffliche Deckung. Wenn der Bär nicht gerade hier vorübergeht, komme ich wohl ungeſehen durch!

Plötzlich ſpüre ich einen kalten Hauch im Genick – und da iſt es auch ſchon geſchehen: der Wind hat ſich gedreht. Der Bär wirft aus ſeiner lauernden Stellung am Waſſer auf und verhofft nach mir. Er hebt das Haupt, zieht prüfend dieſe neue Witterung ein; windend bewegt ſich ſeine feucht glänzende Naſe. Dann erhebt er ſich und die Vorderbranten hängen ſchlaff herab zu beiden Seiten der breiten Bruſt, jede für ſich ſo groß wie mein Kopf. Ein Schlag damit und ein Menſchenſchädel iſt ein blutiger Fetzen!

Zitternde Spannung iſt in mir, ſtreicht von den Zehen in den Kopf, wuchtet im Rückgrat und ſtrahlt aus bis zu den Fingerſpitzen. Mein Puls ſchlägt hart und eilig an die Wandung meines Halſes und ich habe ein enges Ge-

kühl in der Bruſt. Starr iſt mein Blick auf den Gegner gerichtet.

Mit dem Rennen iſt es nichts bei meinen wehen Füßen. Ein Bär läuft gut! Der fängt mich gleich. Ins Waſſer – auch nicht. Ein Bär ſchwimmt beſſer. Auf einen Baum – auch da kommt er nach. Ihm mit dem Knüppel eins über die Naſe hauen – das geht dann immer noch. Vielleicht nützt es was. Oder totſtellen? Nein. So dumm ſind die Bären nur im Kinderbuch. Ja, mein gutes Gewehr! Hahn auf und Atem anhalten, ruhig zielen und – Schuß in den Kopf auf dreißig Schritte! –

Einſtweilen rührt er ſich nicht. Es iſt ein grauſames Warten und es dauert lang. Plötzlich ſackt der Bär zuſammen, ſtellt ſich auf alle viere, wendet kurz und trollt langſam davon. Weit unten ſehe ich ihn noch einmal auftauchen, dann iſt er fort.

Ich lache in mich hinein. Der iſt gar nicht ſo böſe! Dem habe ich den Appetit verdorben! Ich liege noch eine Weile, um zu entſpannen, und atme tief.

Auf Eſſen bin ich ausgegangen, weil es mir das wichtigſte ſchien. Beinahe wäre mir eine gute Waffe notwendiger geweſen. Ich ſchaue über die Wieſenflächen, aber ich ſehe ihn nicht mehr. Dann breche ich mir in der Au eine gerade Haſelſtange und taufe ſie Speer. Sie iſt ſtumpf und ich kann ſie nicht ſpitzen. Ja, die Axt, die fehlt mir!

Ich birſche langſam zurück zum Tümpel auf der Wieſe, ſpähe vorſichtig nach allen Seiten. Die Luft iſt rein. Da ſind die Spuren der breiten Sohlen, die Eindrücke der Krallen im Sand zwiſchen den Riedgrasbüſchen. Ich hebe

einen Fiſch auf, waſche und zerteile ihn mit den Händen und einem ſcharfkantigen Holz. Ich verſuche ein kleines Stück von dem roſigen Fleiſch. Es iſt fad und wäſſerig, aber es ſchmeckt mir wunderbar und ich reiße mit den Zähnen große Biſſen ab. Dennoch bringe ich nicht viel davon hinunter. Ich nehme einige Fiſche mit. Ein Hecht iſt dabei, ein Barſch und zwei Brachſen. Ich ſpieße ſie auf ein Holz. Und nun fort von hier! Vielleicht kommt der Bär wieder. –

Ich habe einen kleinen Waſſerlauf durchwatet. Hier ſchien das Waſſer wieder den gewöhnlichen Stand erreicht zu haben. Dann ging ich drüben am Ufer entlang ſtromaufwärts und hoffte eine Stelle zu finden, an der ich ſchon geweſen, um von dort aus den Schauplatz meines Schiffbruchs zu ſuchen.
Ich kam nicht weit an dieſem Tage. Bleierne Müdigkeit überfiel mich und ich mußte haltmachen. Ich baute mir ein weiches Lager aus Zweigen und Gras und ſchlief bis in die Abenddämmerung. Ich aß von den Fiſchen, die ich in große Lattichblätter eingewickelt habe, um ſie den Fliegen vorzuenthalten, und kaute Bärenlauch dazu. Es war eine reiche Mahlzeit. Dann trank ich aus dem Waſſerarm, der klar und durchſichtig geworden war bis auf den Grund, und aß Lauchzwiebeln nach. So konnte das Waſſer nicht ſchaden.
Ich lag noch lange wach und ſah in die Dunkelheit über mir, die Hand feſt um den Speer geſchloſſen.

Allenthalben schießen die Sandmorcheln aus dem Boden. Das ist reichliche und gute Nahrung. Die Fische habe ich wegwerfen müssen. In den Restlachen, die jetzt schon ganz klein und seicht sind, finde ich Fische in Menge. Ich brauche nur ins Gewimmel hineinzugreifen. Wo das Wasser zur Gänze abgesickert ist, liegen sie zu Hunderten tot im Sand und es steigt ein entsetzlicher Geruch davon auf. Für Krähen und allerlei Raubzeug ist hier der Tisch gedeckt und es ist ein schwarzes Gedränge dort, stetes Kommen und Gehen, ein Schlingen und Neiden, ein Schreien und Schimpfen ohne Ende.

Ich versuchte einmal, um sie zu retten, die Fische aus einem Wasserloch, in dem sie gefangen waren, ins freie Wasser zu werfen, das nur wenige Schritte weit vorüberfloß. Aber es war ein armseliges, lächerliches Beginnen. Ich hätte drei Tage dazu gebraucht. Und was hätte es bedeutet im Vergleich zu den unzähligen, die inzwischen im weiten Umkreis sich totzappelten, erstickten und vertrockneten?

Wenn ich die Möglichkeit hätte, Feuer zu machen, könnte ich ruhig schlafen. Das Raubwild scheut das Feuer. Ich könnte auch meinen Speer spitzen und härten. Und die vielen schönen Fische, die ich in den seichten Pfützen elend verrecken lassen muß, könnte ich alle verwerten!

Ich habe bei einem Windbruch zwei scharfkantige Hölzer aufgelesen, etwas trockenes Laub und Gras zusammengetragen und versucht, Feuer zu sägen. Ich arbeitete weit über eine Stunde. Schweiß troff mir von der Stirn und Finger und Arme schmerzten mich. Es war vergeblich.

Die Hölzer ſind nur ein wenig warm geworden. Vielleicht waren ſie nicht trocken genug.

Ich kam in eine Au, wo mir alles vertraut ſchien, die Baumwipfel und das Waſſer. Und dann ſtand ich an der dicken Weide, an der mein Boot vertäut war während der erſten Überſchwemmung. Ein Spießhirſch, der dem Waſſer nicht hatte entrinnen können, lag nahe dabei, halb im Sand vergraben und verludert. Die Krähen hatten ihm die Lichter ausgehackt und die Decke über den Rippen aufgeriſſen, ſo daß man ins Innere ſah.

Das grauſame Schickſal meines Hundes ſtand lebendig vor meinen Augen.

Ich bin im ſeichten Waſſer ſtromaufwärts gegangen, weil im Ufergeſtrüpp kein Weiterkommen war. Hier hatte ich mit meinem Boot die letzte Fahrt gemacht. Dann öffneten ſich die Ufer weit zu beiden Seiten. Da war der Strom und da war meine Schotterbank. Oder war es eine andere? Sie war kleiner, ſchien nach dem Ufer zu verſchoben und ohne jeden grünen Anflug. Ich bin hinübergeſchwommen. Es war alles ganz anders. Von meinen Sachen keine Spur.

Ich muß morgen und übermorgen wieder ſtromabwärts wandern und die Ufer abſuchen. Es iſt eine mühſame Arbeit und wenig Erfolg verſprechend. Aber ich muß ſie auf mich nehmen. Vielleicht finde ich doch noch etwas von den Dingen, die ich jetzt ſo notwendig brauche. Ein einziges beſcheidenes Werkzeug nur oder ein einziges kleines Stückchen Eiſen! Wäre es nicht möglich, daß das Boot zwiſchen Bäumen hängenblieb und unver-

ſehrt in irgendeiner Au ſteht, wo ich es nur zu ſuchen brauche?

Ich habe drei Tage lang geſucht, vom erſten Morgendämmern bis in die ſinkende Nacht; mit verzweifelter Haſt und einer an Wahnwitz grenzenden Hoffnung und Einbildung, ich müſſe etwas finden.
Ich habe nichts gefunden.
Nun muß ich mir darüber klar werden, was zu geſchehen hat. Zuerſt einmal heraus aus dem Bereich dieſes heimtückiſchen Stroms, fort von den Haufen, auf denen man niemals vor unangenehmen Überraſchungen ſicher iſt! Irgendwo in der harten Au einen ſicheren, geſchützten Platz ſuchen, ein einfaches Dach bauen und Feuer machen. Das iſt das wichtigſte.
Dann die Waffen. Dann ein feſtes Haus, das Schutz und Sicherheit gibt gegen den Winter und das reißende Getier. Eine Vorratskammer auf hohen Pfählen. Dann jagen und fiſchen und Vorräte ſammeln, dörren und räuchern und Felle gerben.
Ich habe viel Arbeit.

Zweiter Teil

Neue Heimat

Hier iſt es ſchön!
Dieſer alte Beſtand von Ulmen und Schwarzpappeln, Eichen und Ahornen iſt wie ein heiliger Hain. Rieſenhafte Säulen ſind die grauen Stämme, die aufſteigen in das geheimnisvolle Blaudämmern der Wipfel, mit dunklem Efeu, der an ihnen emporklimmt, oder armdicken Waldreben, die ſich um ſie ſchlingen und aus den Kronen herabhängen wie abgeriſſene Seile.
Lachend grüne Buſchinſeln von ſchwarzem Holunder und rotem Hartriegel, Faulbaum und wolligem Schneeball ſtehen im räumdigen Beſtand, auf denen die Sonnenſtrahlen ſpielen, die wie ſchimmernde Balken zwiſchen den Stämmen ſtehen. Es gibt Stellen, wo das hellgrüne Gras ſo zart und gleichmäßig iſt, als hätte ein Gärtner es künſtlich geſät und ſäuberlich gepflegt. Maiglöckchen blühen zu vielen Tauſenden und ihr Duft liegt in der Au wie eine ſchwere Wolke.
Hier iſt das Waſſer nicht geweſen. Es ſind keine grauen Marken an den Stämmen und die Sträucher ſind frei von Triftzeug. Nur geſtürzte Bäume liegen umher mitten im lebendigen Grün, weißgewittert und durcheinander, ſo wie der Sturm ſie niedergeſplittert hat.
Hohltauben treiben ihr verliebtes Spiel in den Wipfeln, ſtreichen hin und her mit feinem Flügelpfeifen, kommen immer wieder zurück auf denſelben Aſt. Dumpf hallt der Kuckucksruf im alten Holz und den Pirol höre ich heute

zum erſtenmal. Golden leuchtet ſein Gefieder auf in der Sonne, wenn er ſich von einem Baum zum anderen ſchwingt. Ein kleines weiß-ſchwarzes Vöglein ſitzt auf einem dünnen Zweig und piept ein ſchlichtes zartes Liedchen von früh bis ſpät, immer gleich. Zwiſchen zwei Strophen flattert es auf, ſchnappt eine Fliege aus der Luft und kehrt zurück zu ſeinem Sitz. Öfter aber läßt es ſich niederfallen ins Gras, faßt blitzſchnell einen Kerf und fliegt wieder hoch. Es hat ein weißes Bändchen um den Hals. Auch der Waldſchwirrvogel iſt da, grün wie das junge Laub, gaukelt piepſend zwiſchen den Bäumen durch und ſchwirrt ſeinen lachenden Triller, wenn er feſten Fuß gefaßt hat.

Am Abend kommt ein Trupp Rotwild aus dem Dunkel des Waldes, Kahlwild und zwei geringe Baſthirſche, ſechs oder ſieben Stück im ganzen. Wie große rote Geſpenſter geiſtern ſie zwiſchen den rieſenhaften Stämmen, äugen vertraut nach mir und ziehen vorüber.

Wenn ich aus dem Beſtand in die ſtrahlende Helle des Maientages hinaustrete, ſo fällt das Ufer vor mir ſteil ab zu einer ſchmalen Schotterſtufe. Hier iſt die Quelle. Zwiſchen den runden Kieſeln ſteigt ſie auf, hoch über dem Waſſerſpiegel. Ich habe mit den Händen ein kleines Becken gegraben. Das Waſſer iſt klar und kühl. Es ſchmeckt ein wenig nach Schwefel. Bei hohem Waſſerſtand wird die Quelle wahrſcheinlich überflutet ſein. Aber es iſt die einzige, die ich im weiten Umkreis finden konnte.

Dann kommt ein Stück ſtillen, durchſichtigen Waſſers

und dahinter ſteht das Schilf wie eine hohe undurchdringliche Wand. Nur an einer Stelle durchbricht ſie ein enger Kanal, der ins Ungewiſſe führt. Darüber hinaus aber geht der Blick frei über die graugrün wogende Fläche des Rohrwaldes. Weit draußen leuchten einige Flecken freien Waſſers im Widerſchein des Himmels und ganz hinten ſchließt eine ferne Au die Sicht ab mit einer zarten blauen Linie.

Tauſendfältiges Leben iſt im Rohr, tauſenderlei Stimmen erfüllen die durchſonnte Luft. Der Karrekiet wetzt ſein rauhes und ſo gemütliches und luſtiges Lied, das ihn die Rohrhalme gelehrt haben, die leiſe dasſelbe Lied ſingen, wenn der Wind über ſie hinſtreicht und ſie beugt, daß ſie helltönend ſich aneinander reiben. Eine kleine Inſel ragt aus dem Rohrwald auf, mit dichtem Weidengeſtrüpp bedeckt. Hier ſind viele Sänger zu Hauſe, die mit dem erſten Licht zu ſingen beginnen und nicht müde werden, den ganzen blauen Tag lang: Singdroſſeln und Dorngraſmiegen, Rotkehlchen und Braunellen. Im Ufergeſträuch klappert die Zaungraſmiege ihren harten Triller und der Baumpieper zieht ſeine Balzſpiralen um die Kronen der Randbäume. Über dem Rohr ſtreichen Möven und Flußſeeſchwalben, Reiher und Kormorane und das mannigfache Flügelzeug des Waſſers. Die Rohrweihe iſt auf dem Beutezug und ſchleicht läſſigen Fluges niedrig über das Schilf.

Der freie Blick geht gegen Süden und vor den Stürmen aus Norden und Nordweſten ſchützt mich der alte Auwald. Ich will hier bleiben!

Aber ich darf nicht ſtehen und in die Luft ſchauen und träumen! Ich habe keine Zeit! Ich muß arbeiten, wenn ich leben will!

Eine Ulme ſteht da, die iſt hohl und hat ein großes Schlupfloch. Fledermäuſe huſchten an meinem Kopf vorbei ins Freie, als ich hineinſtieg. Es iſt ein großer Raum und ich könnte darin ſchlafen, wenn ich mich zuſammenkrümme. Das wäre eine trockene und warme Wohnung. Vielleicht fände ſogar der Rauch Abzug durch ein Aſtloch in der Höhe. Aber ich traue dem alten Rieſen nicht. Sein Haupt iſt zur Hälfte kahl und vielleicht bräche er beim nächſten Sturm über meinem Kopf zuſammen!

Gleich daneben ſteht einer, der durch und durch hohl iſt wie ein Schlauch und der Himmel ſieht oben herein. Der wird meine Räucherkammer! Unten kommt das Feuer dran und oben hänge ich die Fiſche und das Fleiſch hinein – wäre ich nur ſchon ſo weit!

Zwiſchen alten Windwürfen liegen die gebleichten Knochen eines Hirſches im Gras. Haben ihn die Wölfe geriſſen oder iſt er von den ſtürzenden Bäumen erſchlagen worden? Die Mäuſe haben die Geweihſtangen abgenagt. Ich nehme den Schädel mit. Daraus läßt ſich ein flaches Gefäß machen. Es wird das erſte Stück für meinen Haushalt.

Ich breche zwiſchen zwei Bäumen eine armdicke Stange auf die richtige Länge. Dann reiße ich an einem verfilzten Dickicht von Waldreben. Es iſt zäh und widerſpenſtig. Endlich habe ich zwei Stränge frei und drehe ſie ab, zerreibe Faſer für Faſer mit den Zähnen. Zwi-

ſchen zwei Sträuchern mache ich den Boden vom Unterwuchs frei; lege die Stange auf zwei Aſtgabeln und binde ſie mit den Waldreben feſt. Das iſt der Firſtbalken. Nun lehne ich Aſte daran von beiden Seiten, wie die Sparren eines Daches und verbinde ſie untereinander mit Weidenruten und Waldreben. Darauf kommt das Dach aus Schilfrohr.

Ich wate im lendentiefen Waſſer und zerreiße mir die Füße an im Schlamm verborgenen ſcharfen Halmen. Und wie ich das Schilf ausreißen will, zerſchneide ich mir die Hände. So wird es nicht gehen!

Ich leſe Schalen von Teichmuſcheln auf, die im Schlamm umherliegen, und verſuche, die Schilfhalme damit abzuſchneiden. Viele zerbrechen gleich beim erſten Verſuch, weil ſie verwittert und morſch ſind. Aber ich finde eine, die tauglich iſt, und ſchleife ihren Rand an einem Stein haarſcharf. Ich bringe am erſten Tage nur zwei ſchwache Bündel Schilf aufs Trockene. Mit der Sichel ginge es raſcher. –

Aber dann ſteht die Hütte da. Ich habe das Rohr feſtgebunden, damit der Wind es nicht auseinanderreißt. Sie iſt ſchön und groß und ich ſitze lachend darin und freue mich meines Werks. Ich habe Gras und Laub in der Sonne getrocknet, trage es ein und mache mir ein warmes Bett daraus. Dann ſchleppe ich Holz zuſammen den ganzen Tag, breche es klein und ſchlichte es unter dem Dach zum Trocknen auf.

Es geht mir gut, denn ich habe ein Heim. Ich eſſe Morcheln und Bärenlauch, Riedgras und junge Diſtelblätter.

Nicht weit von hier iſt eine alte Biberwieſe am Waſſer; dort wächſt Löwenzahn, deſſen zarte junge Blätter und ſaftige Wurzeln man eſſen kann. Sie ſchmecken etwas bitter. Auch die rotblühenden Diſteln mit den fingerlangen rübenartigen Wurzeln gibt es, die ſo ſüß und milchig ſchmecken. Ich leide keine Not.

Ein alter Weidenſtumpf ſteht am Ufer, über das Waſſer geneigt und vom Weidenbohrer durchlöchert. Sein Wipfel liegt im Waſſer wohl zehn Jahre lang oder mehr, gebleicht und mit grünen Algen überwuchert. Kleine Fiſche ſchwimmen zwiſchen ſeinen Äſten durch. Auf dem zerſplitterten Stock aber wachſen große Baumſchwämme. Ich habe ſie mitgenommen. Sie ſind ein wertvoller Fund! Ich hänge ſie ſorgſam unter mein Dach.

Das war gut, denn in der Nacht und am nächſten Tag hat es ein wenig geregnet. Wie froh bin ich, daß ich mein Holz im Trockenen habe! Jetzt noch die Feuerſäge, und das Werk kann beginnen. Ich habe die zwei ſcharfkantigen Holzſtücke noch von damals, ein weiches und ein hartes. Womit aber ſoll ich die Kerben ſchneiden, damit eine Säge daraus wird? Die Muſchelſchalen ſind zu ſchwach dazu. Es könnte nur mit einem Stein gehen.

Ich ſuche auf der Schotterbank. Aber alles iſt abgeſchliffen und rund. Es gibt keine ſcharfen Kanten. Ich zerſchmettere einige Rundlinge an einem großen Stein. Aber es iſt weicher Kalk und nicht brauchbar für mich.

Da aber – hat es einen hellen Ton gegeben! Das iſt ein anderer Stein! Ich ſammle die Stücke und ſehe, daß ſie muſchelige Bruchflächen und haarſcharfe Kanten haben.

Das iſt, was ich ſuche! Die Splitter ſind ſchon ſo, wie ſie hier liegen, als Werkzeuge verwendbar; kleine Meſſer und Schaber und Bohrer. Ich faſſe ſie in beide Hände und trage ſie glückſtrahlend in mein Haus.

Ich ſchnitze am Feuerholz. Mancher Steinſplitter wird ſtumpf dabei und ſeine Kanten brechen aus. Aber langſam reiht ſich eine Kerbe an die andere und dann iſt die Säge fertig.

Ich habe einen von den Baumſchwämmen mit einem Knüppel breit geſchlagen. Nun iſt er ein großer brauner Lappen. Wenn morgen die Sonne ſcheint, kann ich's verſuchen.

Es iſt alles vorbereitet. Bange Spannung iſt in mir, wenn ich denke, daß der Verſuch mißlingen könnte. Was dann? In meiner Hütte iſt die Feuerſtelle fertig und wartet auf die Glut, die ihr anvertraut werden ſoll. Ich habe die Bodendecke abgekratzt, eine dicke Lage Schotter aufgetragen und große Rundſteine im Kreis gelegt.

Ich trage die zwei Feuerhölzer, den Baumſchwamm, dürres Gras und Laub und kleines Holz hinunter auf die Schotterbank. Hier ſollen ſie noch dörren in der ſengenden Sonne. Dann will ich beginnen.

Ich ſitze und warte. Kein Hauch regt ſich und aus dem Rohr ſteigt zitternd die warme Luft auf. Die Steine werden ſo heiß, daß ich meine Hand nicht darauflegen kann.

Jetzt gehe ich's an!

Ich nehme das weiche Feuerholz und lege den Baumſchwamm flach daran, faſſe beide zuſammen mit der linken

Hand. Wie heiß ſie ſind! Die Sonne ſpart mir Arbeit. Dann faſſe ich das Sägeholz und nun drauf mit aller Kraft!

Ich reiße alle meine Muskeln zuſammen und all meinen Willen und drücke und ſäge; ſäge, daß mir der Schweiß aus allen Poren bricht. Nur weiter, weiter! Nicht müde werden! Wenn die Muskeln auch ſchmerzen und die Finger krachen – tut nichts! Nicht ſchlapp machen! Nicht nachgeben! Nicht weniger drücken! Nicht langſamer ſägen! Mag der Atem noch ſo keuchend gehen! Weiter! Weiter!

Erſt riecht es nur ein wenig brenzlig. Dann ſteigt plötzlich ein dünner brauner Rauchfaden auf, dreht und kringelt ſich in der Luft.

Nur jetzt nicht erlahmen, nur jetzt nicht!

Ein Glutfunke iſt da und ich blaſe, und eine breite Stelle im Baumſchwamm glimmt und raucht und ſtinkt. Nun Gras darauf und Laub und blaſen! Es kniſtert leiſe und knackt und dann – ſchlägt ein Flämmchen hoch und ich werfe Holz darauf, daß es praſſelt, und ich jauchze und lache und weine zugleich, ſtoßweiſe und ungeartet, noch keuchend von der fieberhaften Anſtrengung.

Feuer! Feuer!

Ich ſtehe und halte die Hände darüber, um ſeine Wärme zu ſpüren, die es ausſtrahlt, das Feuer, das göttliche, mein Feuer – obwohl die Sonne heiß niederbrennt.

Ich ſpringe in die Hütte und mache dem Feuer ein Bettlein zurecht, trage einen lodernden Aſt hinauf und ſitze den ganzen Tag lang an meinem Feuer in meinem Haus und wärme mich und freue mich.

Niemals darf mir dieſes Feuer ausgehen! Über Nacht und wenn ich fortgehe werde ich einen großen Baumſchwamm in die Glut legen, damit er ſie auffaugt und in ſich feſthält, bis ich zurückkomme und ſie wieder fordere von ihm. Auch einen Korb muß ich flechten, um ihn, naß und ſteinbeſchwert, über die Glut zu ſtürzen, damit der Wind nicht Funken an meinen Holzvorrat oder an das Dachſchilf trägt.

Nun kann ich räuchern und braten und Vorräte ſammeln! Ich ſpringe hinaus und ſammle Morcheln, lege ſie ans Feuer und röſte ſie. Ich ſtecke das Ende meines Speers in die Glut, damit es hart wird; dann ſchabe ich mit einem Steinſplitter eine haarſcharfe Spitze daran. Alles iſt mir gegeben im Feuer!

Am Nachmittag ziehen ſchwere Wolken zuſammen und es blitzt ſchwefelgelb über dem Schilfbruch. Das Wetter kommt heran und peitſcht die Baumwipfel über mir, aus denen ſchwere Äſte krachend herunterkommen. Der Rohrwald iſt wie ein wild bewegtes Meer. Dann ſtürzt Regen nieder in rauſchenden Bächen, praſſelt auf mein Schilfdach und ſchlägt die Blätter und Gräſer. Ich aber ſitze mit meinem Feuer im Trockenen und an den ſteil geſtellten Wänden meines Daches rinnt das Waſſer ab.

Der Abend ſenkt ſich über die Landſchaft. Draußen rauſcht weiter der Regen. Ein Gefühl von Heimlichkeit und Geborgenheit überkommt mich und ich werfe ſtill lächelnd ein Stück Holz nach dem andern in die Glut.

Der Regen lockt Morcheln aus dem Boden und damit Nahrung für mich, und neue Arbeit. Morgen muß ich

Weidenruten schneiden und ins Wasser legen, damit sie geschmeidig werden. Dann will ich Körbe flechten und Morcheln sammeln. Ich werde sie auf den heißen Steinen der Schotterbank trocknen und auf Weidenruten reihen als Vorrat. Um meine Hütte herum muß ich einen Graben ziehen, damit das Regenwasser nicht hereinrinnt. Ich werde eine Zielscheibe aus Weidenzweigen bauen, damit ich mich im Speerwerfen üben kann. Ich muß Fischreusen flechten und einen Fischkasten, um die gefangenen Fische aufzubewahren. Unten am Wasser habe ich schöne gerade Eschenheister gesehen. Die werde ich mir holen und Speere daraus machen. Auch einige dicke Äste vom Hartriegel muß ich aussuchen, sie ringeln und eine Zeit hindurch abwechselnd ins Wasser legen und am Feuer bähen. So werden sie weich und federnd und gute Bögen abgeben.

Und schließlich muß ich daran denken, ein festes Haus zu bauen. Starkes Holz kann ich weder schlagen noch bearbeiten, weil ich kein Werkzeug habe. So wird nichts übrigbleiben, als aus Weidenruten einen großen Korb mit doppelten Wänden zu bauen. Zwischen die Flechtwände werde ich Gras, Laub und Sand füllen und feststampfen. Das Dach wird aus Schilfrohr sein. Vielleicht aber stelle ich zuerst das Vorratshaus auf. Denn für den Sommer genügt mein Zelt aus Schilfrohr, und wo sollte ich inzwischen mit meinen Vorräten hin?

Dann die Jagd! Ich muß Wild erlegen, um Fleisch und Häute zu gewinnen, Därme, Sehnen und Knochen. Arbeit über Arbeit wartet auf mich. Ich muß schaffen

ohne Ruhe und Raſt, damit ich bereit bin, wenn der Winter kommt.
Ich habe den großen Feuerſchwamm in die Glut geſteckt und mich in mein wohlig angewärmtes Lager gebuddelt. Nun habe ich es ſchon beſſer als viele Tiere!

Das war in jener Nacht. Ich ſchlief gut und ruhig, aber doch nicht ganz tief. Ich fühlte, daß etwas an mich herankam, näher, immer näher –
Ich wußte nicht, war es Traum oder Wirklichkeit. Jetzt ſtand es bei mir, groß und ſchwarz und drohend, Wolf oder Bär oder Sau –
Es ſenkte den Kopf zu mir und ich ſpürte etwas Naſſes und Warmes im Geſicht. Das war nicht Traum!
Ich fuhr hoch in jähem Entſetzen, ſchrie auf und ſchlug blind vor mich hin zur Abwehr. Es war ein dumpfer Schlag auf ein naſſes zottiges Fell. Zugleich ſtieß ich mit dem Kopf hart gegen einen Dachſparren. Das machte mich vollſtändig wach.
Mit einem Schmerzenslaut ſprang das Tier abſeits und ich ſah es nicht mehr. Ich war auf den Knien und hielt krampfhaft den Speer, bereit, ihn in zuckendes Leben zu ſtoßen. Ich ſtarrte in die Finſternis. Alles war ſtill. Nur mein Herz hörte ich klopfen.
Weiß Gott, wie mir der Gedanke kam! Ich rief leiſe und mit vor Erregung zitternder Stimme ins Dunkel hinein: „Senta!"
Da ſprang es mich wieder an aus der Finſternis. Mein Hund! Mein Hund!

Sand und Schlamm klebten an ihm, Gräſer und widerhaarige Samen waren in ſein dichtes Fell verfilzt. Ich hielt ihn umarmt, rief ihn mit tauſend ſchönen Namen, liebkoſte ihn, und er leckte mir das Geſicht und die Hände.

Mein Hund! Mein Hund!

Als ich ihn verlor, habe ich nicht geweint. Und hätte ich ihn irgendwo tot gefunden, ich hätte nicht geweint. Ich hätte nur mein Leben lang getrauert um ihn. Aber daß mir Einſamem, mir Schiffbrüchigem hier in dieſer Wildnis mein Hund wiedergegeben war, das trieb mir die Tränen in die Augen. Aber ich lachte dazu und küßte ſein naſſes ſchmutziges Fell.

Nachdem wir uns beruhigt hatten und unſere Herzen und Atemzüge wieder langſamer gingen, rieb ich die Hündin mit dem Gras meines Lagers trocken. Sie war mager geworden. Die Rippen ſtanden ihr aus dem Leib. Nun, bei mir war es vorläufig nicht anders. Und ich hatte gar nichts zu freſſen für ſie! Ich fachte das Feuer an – oh, das gute Feuer! – und hieß Senta daneben liegen. Sie warf ſich hin mit einem leiſen Stöhnen und ſchlief nach wenigen Augenblicken ein. Ich ſetzte mich ihr gegenüber und nährte das Feuer. Sie ſollte es warm haben!

Mein Hund! Mein Hund! Ich habe dich wieder! Welche Freude, welches Glück, welch ein Feſt! Zwanzig Tage – oder mehr – waren wir auseinander. Wie habe ich getrauert um dich; wie habe ich nach dir gerufen in den einſamen grauen Nächten auf dem Baum; wie habe ich gebangt um dein Schickſal!

Und du, treue Hundeſeele, wie magſt du erſt tapfer gegen das Waſſer gekämpft, irgendwo weit flußab ein Ufer erreicht und dann entdeckt haben, daß ich nicht bei dir war! Wie magſt du Tage und Nächte lang nach mir gefahndet haben, Sehnſucht und Kummer im Herzen, in dieſer fremden und unwegſamen Wildnis, die ſo viele unbekannte Gefahren für dich birgt! Iſt es ein Werk deiner wunderbaren Sinne, die hoch über den meinen ſtehen, daß du mich wiederfandeſt, oder nur purer Zufall? Hat dir vielleicht der Rauch meines Feuers, der weit durch die Auen zieht, den Weg zu mir gewieſen? Was wäre aus dir geworden, wenn du mich nicht gefunden hätteſt? Wärſt vielleicht noch tage- und wochenlang weitergerannt, bis dich die Kräfte verlaſſen hätten und du mit deinem unſtillbaren Leid irgendwo liegengeblieben wärſt, dem Hunger und den Wölfen zur Beute! –

Die Hündin zuckte mit den Läufen und atmete raſch; ein Reſt der überſtandenen Angſt und Sorge. Sie bellte leiſe aus dem Schlaf, winſelte jämmerlich und ihr Körper zuckte heftig. Es war ein böſer Traum. Da er kein Ende nehmen wollte, faßte ich ſie beim Lauf und rüttelte ſie wach. Sie hob das Haupt und ſah mich an. Ein freudiger Schimmer des Erkennens kam in ihre Augen. Sie ſchlug zweimal, dreimal kurz mit der Rute auf den Boden. Dann ſank ſie zurück und ſchlief ruhig und traumlos.

Ich blieb beim Feuer ſitzen, bis der Morgen heraufkam.

Das ist ein sehr glücklicher Tag gewesen. Das Feuer brachte er mir und den Hund.

Ich habe Weidenruten geschnitten und ins Wasser gelegt. Die Sonne steht noch hoch, aber ich mache Feierabend; denn heute ist Jagd! Ich brauche Fleisch.

Der Hund bleibt in der Hütte. Prüfend wäge ich den Speer in der Hand. Heute soll er mir zum erstenmal Beute fällen.

Der Wechsel tritt bei dem blühenden Schneeballstrauch heraus ins raume Holz. Der Wind geht aus dem Bestand gegen das Wasser. Im Sande der Maulwurfhügel sind noch die Fährten von gestern und Losung ist im Gras. Sie ziehen an der Pappel vorbei, deren Fuß im dichten Gestrüpp steht, und weiter auf die alte Biberwiese.

Ich stelle mich gut gedeckt in den Busch bei der Pappel und warte. Mein Herz pocht vor dem neuen Abenteuer. Ob das Wild nahe genug kommt? Ob ich es gut und sicher treffe? Ob meine Waffe es rasch tötet und ohne Qual? –

Es ist einer der wenigen Augenblicke am Tag, wo es ganz still ist im Wald. Die Blätter und Gräser um mich stehen regungslos und am hellblauen Himmel, der durch die dunklen Wipfel leuchtet, ziehen langsam kleine weiße Federwolken.

Ameisen klettern wie auf einer langen Straße weit hinauf in den Gipfel der Pappel, wo sie für meine Augen

nicht mehr erkennbar ſind, und ein ebenſo langer Zug geht aus dem Wipfel herunter ins Dunkel des Geſtrüpps. Immer neue kommen nach, immer neue, endlos, und wenn ich genau hinhorche, ſo höre ich wie ein leiſes flüſterndes Kribbeln das Schreiten der tauſend Ameiſenbeine an der rauhen Rinde.

Eine Stechmücke ſingt mir um die Ohren, Vorbotin der großen grauſamen Maſſe, die in den nächſten Wochen aus den Waſſern ſteigen wird. Auf meinem Unterarm iſt ſie gelandet, ſtelzt umher mit ungelenken Beinen, behindert durch die Haare auf meiner Haut. Nun hat ſie den richtigen Fleck gefunden, ſticht und ſchiebt, mit angeſtrengten Stößen ihres ganzen durchſichtigen Körpers, den Saugrüſſel in die Tiefe. Nach einer Weile wird ihr Hinterleib ein wenig rot, ſchwillt unförmig auf, leuchtet wie ein Rubin in der Sonne. Dann löſt ſie ſich von mir und fliegt davon, langſam unter der verzehnfachten Schwere ihres Körpers.

Ein Flußrohrſänger hebt an zu ſingen. Es iſt ein wechſelloſer langgezogener ziſchender Triller, wie das Schwirren einer Heuſchrecke, und hallt merkwürdig in der Stille der Au, lauter einmal, dann leiſer, wie der Vogel ſein Köpfchen dreht. Auf einem vom Sturm herabgeriſſenen Aſt ſitzt er, dicht über den Köpfen des Glaskrauts, das den Boden bedeckt, klein und unſcheinbar, ein wenig grau, ein wenig braun und ein wenig grün, mit feinen dunklen Schaftflecken. Er hat den Kopf in den Nacken gezogen, ſträubt die weißlichen Federchen an der aufgeblähten Kehle und der Schnabel ſteht weit offen und zittert im

Takt des ſchellenden, wetzenden Geſanges. Einfach und kunſtlos iſt dieſes Minnelied. Aber es iſt ihm ganz Ernſt damit! Verzückt ſitzt er da und der Welt entrückt, mit hängenden Flügeln, und irgendwo im Glaskrautdickicht ſitzt ſein Weibchen und lauſcht ihm, bewundernd und verwirrt von ſo viel Liebe und Glückſeligkeit.

Da knackt das Lagerholz in den Büſchen vor mir und ich weiß plötzlich wieder, wozu ich daſtehe. Lang rührt ſich nichts. Dann ſteht auf einmal ein Stück da und am Schneeballſtrauch ſchwankt ein Zweig mit großen runden Blüten auf und nieder.

Es iſt das Leittier. Vertraut und ſorglos iſt es ausgetreten, ohne zu verhoffen, und äſt ruhig. Ein Alttier kommt nach. Es geht hochbeſchlagen und wird in wenigen Wochen ſetzen. Sein vorjähriges Kalb ſteht bei ihm. Langſam kommen ſie heran und äſen vorüber. Dann treten die zwei Baſthirſche aus.

Jagdfieber ſchüttelt mich und ich faſſe den Speer feſter. Aber ſie kommen nicht nahe genug und ich will keinen zu weiten Wurf wagen – zumindeſt nicht das erſtemal. Ich muß ſie vorüberziehen laſſen. Enttäuſcht und doch aufatmend ſtelle ich den Speer nieder.

Da ſchimmert es rot durch die Blätterwand ganz nahe bei mir und wie ein Schlag durchzuckt es mich bis in die Fingerſpitzen. Ein Schmaltier, fünfzehn Schritte weit! Ich höre, wie es das Gras abrauft. Es ſchlägt mit den Lauſchern und fährt mit dem Hinterlauf hoch, um die Fliegen abzuwehren.

Aber plötzlich ſtellt es ſich ſpitz und weiſt mir den Spie-

gel. So geht es nicht. Es macht einige Schritte von mir ab und ſteht breit, aber nun iſt es nicht mehr nahe genug!
Die anderen Stücke ſehe ich nicht mehr. Nur dieſes eine iſt noch da, das ſich verſpätet hat. Ich muß es haben!
Das Tier hat das Haupt zu Boden geſenkt und iſt immer noch vertraut. Vorſichtig ſchiebe ich einen Fuß aus der Deckung, ſetze ihn taſtend ins Gras, ziehe den Körper nach und gleite ins Freie. Mache raſch einige ſchleichende Schritte auf das Tier zu. Es gibt ein leiſe kniſterndes Geräuſch.
Da wirft es auf. Eräugt mich. Knickt mit den Läufen ein im Schreck. Steht wie aus Stein. Ich auch.
Jetzt Speer auf und Wurf! denke ich. Aber ich ſtehe wie gebannt vor dem argloſen Blick des Tieres.
Verwundert ſieht es mich an, ſenkt das Haupt und hebt es, verſchiebt es ſeitwärts, um den Geſichtswinkel zu ändern; macht einen kleinen ſtampfenden Schritt auf mich zu; ſteht ſtarr. Ich auch.
Dann iſt es beruhigt. Es wendet langſam das Haupt und äugt den andern nach, die ich nun wieder ſehe, achtzig Schritte weiter; ſchlägt nachläſſig mit den Lauſchern, fährt mit dem Hinterlauf hoch, um die Fliegen abzuwehren. Und ſenkt das Haupt zu Boden und äſt.
Da hebe ich langſam die Hand mit dem Speer, hole weit aus nach rückwärts und meine Muskeln werden hart –
Plötzlich wirft das Tier wieder auf; ſieht mich an aus großen dunklen Lichtern. Graszipfel ſehen aus dem Aſer.
Und meine Hand, langſam, wie ich ſie hob, ſinkt wieder

herab und ich stehe da, hilflos und dumm wie ein Kind. Ich drehe kurz um und gehe nach Hause.

Ich kann diese Tiere nicht töten! Ein Paradies ist diese Welt, wo kein Tier den Menschen kennt und seine Furchtbarkeit. Noch sind alle meine Freunde, noch bin ich aller Freund. Noch vertrauen sie mir, weil sie mich nicht kennen. Noch fliehen sie mich nicht. Soll ich dieses kindliche Vertrauen, diese Arglosigkeit und Ahnungslosigkeit enttäuschen und mißbrauchen, indem ich die tötende Waffe unter sie werfe, damit sie angst- und grauenerfüllt, in jähem Entsetzen vor mir flüchten, wenn der Wind ihnen ein Stäubchen meiner Witterung zuträgt? Soll ich als erster diesen himmlischen Frieden brechen, um als blutrünstiges und tausendfach verfluchtes, von allen gehaßtes und gemiedenes Geschöpf hier ein elendes Dasein zu fristen?

Ich kann diese Tiere nicht töten!

Mißmutig sitze ich beim Feuer, unzufrieden und uneins mit mir selbst. Und ärgerlich wegen des Hundes, der nicht da ist. Ich werde ihm das Herumflanieren abgewöhnen müssen. Sonst fängt ihn einmal der Wolf und dann ist es aus mit ihm.

Plötzlich ist ein kreischender Klagelaut draußen, ein scharfes verzweifeltes Piepen. Ich springe auf und sehe eine Bewegung im Busch. Flügel schlagen im Gesträuch. Dann streicht lautlos eine große Eule heraus und hält etwas Kleines, Armseliges in den Fängen, verschwindet in der Dämmerung wie ein grauer Nebelfleck.

Ich verstehe mich selbst nicht! Wie konnte ich schwach und weich werden, daß mir beinahe die Waffe aus der Hand

fiel! Weil mich ein Tier anſah? Ich muß jagen! Ich brauche Fleiſch für mich und meinen Hund. Ich will es räuchern und für den Winter aufheben. Ich brauche Felle. Aber nicht eines und nicht zwei, ſondern viele, um Kleider und Schuhe daraus zu machen, Decken für mein Lager; um ſie zu gerben und die Wände meines Hauſes damit abzudichten! Ich brauche Därme, um ſie zu drehen und zu trocknen; um damit die Felle zuſammenzunähen, Steinſpitzen an meine Speere zu binden, Werkzeuge an Stielen zu befeſtigen! Ich brauche Knochen und Geweihe zum Graben und Bohren, Schädel als Becher und Gefäße; Laufknochen als Schlagwerkzeug und Werkzeugſtiele; Knochenſplitter als Nadeln und Angelhaken!
Es muß ſein! Denn mein Leben hängt davon ab. Sonſt kommt der Winter und findet mich hier nackt und aller notwendigen Dinge bloß – und die Kälte dreht mir den Kragen um in wenigen Nächten.
Es muß ſein! –
Wieder iſt verworrener Lärm draußen, Aſtekrachen und galoppierendes Hufegeſtampf. Im letzten Dämmerſchein ſehe ich Hochwild wie rote Schatten zwiſchen den Bäumen dahinjagen. Was iſt denn da wieder los? Wahrſcheinlich iſt mein Hund unterwegs. Es wäre langſam Zeit! Dann wird es ruhig und auf einmal ſind zwei Bieſter fünfzig Schritte von meiner Hütte und ziehen den Rauch meines Feuers ein mit hoch erhobenen Naſen. Braungrau ſind ſie und kaum zu unterſcheiden im ſchwindenden Licht. Wie Hunde. Dann wenden ſie kurz und verſchwinden lautlos hinter der Uferkante.

Wenn Senta jetzt noch zurückkommt, hat sie Glück gehabt, ganz unerhörtes Glück!
Es wird dunkel und sie ist noch immer nicht hier. Ich bin in Sorge. Sie hat früher solche Sachen nie gemacht, sondern sich brav ablegen lassen, auf Stunden hinaus.
Ich habe Hunger. Ich werde später essen, bis mein Hund da ist. Wenn er überhaupt noch kommt!
Dann höre ich ihn keuchen und dann ist er da und verweilt lang vor der Hütte. Ich weiß nicht, was los ist, und pfeife ihm. Da kommt er langsam herein – und hat einen Hasen im Fang.
Ich bin froh, daß mein Hund wieder hier ist, aber ich muß ein böses Gesicht machen, hebe drohend die Hand und spreche gewichtige Worte zu ihm. Er tut zerknirscht; läßt den Hasen fallen und legt sich platt auf den Boden, die Nase zwischen den Vorderläufen und die Augen einmal steil nach mir, dann wieder verlegen zur Seite gerichtet. Scheinbar aber nimmt er meine Drohungen nicht ganz ernst. Noch während ich spreche wendet er verstohlen den Kopf nach dem Hasen, der neben ihm auf dem Boden liegt, und bohrt seine Nase in die graue Wolle; leckt daran ein wenig mit der Spitze seiner rosigen Zunge, einmal, zweimal.
Mag sein Herr doch zanken mit ihm! Was bedeutet es ihm gegenüber dem großen Glück, diesen Hasen gefangen und gewürgt zu haben, der so wollig und weich ist und so schnell lief, daß man ihn kaum haschen konnte; und nun hier regungslos liegt, aber immer noch wunderbar duftet und warm ist!

Wieder dreht der Hund die Augen nach mir und ich kehre mich um, damit er mich nicht lachen ſieht. Ich freue mich im Grunde auch über den Haſen. Hat doch wenigſtens der Hund eine Beute, wenn ſchon nicht der Herr. Und er hätte den Haſen ebenſogut irgendwo draußen anſchneiden und freſſen und mit vollem Bauch nach Hauſe kommen können, ohne von ſeiner Jagd etwas zu verraten. Er hat das nicht getan. Er hat mir den Haſen gebracht, wahrſcheinlich von der auf Erfahrung geſtützten Überzeugung geleitet, daß ich ihn mit ihm teilen würde. Vielleicht auch, weil er ihm gebraten beſſer ſchmeckt.
Ich nehme ihm den Haſen weg mit ernſtem Geſicht und ohne ein Wort des Dankes und ſchicke den Hund auf ſeinen Platz.
Es iſt eine trächtige Häſin. Die zu fangen iſt nicht ſchwer geweſen! Ich ſchärfe ſie mit dem Steinmeſſer auf. Fünf fertige Junghaſen fallen aus ihrem Bauch. Schade drum!
Ich reibe den Haſen mit Lauch, ſpieße ihn auf einen grünen Aſt und brate ihn. Es iſt ein gutes Mahl für uns beide.
Morgen – fällt das Tier!

Ich ſtehe bei der Pappel. Die Ameiſen laufen den Stamm hinauf und herunter und der Flußrohrſänger ſchlägt wieder. Die Luft zieht zum Waſſer. Es iſt alles ſo wie geſtern. Das Leittier äſt vorbei, das Alttier, die beiden Baſthirſche. Und das Schmaltier kommt. Die anderen ſind vorüber und ich trete aus der Deckung. Es äugt nach mir: richtig, da iſt ja wieder das merkwürdige

neue Tier! denkt es. Es ſchüttelt das Haupt und äſt vertraut weiter. Hat es ihm geſtern nichts getan, wird es ihm auch heute nichts tun, das merkwürdige neue Tier.
Da bin ich heran und ſchwinge den Speer, ſchleudere ihn mit aller Kraft –
Dumpf krachend fährt er zwiſchen die Rippen.
Nieder ſtürzt das Tier, wie vom Blitz getroffen. Liegt auf der Seite. Spreizt die Läufe hoch, die leicht zittern, ſteif wie im Krampf. Der Äſer iſt offen. Gras darin. Grünlicher Schaum träufelt heraus. Groß und dunkel ſehen die Lichter nach mir.
Mir wird klar in dieſem Augenblick, daß nicht ich dieſes Tier getötet habe; daß etwas hinter mir ſteht, das meine Hand führte. Eine unabwendbare Notwendigkeit; ein eherner Zwang. Ein ewiges Geſetz. Willenlos führe ich aus, was es befiehlt. So wie die Eule den kleinen Vogel ſchlägt; wie der Rohrſänger, der ſingende, den Wurm tötet; wie der Wolf den Hirſch reißt und mein Hund die trächtige Häſin – mit fünf fertigen Jungen im Bauch.
Ein grauſames Geſetz!
Die Lichter des Tieres ſind trüb geworden und ſchimmern grünlich. Die Läufe zittern nicht mehr. Sie ſind ſchlaff zur Erde geſunken.
Wo ſind die anderen hin? Haben ſie ruhig und ahnungslos weitergeäſt, oder ſind ſie flüchtig abgegangen, als ſie das Grauenvolle ſahen?
Ich ziehe den Speer aus der Wunde. Hellroter ſchaumiger Schweiß tritt heraus und färbt das Gras. Ich

breche einen Zweig von der Pappel und lege ihn dem gefällten Wild in den Aser.
Dann ziehe ich mit vieler Mühe das Tier zur Hütte. Mit einem Steinmesser breche ich es auf. Es geht gut. Ein Stück Leber esse ich roh. Die Milz gehört dem Hund. Dann kommt die große rote Arbeit.
Es ist ganz finster geworden. Aber heute gibt es keinen Schlaf für mich. Ich muß das Tier aufarbeiten. Denn die Tage sind heiß und die Schmeißfliegen brummen giftig schimmernd umher und kommen über alles.
Ich schlage das Stück aus der Decke und zerwirke es, schneide das Wildbret in Streifen, reibe es mit Lauch und wildem Kümmel und hänge es an kurzen Ästen in den Räucherbaum. Dann muß ich Holz tragen und Gras raufen, um es auf das Feuer zu werfen, damit es nicht flammt, aber um so mehr Rauch gibt. So vergeht die Nacht. Der Morgen dämmert herauf und die Arbeit ist noch lange nicht getan. Ich muß Bärenlauch und Kümmel suchen, da ich zu wenig davon habe.
Aus der Decke schneide ich zwei Streifen als Wickelgamaschen für meine Füße. Sie sind weich und reichen bis unter die Knie. Ich kann wieder fest auftreten und sicher durchs Dorngestrüpp gehen.
Hätte ich einen großen Topf! Um wieviel besser vermöchte ich alles zu verwerten, um wieviel weniger ginge mir verloren! Und eine herrliche Suppe könnte ich kochen! Lehm gibt es hier aber nirgends. Alles ist Sand und Schotter. Ich werde mich damit abfinden müssen, nie mehr einen Topf zu haben.

Ich trage das Geſcheide zum Waſſer, waſche die Därme, drehe und ſtreiche ſie, um alle Luftblaſen daraus zu entfernen, und hänge ſie zum Trocknen zwiſchen Bäumen auf.
Wenn ich mit allem fertig bin, muß ich die Hütte vergrößern, damit ich das geräucherte Fleiſch hineinhängen kann.

Das Rudel Wild habe ich einige Tage nicht mehr geſehen. Eines Abends ſtand es wieder in der Au. Aber der Wind zog vom Waſſer her und plötzlich warfen ſie alle auf und verhofften regungslos. Als ich meinen Kopf ein wenig bewegte, der bei der Hüttenwand hervorſah, ſchlugen ſie um und trollten zurück ins Dickicht. Sie wiſſen Beſcheid.
Ich habe nun ſchon eine Waffenkammer. Sechs Speere ſind da, lang und ſchwer, aus geraden Eſchenſtangen. Ich ſpalte ſie am Ende und klemme einen ſpitzen Stein hinein, binde ihn mit gefeuchteten Darmſaiten an. Beim Trocknen ziehen ſie ſich zuſammen und halten ihn unverrückbar feſt. Nun mag der Bär kommen! Mit ſechs ſolchen Speeren im Leib wird er mir nicht viel tun!
Ich verſuche, den ſcharfkantigen Hartſteinen eine beſtimmte Form zu geben, ſo wie ich ſie brauche. Ich ſitze ſtundenlang und klopfe und drücke daran herum, aber ich treffe es noch nicht gut, und mancher ſchöne Stein wird dabei verdorben. Meine Ahnen, vor zwanzigtauſend Jahren, mögen es beſſer gekonnt haben!
Auch der Bogen iſt fertig, aus gebähtem Hartriegelholz, faſt ſo hoch wie ich, mit einer geflochtenen Darmſehne.

Die Pfeile ſind armlang, aus gerade gewachſenen Haſellohden, glattgeſchabt und im Feuer gehärtet. Ich werde auch daran kleine Steinſpitzen befeſtigen und Federn am Schaftende, der beſſeren Führung wegen. Täglich ſchieße ich auf die Scheibe. Wunderbar iſt die Kraft des Bogens! Ich habe auf einen Baumſtamm geſchoſſen. Die Spitze des Pfeiles ſteckt eiſenfeſt im Holz, der Schaft iſt zerſplittert.

Mein Hund ſitzt neben mir und wird nicht müde, jedem Pfeil aufmerkſam mit dem Blick zu folgen, von der Sehne bis zum Endpunkt ſeiner Flugbahn, der nicht immer auf der Scheibe liegt. Aber ich werde es lernen und bin eifrig dabei. Ich bin ſtolz auf meine ſchöne ſtarke Waffe und habe Freude daran. Das Schießen damit iſt mir ein königliches Vergnügen. Bis ich ſteinerne Pfeilſpitzen habe, werde ich wieder umlernen müſſen. Geſtern hakte eine Krähe über mir auf. Im Aſt, auf dem ſie ſaß, ſteckt noch der Pfeil. Sie ſelbſt iſt auf und davon.

Ich habe mir aus einem Stück Hirſchdecke einen Köcher gemacht, der an einem Gürtel hängt. Nun bin ich fertig für die Jagd und es drängt mich, meine Waffen umzuhängen und durch die Auen zu ſtreifen von morgens bis ſpät und zu jagen.

Aber es iſt nicht zweckmäßig, jetzt zu viel Wild auf einmal zu erlegen. Es könnte ſein, daß das Fleiſch bei meinem mangelhaften Räucherverfahren in der Sommerhitze zum Teil verdirbt. Dann iſt die ganze Arbeit umſonſt geweſen. Häute und Felle freilich kann ich nicht früh genug beſitzen und würde wünſchen, ſchon zwanzig Wild-

decken eingewässert zu haben. Denn das Gerben dauert mindestens ein Jahr. Aber es scheint mir sündhaft, vom gefällten Wild nur die Decke zu nutzen – die zudem jetzt noch von den Engerlingen stark durchlöchert ist – und das für mich so wertvolle Wildbret verludern zu lassen; wenn auch anderseits sich die Wölfe und Füchse an den Resten meiner Jagd gütlich tun und dadurch das lebende Wild verschonen würden. Ich muß mich aber im nächsten Winter auf jeden Fall in ungegerbte Felle kleiden und da ist es schließlich gleich, ob ich die gegerbten Decken im Frühjahr oder im Herbst aus den Gruben nehme.

So will ich die nächste Zeit damit hinbringen, mein Haus und die Vorratskammer zu bauen. Das ist eine große und wichtige Arbeit.

Zuerst breche ich lange Stangen, verbinde sie mit Wieden fest untereinander und baue das Gerippe. Darauf kommt das Flechtwerk. Auch unter dem Dachschilf ist eine starke Flechtwand, so daß das ganze wie ein in sich geschlossener runder Korb wird, der keine Angriffspunkte bietet, jedem Stoß von außen federnd nachgibt und doch widersteht; dem Wetter, wie allen anderen feindlichen Gewalten, denen er etwa ausgesetzt sein wird.

Der Boden der Vorratskammer wird brusthoch über der Erde stehen, damit die Mäuse und das andere Ungeziefer nicht hineinkönnen. Das Fleisch und die Fische werden auf Stangen gehängt. Für die getrockneten Schwämme und das gedörrte Wildobst, das ich im Laufe des Jahres ernte, werde ich große Wandbretter flechten und übereinander stellen.

Über die Art, wie ich mein Feuer ſicher unterbringe und dem Rauch Abzug verſchaffe, bin ich noch im unklaren; aber ich hoffe, daß mir während der Arbeit ein guter Gedanke kommt.

Zauber der Nacht

Arbeit! Arbeit! Vom erſten Morgengrauen bis in den ſinkenden Abend! Meine Hände ſind rauh und ſchwielig geworden, zerriſſen von ſcharfen Halmen, Steinen und Hölzern, meine Muskeln hart und meine Haut braun von der ſengenden Sonne. Lang und wirr iſt mein Haar. Ich finde kaum Zeit zum Bade und verzehre mein Mahl in einer kurzen Atempauſe. Dabei wächſt jede Arbeit, die mit geeignetem Werkzeug nicht bedeutend wäre, für mich ins Uferloſe, und ich verbrauche zehnfache Kraft und zehnfache Zeit für kleine Dinge.

Und doch iſt alles notwendig was ich tue. Nichts iſt Tand oder Spielerei. Alles muß ſein, damit ich durch den Winter komme. So ſind dieſe Tage Mühe und Plage von früh bis ſpät um das armſelige bißchen Leben.

Aber ich kann mich nicht beklagen, denn ſcheinbar habe ich damit durchaus keine Ausnahmeſtellung inne. Wenn ich die Tiere betrachte, die um mich ihr Weſen treiben, ſo muß ich geſtehen, daß ich noch keines faulenzen ſah. Ein jedes tut irgend etwas, überall iſt Bewegung und Schaffen, im Buſch, im Waſſer und in den Baumwipfeln, von morgens bis abends und von abends bis früh. Wenn

auch nicht bei jedem Tier Urſache und Ziel ſeines Tuns zu erkennen ſind; wenn auch nicht immer gleich ſichtbar wird, was aus einem inneren Zwang geſchieht und was nur munteres Spiel iſt – eines iſt ſicher: jedes Weſen muß ſorgen und ſchaffen um ſein tägliches Brot, muß jeden Tag von neuem ſich ſein Leben erkämpfen, ob es nun der kleine Käfer iſt, der ſich eilig ſeinen Weg ſucht zwiſchen den Grashalmen, oder der große Elch, der ſtumpf dahinzieht auf Aſung. Und ſo bin ich hier nicht der einzige, der arbeitet.

Abends, wenn das Tagewerk getan iſt, ſitze ich lange bei meinem Feuer und ſehe über den Rohrwald, der im Abendſchein leuchtet, und horche wie das einſchlummernde Leben des Tages ſich vermengt mit dem erwachenden der Nacht. Wie mit einem feinen roten Nebel überſponnen iſt das Rohr. Es ſind die jungen Blütenſtände des Schilfs und der Binſen, von denen jeder ein Teilchen Abendröte in ſich aufgenommen zu haben und feſtzuhalten ſcheint, um es auszuſtrahlen, wenn längſt alles Licht vom Himmel gewichen iſt und der Mond groß und gelb aufſteigt hinter den fernen Auen.

Sacht hebt ſich die Dämmerung aus allen Winkeln, wohin ſie ſich über den Tag verkrochen hat: aus dem Laub der Bäume und dem Dickicht, aus den Baumhöhlen und unter den alten Wurzelſtöcken heraus; aus den tiefen Waſſern und aus dem Röhricht. Sie ſteigt und ſtreckt ſich, breitet ſich aus, umfängt alles mit weichen Armen, Baum und Strauch und die ganze blauende Weite. Was noch vom Licht des Tages übrig iſt in der Luft, zerſtiebt

und zerſtreut ſich, ſteigt auf gegen Himmel und leuchtet von dort zurück aus den Sternen, die plötzlich aufblitzen, erſt einer, dann zwei, zwanzig und tauſend.

Noch ſteigt kein Dunſt aus den Waſſern, die wie große dunkle Augen ruhig und klar aus dem Rohrwald in den Himmel ſchauen. Die Au wird braungrau, dann tief violett. In der Ferne verſchwimmt der Schilfbruch mit dem Himmel in eins und man weiß nicht mehr, wo er zu Ende iſt. Ein Rotfußfalk ſtreicht wie eine große Schwalbe eilig durch die Dämmerung. Von der Biberwieſe meldet einmal noch raſch ein Wiedehopf: upupu – upupu! Ein Kuckuck ſtreicht mit ſchwimmendem Sperberflug über das Waſſer, ſchwingt ſich in die hohe Rüſter am Ufer, ruft noch einmal und rudert weiter. Ich höre ihn nicht mehr. Die Droſſel iſt ſchon lange zur Ruhe gegangen und die Grasmiegen und Fliegenſchnäpper ſind verſtummt. Letztes Rotkehlchengezwitſcher verklingt im Gebüſch. Nur die Nachtigall, die am frühen Nachmittag zu ſingen begann, ſetzt nicht aus und nach Pauſen, in denen alles ſtill iſt ringsum, beginnt ſie immer wieder mit weichen, ſchmelzenden Tönen, die in der Tonſtärke anſchwellen und in der Höhe leicht fallen. Dann ſetzt ſie ein mit vollem Jubel.

Irgendwo in der Au beginnt der Chor der Laubfröſche plötzlich, verſtummt mit einem Schlag für eine lange Weile und hebt unvermittelt wieder an. So geht es fort und es iſt ein fröhlicher und wohltönender Geſang; viel ſchöner als das Brexen der großen grünen Fröſche im Waſſer.

Im tiefen Dämmern verſucht der Flußrohrſänger noch einen ſchüchternen Triller. Aber nicht lang. Dann verſchweigt er und hüpft auf den Schlafaſt neben ſein Weibchen. Im Rohr werden die Triele lebendig und ich höre die ganze Nacht hindurch bis in den dämmernden Morgen ihre ſchwermütigen langgezogenen Flötenrufe. Die Mittelſchnepfe erwacht aus dem Tagſchlaf und verläßt ihr Lager unter dem Seggenbuſch. Im hohen Gras auf den Riedflächen ſind alle verſammelt; laufen durcheinander, ſpielen und necken ſich und tanzen mit einem zarten flüſternden Schwätzen; ſtehen plötzlich auf, alle zuſammen, und geiſtern flatternd durch den Abend.

Dann kommt es hoch über den Bäumen her in großen ungeordneten Haufen, wie die Geſchwader eines nächtlichen Heeres, rudert mit läſſigem Flügelſchlag weit hinaus über den Bruch, ſenkt ſich langſam nieder, mit regungsloſen Schwingen, und fällt ins Rohr: das große Volk der Nachtreiher. Hier verteilen ſie ſich, ſtehen umher ohne Bewegung wie alte morſche Holzſtümpfe, waten ſchleichend im ſeichten Waſſer, lauern auf Beute. Für viele ſilberne Fiſchlein erliſcht das Mondlicht auf immer und ſo manches Froſchlied bricht jäh ab, um nie wieder zu beginnen.

Feiner dünner Nebel ſteigt jetzt aus den Waſſern. Die letzten Fiſchreiher ſtehen aus dem Röhricht auf, ſchwimmen grau in den Abendhimmel hinaus, ihren Horſtbäumen zu. Die Zwergrohrdommel geht hoch, ſtreicht lautlos und raſch dicht über den Spitzen der Rohrhalme hin, legt die weichen Schwingen an den Leib und läßt

ſich wie ein Stein ins Schilf fallen. Man hört keinen Laut dabei. Dann mengt ſich ihr Geſang wie ein dumpfer einſamer Unkenruf in das nächtliche Konzert.

Plötzlich iſt ein großer Schatten zwiſchen den alten Bäumen, im letzten wahrnehmbaren Lichtſchein. Mit ſchweren Schwingenſchlägen ſchwenkt er um Stämme und Büſche, niedrig über dem Boden, rieſenhaft, unheimlich und vollkommen lautlos, verläßt die Au und ſchwingt ſich hinaus über das Rohr. Wehe euch allen da draußen! Der König der Nacht iſt über euch, der Ritter vom hohlen Baum und vom tödlichen Dolch, der unbezwingliche, furchtbare Uhu!

Enten ſtreichen in der Höhe hin und wieder. Aber man ſieht ſie nicht, hört ſie bloß. Weit draußen im Rohr beginnt ein leiernder flötenartiger Geſang, wunderbar rein: der Brachvogel ſingt für ſein Weibchen. Dann ſchweigt er lange. Aber noch ſpät in der Nacht höre ich ihn im Dämmerſchlaf.

Nun werden ſie alle wach und beginnen ihr Nachtwerk, die den Tag verſchlafen haben im unermeßlichen Rohrwald. Scharf ſchneidet der Pfiff der Waſſeralle durch, ganz nahe und weit draußen, wieder und wieder. Das iſt ein handtellergroßer Vogel, der ſo ſchlecht fliegen kann, daß er den ungeheuren Weg nach dem Süden und in die Heimat zum größten Teil laufend zurücklegt. Ein Wunder iſt das, ein Wunder! Ebenſo macht es der Wachtelkönig, der jetzt im Ried zu rätſchen beginnt, immer zweimal hintereinander: kreck kreck – kreck kreck! Und irgendwo im Bruch antwortet ihm einer: kreck kreck!

Die Sumpfhühner ſind erwacht und treiben ihr Weſen im dichteſten Schilficht, mit leiſe tropfenden Rufen.
Dann iſt der Mond da und es iſt wieder lichter überall. Eine Duftwolke von betäubender Süße hebt ſich von den blühenden Weißdornbüſchen, zieht heran mit einem warmen Lufthauch und ſteht ſchwer in der Au. Auf dem Waſſer unter der Schotterbank ſchwimmt ein Teichhuhn kopfnickend umher, taucht lautlos in den Schatten des Schilfs, da ein Nachtvogel vorüberſtreicht. Der Steinkauz wird munter und ſchreit ſchneidend und endlos und die Waldohreule ſucht beſcheiden Gehör in dem Wirrſal der Stimmen mit ſanftem Heulen.
Auf das Mondlicht haben viele nur gewartet. Da fängt der Karrekiet plötzlich an und ſingt ſtundenlang ohne Unterbrechung und in den Uferbüſchen beginnt der Sumpfrohrſänger mit einem Eifer und einem Reichtum an Tönen, als wollte er den Nachtigallen den Rang ablaufen, die nun wieder ſingen, nach einer langen Pauſe: bei meiner Hütte im Holunderbuſch, unten am Waſſer und auf der Geſtrüppinſel. Und wenn eine Lücke entſteht im Konzert der Nacht, für einen Augenblick, höre ich von der Biberwieſe eine wundervoll ſingen und eine andere, leiſe, ganz weit, tief in der Au.
So geht es fort bis gegen Mitternacht. Da wird es ruhiger für eine Stunde oder zwei. Aber dann klingt irgendwo wieder eine Stimme auf und andere fallen ein und bald iſt die rauſchende Sinfonie der Au wieder im Gang.
Plötzlich miſcht ſich der erſte Taglaut in das Stimmengewirr: der Waldrotſchwanz hat ausgeſchlafen, ſitzt wip-

pend auf einem Aſt und pfeift ſeinen Weckruf. Eine Lerche ſteigt aus dem Ried, badet im Schein des hochſtehenden Mondes und jubelt mit der ganzen Kraft ihrer goldenen Kehle. Inzwiſchen verſtummen der Karrekiet und die Nachtigallen. Der Flußrohrſänger ſitzt ſchon auf ſeinem Aſt, wenn der Mond noch Schatten wirft, und ſchmettert ſeinen endloſen Triller. Letzte Enten ſtreichen und die Schar der Nachtreiher erhebt ſich mit gefüllten Kröpfen aus den Sümpfen und ſtreicht denſelben Weg zurück, den ſie am Abend gekommen. Dann wachen die Droſſeln auf und die Graſmiegen, die Fliegenſchnäpper und die Laubſänger und grüßen laut die ſteigende Morgenröte. Die erſten Krähen ſtreichen hoch im Blau und ſpähen nach Fraß.

Manchmal ſitze ich bis tief in die Nacht und lauſche in die Finſternis. Ich bin müde von der ſchweren Arbeit des Tages und brauche den Schlaf. Dennoch kann ich mich von dem zauberhaften Bann nicht löſen, in den mich dieſe Nächte geſchlagen haben.

Kein Augenblick iſt in dieſer wunderbaren Natur bei Nacht und bei Tag, in dem es ganz ſtill iſt. Auch zur Mittagsſtunde, wenn bleierne Hitze über dem Rohr laſtet, alle Tiere ruhen, alle Vögel verſtummen und ich keinen Laut zu hören vermeine, iſt doch, wenn ich in die wärmezitternde Luft horche, ein feines Tönen, ein fernes Hallen, ein verworrenes Rauſchen, in dem kein einzelner Ton zu unterſcheiden iſt. Ein Schall und doch keiner. Stille, aber nicht Ruhe. Iſt es die emſige Arbeit der grünen Blätter, die Sonne auffangen und Nahrung für

ihren Baum daraus bilden? Ist es das millionenfache Sprießen und Wachsen, das Schwellen und Brechen der Knospen, das Reifen der Blüten? Ist es das Werken und Schaffen des Heeres der Würmer und Käfer im Holz, in den Wipfeln, im Gras und in der Laubdecke, in der Tiefe der duftenden Erde? Oder das Flügelschwingen der Kerfe und Fliegen, welche die Luft durchschwirren? Ich weiß es nicht. Es ist nichts und alles zusammen. Es ist das Tönen des warmen, pulsenden, zeugenden und zerstörenden ewigen Lebens in allen Dingen.

Ich habe mir eine Axt gemacht aus einem Stein, der in einer Astgabel befestigt ist. Sie ist ein schwaches Werkzeug, da der Stein zu klein ist. Aber ich finde keinen größeren. Zudem lockert sich während der Arbeit ständig die Verbindung zwischen Stein und Stiel und ich muß nach wenigen Hieben immer wieder basteln. Auch die Schneide splittert leicht ab. Der Stein ist zu weich. Ich bin nicht zufrieden mit diesem Werkzeug, muß aber einstweilen froh sein, es zu haben.
Mit der Bearbeitung der Steine geht es schon besser. Ich weiß nun ungefähr, an welcher Stelle Druck und Schlag sitzen müssen und habe mir schöne starke Schlagkeile, Hammersteine und runde Behausteine zurechtgemacht und ich verstehe es, lange scharfe und nadelspitze Messer abzuspleißen. Ich habe einige davon in Holz geschäftet. Das war eine lange und mühsame Arbeit. Einfacher ist es, wenn ich an Stelle des Griffes dünne Fellstreifen, Därme oder Bast umwickle. Ich habe Freude an meinen

Werkzeugen wie ein Kind, halte ſie immer wieder in Händen und prüfe ihre Schärfe. Eine Sucht erfaßt mich, immer neue, ſchönere und vollkommenere Werkzeuge zu machen.

Auch die Speere und die Pfeile müſſen beſſer werden. Tagelang ſitze ich und ſchnitze und ſchabe an meinen Waffen. Wenn ich fertig bin, eile ich hinaus und ſchleudere und ſchieße auf die Scheibe, bis ſie in Fetzen iſt. Eine wilde Luſt packt mich, den grimmigen Bären anzuſpringen und ihm meine Speere, die wie ſtolze ſchlanke Tiere ſind, in den Leib zu jagen, oder mich unter die Wölfe zu mengen und um mich zu ſtechen und zu ſchlagen. Ein Schwert – das wäre eine gute Wehr! Aber das gibt es nicht für mich. Vielleicht werde ich einmal eine gute ſchwere Axt haben.

Es kommen Tage, an denen Unraſt in mir iſt und ich alles hinwerfe, um durch die Auen zu ſtreifen, ziellos, zwecklos. Hartnäckig ſteht dann immer wieder ein Bild vor mir und ich ſehe zwei waſſergraue Augen in einem runden Geſicht mit roten Backen und einen halbgeöffneten Mund mit weißen Zähnen. Eine gelbe Haarſträhne hängt in die Stirn –

Ich habe mich dabei ertappt, wie ich berechnete, daß es nur dreißig oder vierzig Tage Fahrt wären bis zur Station, auf einem Floß.

Das kommt vor. Aber es geht vorüber.

Das Vorratshaus iſt fertig. Ich habe die Pfähle angekohlt, auf denen es ſteht, damit ſie nicht ſo raſch ver-

faulen. Es ist grünes Holz. Mehrmals am Tage gehe ich hin, schaue zur Tür hinein und freue mich.

Ich bin unlängst – da ich nun gute feste Schuhe habe und die scharfen Rohrstoppeln nicht zu fürchten brauche – ins Rohr eingedrungen. Erst ging es durch den engen Kanal, der von der Bucht ins Rohr führt. Das Wasser ist nicht mehr als brusttief. Allerdings sank ich bis zu den Knien in den Schlamm. Es sind hin und wieder kleine freie Wasserflächen im dichten Schilf und von einer zur anderen muß man sich mühsam den Weg bahnen durch den Urwald des Rohrs. Allerlei Getier turnte in den Halmen, flüchtete ins schützende Röhricht. Große Fische schossen davon und ich konnte ihren Weg an der fortlaufenden Erschütterung der Rohrhalme verfolgen.

Wie herrlich müßte es sein, auf einem schmalen Boot in diese Wildnis einzudringen, mit Mundvorrat versehen für einige Tage! Ich werde einmal ein Boot bauen oder einen Einbaum ausbrennen. Heuer kommt es nicht mehr in Frage. Der Hausbau ist wichtiger und die Vorbereitung auf den Winter.

Ich habe zwei Fischreusen im Rohr liegen. Lange Stangen stecken daneben im Schlamm, damit ich sie wieder finde. Ich ziehe sie mit einem Holzhaken hoch und immer sind Fische darin; Nasen, Brachsen und Hechte, Rotaugen und Rotfedern. Ich streue alle unverwertbaren Fleischreste in die Nähe der Reusen. Sie locken Scharen von Fischen an und es gibt reichliche Beute. In der Vorratskammer hängt sie, auf Hölzer gespannt, geräuchert und köstlich duftend.

Es gibt Augenblicke, wo ich entdecke, daß ich mich durch Wochen hindurch nicht mehr meines früheren Lebens erinnert habe. So weit liegt es schon hinter mir. So sehr habe ich mich davon losgemacht. Wenn aber ein Bild aus der Vergangenheit vor mir auftaucht, so finde ich keinen Zusammenhang mehr zwischen ihm und mir, als wäre das Wissen um jenes andere Leben die Erinnerung eines Fremden.

Wasserwald

Der reife Sommer steht über den Wipfeln. Es ist stiller geworden allenthalben. Das heißt noch nicht, daß weniger Leben ist in den Wäldern. Im Gegenteil! Überall ist neues, junges Leben aus den Eiern geschlüpft, ausgebrütet von der wärmenden Brust der Mutter oder von den alles durchdringenden Strahlen der Sonne. Im Kobel, der in der Astgabel hängt, in den Baumhöhlen und Erdlöchern, im Dämmerlicht des Hochwalds und in der grünen Wirrnis der Dickungen ist geboren worden, gesetzt und gefrischt, gewölft, geworfen und gebracht.
Der Waldrotschwanz hat seine fünf Jungen herübergeholt aus seiner Nisthöhle. Täglich hockten sie auf dem First meines Vorratshauses wie kleine graue Federbälle und riefen mit zirpenden Lauten nach den Eltern, die vom frühen Morgen bis in die Nacht ab- und zuflogen, um den ewig wachen Hunger zu stillen und die weit offenen Schnäbel zu stopfen. Kaum hatten sie Zeit, selbst ein paar dürftige Bissen hinunterzuwürgen. Eines Tages

waren nur noch vier kleine Federbälle am Dachfirst, dann zwei und schließlich nur noch einer. Hat das Wiesel sie geholt für sein piepsendes Geheck oder die nächtlich schleichende Katze, der Sperber oder eine Nachteule?
Dann sah ich auch das letzte nicht mehr und jetzt sitzt das Weibchen wieder auf den Eiern und das Männchen singt ein wenig im Busch.
So geht es überall. Wie viele Eier und Jungvögel mögen die Weihen und Krähen, die Elstern und Eichhörnchen geholt haben aus den Nestern in den Baumwipfeln und auf dem Waldboden, im Rohr, auf dem Wasser und auf den Schotterbänken? Wieviele Junghasen hat der Fuchs nach Hause getragen und wieviele Hirschkälber der Wolf? Das Jungtier ist wehrlos und kann nicht flüchten. Tausend Feinde bedrohen es, deren eigene Jungen nach Futter schreien. So unfertig und hilflos diese kleinen Geschöpfe sind, so stehen sie doch vom ersten Augenblick ihres selbständigen Seins mitten im Kreislauf dieser grausamen Welt. Kaum werden ihre kleinen Körper von den ersten Wonnen des Lebens durchschauert, von der wohligen Nähe der Mutter, von der wärmenden Sonne und dem Kosen der Lüfte, steht auch schon das Gespenst des Todes hinter ihnen und die vielfältigen Gefahren der Welt bedrohen sie.
So prüft die Natur die Gabe der Eltern, ihre Brut gut und sicher zu verstecken. Dem Steißfuß, der seinen Horst frei ans offene Wasser baut statt ins dichteste Röhricht, der die umstehenden Halme nicht über das Nest knickt, damit es gedeckt ist gegen die Sicht von oben, dem soll

der nächste Weih, der vorüberſtreicht, die Eier nehmen! Dem Rohrſänger, der ſein kunſtvolles Neſt nicht hoch genug zwiſchen die Rohrſtengel hängt, ſoll das nächſte kleine Anſteigen des Waſſers die Jungen erſäufen! Dem Tier, das ſein Kalb nicht gut genug verſteckt im undurchdringlichſten Geſtrüpp, das nicht Widergänge und Haken macht, wenn es von ihm geht oder zu ihm zurückkehrt, das zu feig iſt, dem ſchleichenden Wolf mit den Vorderläufen in die Rippen zu treten, dem ſoll er es rauben! Die Mängel der Eltern ſollen nicht auferſtehen in den Kindern.

Was iſt aus den vielen Millionen Kaulquappen geworden, die mit ſchwarzem Gewimmel das Waſſer füllten? Waſſerkerfe, Fiſche und Vögel haben ſie gefreſſen. Wenige nur ſind zu Fröſchen geworden und auch dann ſind ſie der Gefahr nicht entrückt. Denn es gibt kein Weſen, das nicht bedroht wäre bis an ſein Ende.

Mitten im Buſch, nicht weit von meinem Haus, liegt eine morſche Eiche auf dem Boden. Sechs kleine Iltiſſe ſind darin. Viele Schlupflöcher führen in das hohle Innere. Zeitig früh, wenn die Sonne noch nicht heraus iſt, ſpielen ſie. Fauchend und mit leiſem Keckern jagen die ſchwarzen putzigen Kerle hin und her auf dem dicken Stamm, fahren bei einem Aſtloch hinein und bei einem anderen heraus, balgen und überpurzeln ſich, kollern ins Geſtrüpp, und ich höre das feine Raſſeln der kleinen ſpitzen Krallen auf dem Holz. Wenn ich näher komme, fahren ſie alle blitzſchnell in die Röhren. Nicht lange aber, ſo ſchiebt der erſte ſein Schnäuzchen wieder aus

dem Loch. Ein anderer will kühner ſein und frecher, ſchlüpft heraus auf den hohen Rücken des Baumes und tanzt hier übermütig für ſich allein, indem er den Leib hochbiegt zu einer ſchmalen Schlinge und mit allen vier Branten zugleich hochſpringt, ſtammauf, ſtammab, als wollte er ſich luſtig machen über die Geſchwiſter und ſie heraustrommeln, die noch ängſtlich in der Höhle ſitzen.

Plötzlich äugen ſie ſtarr nach einer Richtung, voll Erwartung. Dann kommt Mutter oder Vater und bringt einen Froſch oder einen Vogel oder einen Junghaſen. Hin fahren ſie alle wie giftige Nattern, verbeißen ſich in die Beute und zerren daran. Dicht nebeneinander ſtehen die ſechs kleinen ſchwarzen Naſen im Kreis und an jeder hängt ein zappelnder, knurrender und mit den Sehern bös funkelnder Iltis. Sie bilden einen zuckenden, dunklen Stern und aus der Richtung, in der er ſich bewegt, erkennt man, wo die Schwächeren und wo die Stärkeren ſind. Endlich reißt die Beute in Stücke und alle rollen durcheinander, jeder einen Biſſen im Fang. Oder der Schwächſte läßt los und ſieht traurig zu, wie die anderen ſeinen Anteil verſchlingen. Hat er aber doch einmal ein großes Stück erkämpft, ſo kann es ſein, daß die anderen ſich auf ihn ſtürzen und es ihm unter Biſſen und Fauchen entreißen. So mag es kommen, daß die Starken immer ſtärker und größer und die Schwachen immer ſchwächer werden.

Ein Schatten zieht groß einher unter den Baumwipfeln und im Nu verſchluckt der alte Eichenſtamm die Iltiſſe. Plötzlich ſtößt ein großer rindenbrauner Raubvogel nieder

und ich höre die Luft durch ſeine Schwingen pfeifen. Grell kreiſcht da etwas –
Der Buſſard ſchlägt mit den Flügeln, daß die Grashalme ſich biegen im Luftzug. Er hebt ſich mit ſchwerem Schwingenſchlag. In ſeinen Fängen windet ſich der Iltis, verdreht den Kopf und die Rute, löſt ſich in der Todesangſt – dann iſt es vorüber. Der Räuber ſchwingt ſich zwiſchen den Wipfeln empor ins Freie.
Nach einer kleinen Weile ſind die Iltiſſe wieder da, katzbalgen ſich auf dem alten Baum. Sie ſuchen nicht nach dem ſechſten; merken vielleicht gar nicht, daß er fehlt. Ja, warum iſt er langſam und unvorſichtig geweſen! Einer weniger, der den Tüchtigeren das Brot wegfrißt. –
Die Vögel ſingen nicht mehr. Ab und zu erinnert ſich noch einer, daß einmal Frühling geweſen iſt. Aber ſo hold der Mai auch war und ſo wonnig die Lieder der Liebe – die Zeit geht weiter und man kann nicht immer minnen und tändeln. An jeden tritt das Leben mit harten Forderungen heran. Die Kinder ſind da und ſchreien nach Atzung. Wer hat da noch Zeit zum Singen?
Dafür iſt ein neues Getön in den Wäldern, wie tauſend kleine Fiſtelſtimmchen, im raumen Altholz wie in den Dickungen, im Rohr und über dem Waſſer. Ein feines Singen und Geigen ſteht in der Luft. In den Nachtſtunden wird es kaum etwas leiſer. Das Heer der Stechmücken iſt unterwegs. Zu Hunderten ſitzen ſie ſaugend am Wild, das ſich ihretwegen ſtundenlang ſuhlt und ruhelos durch Röhricht und tiefes Waſſer zieht. Nicht einmal der dicke Qualm meines Feuers verſcheucht ſie.

In den ersten Tagen ist es ganz unerträglich gewesen. Ich habe mich dick mit schwarzem Schlamm beschmiert. Nun ist es besser. Ich bin daran gewöhnt und spüre die Stiche nicht mehr. Mein Hund hat es leichter mit seinem langen Haar. Nur auf seiner Nase sitzen sie zu Dutzenden und er muß sie immer wieder mit dem Vorderlauf abstreifen.

Auch die Zecken setzen uns zu. So oft wir nach Hause kommen, bringen wir einige mit, die wir beim Gehen durch die Dickungen abgestreift haben. Anfangs ist unser Haus geradezu eine Brutstätte dieser ekelhaften Tiere gewesen. Dann habe ich Zinnkraut gesucht, getrocknet und zerstoßen und damit unsere Lagerstätten bestreut, den Fußboden und einen Kreis um das Haus. Seither ist es aus damit. Aber auch sonst gibt es noch allerhand Ungeziefer, das lästig wird. Wenn ich aus dem Wasser steige, hängen lange Blutegel an mir, und Hirschläuse surren umher, setzen sich immer wieder an die Ohren und die Augenwinkel, mag ich sie auch zwanzigmal von dort vertreiben. Sie krabbeln an mir herum, verwickeln sich ins Kopf- und Barthaar und lassen sich nicht fassen.

Dicker Treibhausdunst steht in den Auen. Kein Lufthauch regt sich und es ist drückend schwül. So viel Feuchtigkeit liegt in der Luft, daß die Lunge sich dagegen sträubt und das Atmen schwer wird. Beim Wasser ist es besser, weil hier immer Luftbewegung ist und die Sonnenstrahlen alle Nässe aus der Luft saugen. Die Au hat ihre ganze tropische Uppigkeit entfaltet. Unter dem Urwald der Bäume ist ein zweiter, fast mannshoher Urwald von

Glaskraut und Goldruten, Disteln, Brennesseln und Schilf aus dem Boden gequollen, ein dunkles, geheimnisvolles Dickicht, das zahllosen Lebewesen Aufenthalt und Schutz bietet. Wie ein grauer Nebel steigen aus ihm mit feinem Flügelsausen die Mücken auf, wenn ich mir den Weg hindurch bahne, und nur der Umstand, daß im Weiterschreiten ständig Halme und Stengel an meinen Körper streichen, hindert sie, sich blutdürstig auf mir niederzulassen.

Ein unbestimmter, herb-würziger Geruch liegt in der Luft und es ist schwer festzustellen in diesem grünen Wirrsal, wovon er kommt, ob von den Minzen, die in den Wasserlöchern blühen, oder vom Laub der Silberpappeln, das in der Sonne dörrt. Über allem aber schwebt ein Hauch von Fäulnis und Verwesung, von moderndem Holz und faulendem Laub, von Fischen und Schlamm; ein Geruch, in dem Werden und Vergehen seltsam gemischt sind.

Ich kenne nun alles im weiten Umkreis. Jeden hervorragenden Baum, jeden Wiesenfleck und jedes verschwiegene Wässerlein. Mein Haus ist fertig geworden und das Feuer ist darin sicher untergebracht. Nun habe ich mehr freie Zeit und die alte Leidenschaft des Wanderns, Forschens und Jagens ist über mich gekommen. So füllt, wenn mich nicht eine andere Arbeit fesselt, die Streife durch die Wälder meinen Tag aus und es ist etwas Wunderbares und Glückhaftes um das stille Schreiten und Schauen, das Suchen und Warten; um den Blick in das innerste Naturheiligtum. Das Gesicht der Au ist mir vertraut in allen seinen Stimmungen und Feinheiten;

in der Frische des jungen Tages, wenn es verschlafen die Lider hebt; wenn es sie niedersenkt in der Stille des heißen Mittags; oder in der Verträumtheit der Abende; aber auch dräuend und ernst im Gewittersturm, der an den Wipfeln zerrt und im erquickten Aufatmen nach dem Regen.

Fast immer halte ich meinen Wechsel ein, von dem ich im Vorübergehen das Lagerholz und die hereinhängenden Zweige entferne, so daß es mit der Zeit enge, ausgetretene Pfade werden. Das ist für mich sehr wichtig, denn nur auf ihnen wird rasch und geräuschlos zu gehen sein in dieser Wildnis.

Meine Jagd ist nunmehr wirkliche Jagd geworden. Kein Tier hält mein Näherkommen aus auf wenige Schritte, so wie anfangs. Alle im weiten Umkreis wissen es, daß von mir nichts Gutes kommt. Sie verhoffen nach mir von weitem und trollen sich. Wenn ich unter gutem Wind nahe an ein Stück herankomme, das in der Mittagshitze vor sich hindöst, so fährt es plötzlich hoch und bricht mit steiler Flucht ins Dickicht.

Ich habe einen frischen Baumschwamm in die Glut gelegt und den steinbeschwerten nassen Korb darübergestülpt. Ich binde den breiten Gürtel um, an dem der Köcher mit zwanzig Pfeilen, eine kleine Felltasche mit Messern, der Galgen und die lange Leine hängen. Ich nehme den Bogen vom Nagel an der Wand und lange den Speer aus der Ecke. Mein Hund ist wie toll vor Freude.

Die Sonne ist eben hochgekommen im Osten. Der Morgenwind hebt die dünne Nebeldecke vom Wasser auf

und zerſtreut ſie in der Luft, fährt ſäuſelnd durch die Wipfel der Silberpappeln, daß ſie die weiß-filzigen Unterſeiten ihrer Blätter zeigen und plötzlich ausſehen wie mit unzähligen Blüten überſät. Einzelne Haufenwolken ziehen am Himmel, ſtehen graugelb geſchattet am Horizont wie hoch geballte Schneemaſſen. Liegt nicht ein Zug leiſer Wehmut in der Landſchaft; in dieſen Morgennebeln, in dieſem Wind und in dieſen Wolken? Ein Ahnen des beginnenden Niedergangs und des kommenden großen Sterbens, kaum, daß das Leben ſeine größte Fülle und Kraft entfaltete?

Wir gehen an der Uferkante gegen Weſten. Links fällt der Boden zum Waſſer ab, frei oder mit Buſchwerk bedeckt: Grauerlen, Traubenkirſchen, Hartriegel. Reiher ſtehen auf, die am Rande gefiſcht haben. Ein Froſch plumpſt ins Waſſer und eine Ringelnatter, die am Steig gelegen iſt, ſtürzt mit haſtigen Windungen über die Uferſteile und ſchiebt ſich mit leiſem Raſcheln ins Rohr.

Bienenſummen kommt aus dem alten lichten Beſtand zu meiner Rechten. Fünf Bienenvölker wohnen dort in hohlen Bäumen, nicht weit voneinander. Da wird es köſtlichen Honig geben im Herbſt und vielfach verwendbares, wertvolles Wachs!

Eine Elſter ſchackert in einem Uferbaum, ſtreicht über das Rohr hinaus, als ſie uns kommen ſieht, und kehrt im weiten Bogen zur Au zurück. Der Steig ſenkt ſich zur Biberwieſe, die neben den vielen Maulwurfshügeln auch die Spuren meiner Suche nach Wurzeln aufweiſt: viele kleine Löcher, die ich erſt mit einem ſpitzen Holz, ſpäter

mit einem Knochen gegraben habe. Ein Wiedehopf erhebt ſich unſicher ſchwimmenden Fluges. Von einem dicken Aſt, der waagrecht über der Wieſe hängt, ſtreicht ein großer brauner Raubvogel weg, ſchwingt ſich über den Beſtand und iſt verſchwunden. In den Buſchinſeln, die auf der Wieſe verſtreut ſind, gurren die Turteltauben, verſchweigen bei meinem Kommen. Eine Ringeltaube taucht plötzlich auf über den Wipfeln, ſtreicht ſchnellenden Fluges über die Wieſe. Ich reiße den Bogen von der Schulter, einen Pfeil aus dem Köcher, ſpanne. Mit einem leiſe ſummenden Tönen der Sehne ſchießt der Pfeil hoch, weit vorgeworfen in die Flugbahn der Taube. Und doch zu kurz. Dicht hinter ihr ſauſt er vorbei und kehrt nach einer Weile kraftlos zurück. So geht es oft.

Ich tauche wieder in den Schatten der Au. Viele hohe Eſchen ſind hier. Das iſt der Eſchenboden. Ich finde eine kindliche Freude daran, allem in dieſer Landſchaft ſeinen Namen zu geben; jeder Au und jeder Inſel, jedem Boden und jedem Gewäſſer, und fühle mich dabei wie ein König, der ſeine Provinzen tauft.

Eine Bewegung iſt vor mir im Unterwuchs. Ich faſſe Bogen und Pfeil und ſpähe.

Wie herrlich iſt doch dieſe Waffe, dies harte federnde Holz mit der ſchmiegſamen Sehne! Und wie wunderbar iſt es, dieſen beiden die Kraft ſeiner Arme mitzuteilen, die ſie willig in ſich aufnehmen und ſammeln zum plötzlichen tödlichen Schlag! Der Bogen iſt mein guter Freund. Keine Waffe kommt ihm gleich an Adel und Kraft. Ich liebe ihn.

Die Bewegung ist erstorben vor mir. So gehe ich weiter. Ich trete hinaus auf eine hochgelegene alte Schotterbank. Dünnes Gras wächst zwischen den fahlgrün bemooften Steinen, Wolfsmilch und hohe Königskerzen blühen, und ein paar Krüppelweiden und Sanddornbüsche stehen umher. Hier ist das Hochwild gerne nach dem Regen. Auch die Triele kommen manchmal, die Wiedehopfe und die Kiebitze. Angrenzend daran ist eine ausgedehnte Au, die nichts darstellt als ein unermeßliches wildes Dickicht von Weißdornbüschen und Waldreben, das ich nur mühsam durchkriechen kann. Das ist der Eulenboden. Acht Waldohreulen sah ich hier an einem Abend. In den niedrigen Astgabeln der Büsche haben sie ihre Horste mit den weißflaumigen Jungen. Tagsüber sitzen die Alten daneben, werden lang und steif wie tote Aststümpfe, wenn ich näherkrieche, äugen mich starr an aus bernsteingelben Augen und streichen plötzlich ab, lautlos und geschickt durch das Dickicht schwenkend. Innen sind kleine Rasenplätze und schlammige Wasserlöcher, in denen sich das Schwarzwild suhlt.

Wieder streichen Ringeltauben in kleinen Flügen, weit. Zwei aber kommen näher, auf mich zu. – Auf schießt der Pfeil, schnellt nach dem dahineilenden Vogel wie ein zielsicheres Raubtier, hackt in den Vogelleib und beißt sich darin fest. Diesmal sitzt er, wo er hingehört; steht starr nach unten aus der Brust des Vogels, der weiterstreicht, als wäre nichts. Es war ein weiter Schuß. Die scharfe Kante der Pfeilspitze hat zwei lichte Flaumfedern abgeschnitten, die zurückbleiben und schwebend in der Luft

ſtehen. Plötzlich neigt ſich die Taube zur Seite und die rudernde Bewegung der Schwingen ſetzt aus. Sie trudelt ab, dreht und überſchlägt ſich und fällt wie ein Stein. Mein Hund hat genau zugeſehen und jagt ihr entgegen, bringt ſie mir. Ich löſe den Pfeil aus ihr, hänge ſie an den Galgen, des guten Schuſſes froh. Die zwei Federchen ſind noch in der Höhe. –

Ich bin durch den Eulenboden gekrochen und nun ſitze ich auf dieſer Blöße, die kaum hundert Schritte breit iſt. Weidenbüſche ſind darauf zerſtreut, in denen der Fitis und die Zaungraſmiege geſungen haben – einmal. Den Boden deckt ein Wirrſal von großen Blättern des Lattichs und der Peſtwurz; Rohrhalme ſchießen daraus hoch, von weißblütigen Winden umſponnen. Hier hat der ſtarke Bock ſeinen Einſtand. An den armdicken Weidenſtämmen hat er ſeine Fegezeichen hinterlaſſen. Geſtern früh habe ich ihn hier geſehen. Er ſtand drüben im hohen Unterwuchs. Aber ich hatte ſchlechten Wind und erſt, als er ſchreckend und mit hohen Bogenfluchten abging, erblickte ich ihn. Ich ſah nur, daß er hoch auf hatte wie ein kleiner Hirſch und daß die Stangen dunkel und die Enden leuchtend weiß waren.

Vielleicht kommt er heute wieder. Warten wir! Ich breche einige Zweige ab und ſtecke ſie in den Boden vor mir, als einfachen Schirm. Mein Hund liegt neben mir. Es iſt ſtill. Nur der Wind rauſcht leiſe in den Blättern. Wieder ſtreichen Tauben über den freien Raum; einzelne Krähen, Dohlen in kleinen Flügen und Möven kommen in großer Höhe vom Waſſer her. Und da ſtreichen drei

riesenhafte Vögel mit schweren Schwingenschlägen über die Wipfel. Hellbraun sind sie und der eine, der größer ist als die beiden anderen, hat blendend weiße Deckfedern am Stoß. Das ist der alte Seeadler mit den beiden Jungen. Jetzt führt er sie an das Wasser, um sie das Jagen zu lehren, das Fischen und das Stoßtauchen.

Im Adlerboden steht sein Horst an einem schmalen Wasserarm, von weitem sichtbar, in der Krone einer dürren Pappel. Aus dicken runden Knüppeln ist er aufgeschichtet, fast über mannshoch. Auf den verwitterten Ästen neben dem Horst habe ich die jungen Adler oft sitzen gesehen, solange sie nicht flügge waren. Vom ersten Morgenstrahl bis zur sinkenden Nacht waren die Eltern unterwegs nach Atzung, stürzten jäh aus großer Höhe herab wie sausende Steine und warfen Beutetiere in den Horst. Dann machten sich die Jungvögel gierig darüber her, hackten und krallten und zerrten daran herum und stießen sie nicht selten über den Rand des Horstes hinaus. Oft auch warfen sie im Übermut die halbgekröpfte Beute in die Tiefe, wenn sie satt waren oder wenn in der Höhe eines der Alten auftauchte mit neuer Beute in den Fängen. Der Boden unter dem Horst war bedeckt mit faulenden Resten und Abfällen der Mahlzeit und von Tieren, welche die Alten über den Hunger der Jungen herbeigeschleppt hatten. Da gab es Fische in allen Graden der Verwesung, hundert Wasservögel, Hasen und Kleingetier und vieles andere, das nicht mehr anzusprechen war. Eine Wolke bunt schillernder Fliegen erhob sich brummend und der Aasgestank schnitt mir den Atem ab.

Ich ſtand erſchreckt vor dieſem Maſſenmorden, das weit über den Nahrungsbedarf der Jungvögel hinausgeht. Wohl iſt in der Natur nichts verloren, denn was unter dem Horſtbaum liegt, nährt das Heer der Käfer und Fliegen und gewiß holt ſich auch der Fiſchmilan oder der Iltis und das übrige ſchleichende und raubende Getier hier mühelos friſche Beute. Aber es geht nicht um die Verwertung des Körperlichen, ſondern um die Vernichtung ſo vieler Leben! Oder iſt hierbei die Atzung der Jungadler nur das Nebenſächliche? Iſt die Tötung aller jener, die ſchwach und kränklich, ungeſchickt und langſam, unerfahren und lebensuntauglich ſind, der eigentliche Zweck?

Denn ſo wie hier iſt es überall unter den Horſten der Raubvögel und an den Schlupfwinkeln der Raubtiere. Den Uhubaum habe ich nur infolge des Peſtgeruchs gefunden, der von ihm ausging. Hoch oben in der Höhlung des Baumes ſaßen die zwei Flaumvögel und kauerten ſich zuſammen, als ſie mich kommen ſahen. Auf einem Aſt daneben aber blockte der alte Uhu, immer breiter und niedriger werdend, je näher ich kam, von einem Fuß auf den andern tretend, die großen gelben Seher feſt auf mich gerichtet und laut mit dem Schnabel knappend. Ich blieb ferne, denn der alte Uhu fährt dem Zudringlichen gern ins Geſicht mit den mächtigen, furchterregenden Fängen, deren ſcharfe Waffen mühelos durch einen Männerſchenkel greifen bis auf den Knochen.

Auch hier lagen die Reſte von zahlloſen Tieren unter dem Baum. Haſen und Rehkitze, Enten, Mäuſe, Sing-

vögel, Eichhörnchen, Fiſche, Bläßhühner, Kiebitze und Wiedehopfe.

Ich habe damals überlegt, ob ich nicht all dieſes räuberiſche Getier abſchießen, ausrotten ſollte mit Stumpf und Stiel, um die Tierwelt von einer furchtbaren Geißel zu befreien. Es wäre mir ein leichtes geweſen, die regungslos hockenden Jungadler abzuſchießen oder die Atzung bringenden Alten; die Iltiſſe, die Uhus, die Buſſarde und Wanderfalken. Ich habe dann den alten Fiſchmilan vom Horſtbaum heruntergeſchoſſen. Als ich ihn mit kräftigem Schwung ins Rohr hinauswarf, weil ich mit ihm nichts anzufangen wußte, war mir der Schuß leid. Es iſt doch ein trauriges Ding, das Töten um des Tötens willen! An jenem Tage habe ich mir geſchworen, in alle Zukunft nur noch das zu jagen, was ich zum Leben brauche und was mir daher rechtmäßig zukommt: das Tier, das mir Nahrung oder Kleidung oder Werkſtoff liefert. Schließlich bin ich der Eindringling hier und alle anderen haben ältere Rechte als ich. Es ſteht mir nicht zu, mit kindiſch tappender Hand in das hunderttauſendjährige Uhrwerk zu greifen. Alles, was in der Natur iſt, muß ſein, ſonſt wäre es nicht. Und jedes Ding hat ſeinen Zweck.

Auch um die Mutterkatze iſt ſchade, der die Milch noch aus dem Geſäuge troff, als ſie verendet vor mir lag. Aber das mußte ſein! Wir waren auf den Haufen jenſeits des langen Waſſers. Ich ſah plötzlich ein großes hellgraues Tier vor mir flüchtig werden. Wie der Blitz war Senta dahinter her. Beide verſchwanden im Dickicht ehe ich rufen konnte. Dann hörte ich ein furchtbares Jau-

chen und den hellen, langgezogenen Klagelaut meines Hundes. Ich ſprang und wand mich durchs Geſtrüpp, Bogen und Pfeil bereit, und ſah die Katze an Sentas Kopf hängen. O, eine wilde Katze iſt ein gefährlicher Gegner! Drei ſtarke Hunde kann ſie außer Gefecht ſetzen, ehe ſie es ſelbſt wird. Ich fürchtete für die Augen meines Hundes, wenn nicht für ſein Leben. Ohne zu bedenken, wie leicht ich in dem bewegten Hin und Her den Hund treffen konnte, ſchoß ich – und hatte Glück. Der Pfeil ſtand der Katze im Rücken. Sie löſte ihre Krallen aus der Decke des Hundes und ließ von ihm ab. Schwerfällig ſprang ſie auf einen Wurzelſtock. Ich brüllte Senta an, die ihr in der Hitze des Kampfes folgen wollte, obwohl ihr das Blut aus zahlreichen Wunden rann. Ich legte den Pfeil auf zum Fangſchuß. Weiß der Teufel! Statt des Katzenkopfes traf ich die Vorderbrante und nagelte ſie an den Baum. Die Katze heulte auf, zerbiß den Pfeilſchaft zu Faſern, aber ſie ſaß feſt. Erſt der nächſte Pfeil fuhr ihr mitten durch den Kopf. Ich hob einen ſchweren Aſt auf, brach ihn zurecht und zerſchmetterte den Katzenkopf zu Brei. Dann erſt ſchwand langſam das Leben aus dem gemarterten Katzenleib. So zäh iſt eine Katze.

Das iſt eine grauſame Jagd geweſen. Als ich nachher die ſäugende Kätzin erkannte, bedauerte ich das Abenteuer. Ich habe die ganze Umgebung abgeſucht, um das Geheck zu finden. Aber es war vergeblich. So werden die jungen Katzen elend verhungert ſein. Das tut mir leid. Aber es ging um den Hund!

Auf den roten Bock!

Die Sonne iſt über die Laubäume heraufgeſtiegen und der Bock iſt noch nicht da.

Ich zupfe ein Blatt von einem Hartriegelſtrauch. Ich bin zwar im Blatten nie Meiſter geweſen –

Zuerſt iſt es nur ein unglücklich ſchrilles Trompeten. Nichts iſt beſſer geeignet, alle Böcke im Umkreis für immer zu vergrämen. Mein Hund äugt mich erſtaunt an ob ſolcher Töne. Dann geht es ſchon beſſer und ich ſpiele mich ein, ganz hingegeben an mein Muſizieren, den eigentlichen Zweck vergeſſend und den ſtarken Bock, der noch nie ein ſo anhaltendes Fiepkonzert vernommen haben mag.

Da blitzt es plötzlich rot auf hinter den Weidenbüſchen. Für den Bruchteil eines Augenblicks nur, aber ich habe es geſehen! Das Hartriegelblatt flattert zu Boden. Meine Hände gleiten zu Bogen und Pfeil, langſam, ohne heftige Bewegung. Ich bin bereit; auch mein Hund iſt aufgeregt. Aber es iſt nichts mehr zu ſehen. Alles bleibt ſtill. Der Wind iſt gut. Meine Arme werden müde und ich laſſe ſie ſinken.

Hier liegt noch das Blatt bei meinem Knie.

Ich lege ſacht den Bogen nieder, preſſe ſorgfältig das Blatt an die Lippen. Es wird ein zarter Fiepton, wie er verführeriſcher niemals gehört wurde. Und nur einer! Denn plötzlich ſteht der Bock da mit dem Geweih wie ein kleiner Hirſch und den blitzenden Enden. Mein Herz klopft und die bebenden Hände greifen nach dem Bogen.

Ungeduldig macht der Bock einige Schritte, zitternd vor Spannung und Begierde; späht suchend umher nach dem Schmalreh, dessen sehnsüchtiger Ruf ihn so süß lockte, alle Wonnen der Liebe verheißend, und das er sich schlank und rank vorstellt, brennend rot und schön –

Da summt die Sehne und es gibt einen kleinen dumpfen Schlag, wie der Pfeil auf den Wildkörper trifft. Jäh wirft der Bock die Vorderläufe in die Luft, schlägt um und geht in voller Flucht ins Weidicht. Der gefiederte Schaft meines Pfeiles steht dicht hinter dem Blatt. Der Bock ist mein!

Ich untersuche den Anschuß. Der Eingriff ist nicht zu sehen im hohen Gras. Nur einige kurze rote Schnitthaare sind auf einem Blatt. Ich lege einen Zweig darauf.

Nun müssen wir warten und dem Bock Zeit lassen, krank zu werden! Ich mache mir ein Lager zurecht, knüpfe den Gürtel ab und schiebe den Köcher unter den Kopf. Knorrige niedrige Wipfel sind über mir, in denen die Sonnenstrahlen spielen.

Da bricht ein Ast in der Nähe und ich fahre hoch. Aber es ist nicht der Bock. Zwei geringe Hirsche ziehen durch den Boden und verschwinden im Grün. –

Das Rotwild hat sich umgestellt. Erst haben sich die hochbeschlagenen Alttiere von den Rudeln abgesondert, um zu setzen. Eines fand ich im dichten Gestrüpp, wohin der scharfe Verwesungsgeruch mir Wegweiser war. Mit gespreizten Vorderläufen lag es da, die Hinterläufe an den Bauch gezogen. Das Haupt war qualvoll rückwärts verdreht, mit weit geöffnetem Äser, durch den die Schmeiß-

fliegen ein- und ausflogen. Aus dem Feuchtblatt aber ragte ein halb geborenes Kalb. Auch die böse Eigenschaft des schweren Gebärens ist ein todwürdiges Verbrechen in der Natur!

Jetzt sind die Kälber schon groß und die weißen Flecken sind bis auf zwei breite verschwommene Streifen auf dem Rücken verschwunden. Munter hoppeln sie hinter den Müttern. Die Schmaltiere haben sich wieder dazugeschlagen, so daß das Kahlwild in dreiköpfigen Familien beisammensteht. Die starken Hirsche haben verfegt. Überall stehen die roten Fegezeichen in der grauen Erlenau. Sie sind heimlich geworden. Allein oder zu zweien stehen sie in den dichtesten Böden und genießen die Ruhe der Feistzeit vor dem Sturm der Brunft. Nur die mittleren und geringen Hirsche sind zusammengerudelt und viele sind dabei, deren Geweih noch in der weiß schimmernden weichen Hülle steckt.

Der Hochwildstand scheint gering in Anbetracht der so günstigen Lebensverhältnisse. Ich habe noch kein Rudel gesehen, das mehr als zehn Stücke zählte. Ich weiß freilich noch nicht, wie der Winter hier ist und wie viele Opfer das Raubwild fordert. Oft ist das Wild unruhig und fahrig, rast plötzlich ohne ersichtlichen Grund Hals über Kopf durch die Auen, in wahnsinniger Flucht, durch Schilf und Wasser. Dann sind die gewohnten Äsungsplätze und Wechsel verödet und es dauert einige Tage, bis alles wieder in der alten Ordnung läuft. –

Ein dumpfes Krachen kommt aus der Ferne. Ein Baum ist gestürzt.

Wie erſchrocken ich war, als ich es zum erſtenmal hörte! Zu jener Zeit waren mir die Stimmen der Au ſchon vertraut und ich kannte ſie alle im Schlaf, vom Brechen der Äſte im Sturm bis zum Piepen der jungen Mäuſe in der Laubdecke. An jenem windſtillen Tage aber fiel krachend ein Baum! Ich wußte keine andere Deutung im erſten Augenblick, als daß hier Menſchen an der Arbeit waren, und ſah mich im Geiſt ſchon mein Bündel packen und weiterziehen, weiterflüchten gegen Süden.

Dann rauſchte es und dröhnend fiel wieder ein Baum. Ich hatte keine Axtſchläge gehört.

Langſam kroch ich durch den Unterwuchs. Es wurde licht vor mir und ich ſtand an einer Blöße. Hier ſchienen die Bäume gefällt zu ſein. Nur kniehohe Stümpfe mit kegelförmigen Schnittflächen waren da. Wenige Schritte vor mir aber hockte ein großes braunes Tier an einer armſtarken Weide. Mit kleinen Schritten trippelte es um den Baum herum und benagte ihn im Kreis. Es war ein knirſchendes, ſchabendes Geräuſch und dicke Späne fielen ab wie unter der Arbeit eines ſcharfen Werkzeugs. Immer dünner wurde der Baum in der Mitte, dann fiel er. Das Tier machte ſich über die zarten Zweige und das junge Laub her und äſte eine Weile. Dann faßte es den Stamm mit ſeinen ſtarken Zähnen und zog ihn ruckweiſe und unter großer Anſtrengung fort.

Das war Sentas erſtes Zuſammentreffen mit Bibern. Erregt von der neuen ſcharfen Witterung trat ſie auf einen dürren belaubten Aſt. Es gab ein grelles Raſcheln. Wie der Blitz fuhr der Biber hoch, richtete ſich auf und

ließ die kleinen Hände hängen. Dann flüchtete er mit ungeschickten, großen Bogensprüngen und fiel mit einem laut klatschenden Geräusch ins Wasser. Dieses Geräusch vervielfältigte sich plötzlich. Von jenseits des Wassers kam es, flußauf und flußab wiederholte es sich und überall sah ich Biber, große und kleine, ins rettende Naß tauchen. Ich trat ans Wasser und sah ihre Burgen wie hoch aufgetürmte Kuppeln im Wasser stehen.

Seither bin ich oft auf dem Biberhaufen und sehe den Tieren zu. Der Wasserarm, der früher still und schmal durch die Auen gezogen sein mag, ist in viele breite Teiche aufgelöst, die durch Dämme voneinander abgeteilt sind. Die Wasserspiegel liegen stufenförmig übereinander. Diese Dämme haben sich die Biber gebaut, um den Wasserstand auf immer gleicher Höhe zu erhalten und zu verhindern, daß in Zeiten der Dürre die Zugänge zu ihren Burgen trocken gelegt werden. Der Auwald in den angrenzenden Haufen ist, soweit er nicht zu starkes Holz aufweist, von den Bibern gefällt und zum Bau ihrer Burgen und Dämme verwendet worden. Stellenweise haben die Stöcke wieder ausgeschlagen und es hat sich eine merkwürdige Buschlandschaft gebildet, in der die Büsche auf Pfählen kniehoch über dem Boden stehen. Vielfach aber haben die Biber auch die Stockausschläge verbissen und es sind Biberwiesen entstanden, die meist vermoort, weil vom gestauten Wasser überflutet sind und Riedgras tragen, aber auch hohes süßes Gras mit vielen bunten Blumen.

Zum Teil haben die Biber ihre Baustoffe von weit holen

müſſen, und da ſie die Stämme immer auf dem gleichen Wege zum Waſſer ſchleiften, hat ſich im Laufe der Zeit eine tiefe Rinne gebildet, in die das Sickerwaſſer eingedrungen iſt und die jetzt einen langen Kanal darſtellt. Nun können die Biber in ihrem ſicheren Element tauchend und ſchwimmend an ihre Arbeitsplätze gelangen und anderſeits die gefällten Bäume bequem an ihren Beſtimmungsort flößen.

Gegen Abend kommen ſie aus ihren Bauen. Sie benagen alle Bäume ſo, daß ſie gegen das Waſſer zu fallen. So erſparen ſie ſich ein Stück Wegs. An ſtarken Stämmen nagen zwei oder drei zugleich, immer im Kreis herum. Und wenn der Baum für einen zu ſchwer iſt, kommen viele zuſammen und helfen, ihn ins Waſſer zu ziehen. Oft iſt die Krone des Baumes ſo ſperrig, daß er nicht leicht fortzuſchaffen iſt. Oder er hat wegſtehende Aſtſtümpfe, die ſich in den Boden bohren. Dann ſchneiden die Biber alle hinderlichen Äſte, Waldreben und andere Schlingpflanzen ab, die den Baum feſthalten und dem Fortſchaffen im Wege ſind.

Einmal ſah ich eine Bibermutter mit ihren Jungen. Still kamen ſie durch das Waſſer gezogen. Am Ausſtieg verhoffte die Mutter. Dann watſchelte ſie ſchwerfällig, den dicken Bauch faſt am Boden ſchleifend, in die Au. In Abſtänden folgten ihr die Jungen, geſchäftig und eilig, klein wie junge Katzen. Bald ertönte das ſchabende Nagen und nach wenigen Augenblicken fiel eine Stange. Sie äſten ein wenig Blätter und Rinde, die ſie geſchickt mit den Nagezähnen abſchürften, indem ſie die Zweige

mit den Händen faßten. Nachher packten alle zuſammen die Stange und ſchleppten ſie ins Waſſer. Hier ruhten ſie erſt ein wenig; dann ſchwammen ſie mit der Stange davon.
Die Biber flößen mir Achtung ein. Keines Tieres Arbeit iſt ſo planvoll und überlegt, ſo geſchickt und ſo groß. Kein Tier noch ſah ich, hilfsbereit wie die Biber, ſich zum Zwecke der größeren Kraftentfaltung mit ſeinesgleichen vereinigen. Ich habe das Gefühl, daß ſie von allen Tieren, die mich hier umgeben, mir am nächſten ſtehen. Es würde mir ſchwer ſein, einen von ihnen zu töten.
Wieder fällt ein Stamm in der Ferne. Das weckt mich aus meinem Sinnen. Die Sonne ſteht ſchon hoch. Es iſt nicht weit von Mittag.
Ich nehme Senta an den langen Riemen. Jetzt gehen wir's an, mein Hund! Ich führe ſie zum Anſchuß. Sie weiß Beſcheid.
Erſt geht es im Bogen langſam über die Blöße. Kaum achtzig Schritte vom Anſchuß entfernt iſt das erſte Wundbett. Bis hierher war kein Tropfen Schweiß zu finden. Nur im Bett ein verwiſchter Fleck auf einem Lattichblatt, rot und wäſſerig. Sonſt nichts.
Weiter!
Wir klemmen uns durch ein kleines Weidendickicht. Da verweiſt der Hund zum erſtenmal einen Tropfen hellroten Wildbretſchweiß im Gras. Wenige Schritte weiter liegt der Pfeil. Bei der Bewegung des Flüchtens mag er ſich in der Wunde gelockert haben und im Geſtrüpp hat der Bock ihn abgeſtreift.

Dann kommt Schweiß. In dicken ſchwarzbraunen Klumpen liegt er auf Halmen und Blättern. Senta legt ſich in den Riemen. Nun geht es durchs Weißdorndickicht. Ich habe Mühe, dem Hund zu folgen, der mich am ſtraff geſpannten Riemen nachzerrt.
Wieder ein Wundbett!
Viel Schweiß! O, viel Schweiß!
Weiter!
Mein Hund geht ungeſtüm durch dick und dünn, Naſe am Boden. Ein kleines Bächlein Blut rinnt mir vom Unterarm. In den Händen ſtecken Dornen und ich bin über und über zerſchunden von peitſchenden und reibenden Zweigen.
Weiter!
Plötzlich kein Schweiß mehr! Aber der Hund iſt ſicher. Geradeaus zieht er weiter, hält die Richtung. Er muß es wiſſen.
Vorne lichtet ſich der Beſtand. Dort iſt das Rohr. Wenn der Bock ins Rohr hinaus ging, iſt er verloren für uns!
Ein Tropfen Schweiß auf dem Boden.
Weiter!
Wir ſind am Ufer. Der Hund wendet nach rechts. Zwiſchen Rohr und Au geht es weiter. Dann ſchlägt er einen ſcharfen Haken – ins Rohr.
Es praſſelt und rauſcht und wir ſtürmen durch, der Hund keuchend voraus und ich hinterdrein an der Strippe. Hier iſt noch kein Waſſer. Plötzlich ſteht die Jagd ſtill.
Wir ſind beim Bock!
Lang hingeſtreckt liegt er in den Rohrhalmen, verendet.

Senta hechelt und wedelt erregt. Sie iſt zufrieden. So ſtehen wir eine Weile. Es iſt heiß. Fliegen ſummen in der Mittagsluft.

Wie rot der Bock iſt! Dicht hinter dem Blatt iſt die tödliche Wunde.

Ich trage ihn ans Ufer. Er iſt ſchwer. Ich reiße einen Pappelzweig ab und lege ihn dem Bock in den Aſer. Das iſt wie ein kleines Opfer. Dann netze ich einen Bruch im Schweiß und ſtecke ihn in die Sehnenſchlinge des Bogens. So iſt auch er geſchmückt.

Ich breche den Bock auf. Gleich ſind die Fliegen da. Das Geſcheide fliegt ins Rohr. Die Milz bekommt der Hund. Ich ſpreize die Wammen mit einem Holz auseinander; wiſche die roten Hände im Gras ab; und ſitze und warte.

So iſt das bei der Jagd auf den Bock: warten, warten, und noch einmal warten. Erſt warten bis er kommt, mit Zweifeln und Bangen; dann warten bis er krank wird, leicht entſpannt nach dem Schuß und doch in neuer Spannung, ob man ihn finde. Dann kommt die Nachſuche, die rauhe und mühſelige, aber echte und beglückende Weidmannsarbeit. Und ſchließlich ſitzt man wieder und wartet und hält dem gefällten Wilde die Totenwacht. Wohlig fühlt man die Erregung des Jagens, Suchens und Wartens in ſich ausklingen, erfüllt von ſtiller Freude und Dankbarkeit. Es iſt ſchwer zu ſagen, welches Warten das köſtlichſte iſt.

Das Ufer iſt hoch und ich ſehe weit in den Schilfwald hinein. Es iſt die einzige Stunde des Tages, wo er ſcheinbar leblos daliegt.

Das Rohr iſt eine Welt für ſich. So weit ich gehen mag am Ufer nach Oſten oder nach Weſten – immer bleibt es zu meiner Seite, groß und unermeßlich wie ein Meer. An einer Stelle führt ein ſchmaler ausgetretener Weg hinein ins Ungewiſſe. Hier laufen die Wildwechſel von allen Seiten zuſammen. Iſt das ein ſicherer Übergang, ein Paß durch den Sumpf?

Der Elch hat ſein mächtiges Siegel in den Schlamm gedrückt. Eine wilde Katze ſchnürte hinaus und wieder zurück; eine Rotte Sauen zog ins Rohr. Der Bär geht hier, groß und breit, und der Wolf. Eine Schleifſpur führt hinaus und dunkler Schweiß iſt auf dem Boden. Da wurde eine Beute geſchleppt. So vermeldet mir der immer feuchte Boden, wer hier ging und was hier geſchah.

Ich war mir darüber klar, daß eine Begegnung mit großem Wild auf dem engen Pfad gefährlich werden konnte. Aber es hat mir keine Ruhe gelaſſen und ich bin einmal auf dieſem Wechſel ins Rohr eingedrungen. Erſt ging es trocken dahin. Wie regungsloſe grüne Wände ſtand das Schilf zu beiden Seiten, doppelt ſo hoch wie ich. Nur die Blütenſtände über mir ſchwankten im Wind. Dann ging eine flüſternde Bewegung durch die grüne Dämmerung. Aber ſonſt war es ganz ſtill und ich hörte nur den ſchleichenden Schritt meiner Füße auf dem feſtgeſtampften gelben Rohr vom Vorjahr, das den Pfad bedeckte, und das Flügelſchwirren der Libellen. Möven und Seeſchwalben ſtrichen hoch über mir im Blau.

Es kamen feuchte Stellen, wo der Fuß bis über den

Knöchel einſank und ſich ſchmatzend aus dem ſaugenden Grund löſte. Der Pfad ſenkte ſich, führte lange durch knietiefes Waſſer und wurde wieder trocken.

Auf einmal ſtand ich an einem ſchilffreien Waſſerband, das ſich durch den Rohrwald ſchlängelte. Teich- und Bläßhühner flüchteten ins ſchützende Rohr, halb flatternd, halb auf der dichten Pflanzendecke des Waſſerſpiegels laufend. Ein Eisvogel, der auf einem Holzſtumpf dicht über dem Waſſer geſeſſen war, ſtrich ab mit einem ſilbernen Pfiff wie ein blau blitzender Edelſtein. Ich ſchritt durch das lendentiefe Waſſer.

Es kamen noch viele Waſſerarme, die den Pfad unterbrachen; Gerinne, die ſchmal und tief waren, an deren Rändern die Schilfhalme in der ſcharfen Strömung wippten, und ſtille breite Flüſſe, auf denen weiße und gelbe Waſſerroſen blühten. Auch große Riedflächen lagen eingebettet im Rohr, von denen zahlloſe Waſſervögel hochgingen, Reiher und Uferläufer, Regenpfeifer und Sichler.

Dann ſperrte ein tiefes und breites Waſſer den Weg. Wohl ſah ich drüben die Öffnung im Schilf, wo der Pfad weiterging. Über dem Rohr aber ſtand drohend eine ſchwarze Wolkenwand. Da kehrte ich um. Zudem hatte mir das Rohr bisher nichts Beſonderes enthüllt und es mochte ſein, daß dieſer Weg noch meilenweit in gleicher Weiſe weiter ging.

Ich ſchritt gut aus, aber das Wetter erreichte mich bald. Schwere bleigraue Wolken ſenkten ſich tief über das Rohr. Brauſend kam Sturm, wühlte im Schilf, daß es aufrauſchte wie ſiedendes Waſſer. Kleine gelbe Flämm-

chen ſchienen in der Luft und an den Spitzen der Halme zu tanzen.

Plötzlich fuhr ein breiter weißer Blitz vor mir ins Waſſer, als ich eben den Fuß hineinſetzen wollte. Mir ſchien, als würde ſich das Waſſer von allen Seiten nach jener Stelle zuſammendrängen und dem Blitz entgegenſteigen wie eine kleine Waſſerhoſe. Geblendet ſchloß ich die Augen. Dann brach die Hölle los. Mit einem furchtbaren Donnerſchlag begann es. In kurzen Zwiſchenräumen ſchlugen vor, hinter und neben mir Blitze ein und der Donner rollte ohne Pauſe wie ein wütendes Trommelfeuer. Spät erſt kam der erlöſende Regen. Wie ein Sturzbach brach er aus den niedrig hängenden Wolken, praſſelte ins Schilf wie die Kugeln aus tauſend Maſchinengewehren.

Ich löſte die Sehne vom Bogen und barg ſie in der Felltaſche. Aber auch hier iſt ſie ſpäter naß geworden. Der Regen dauerte nicht lang, aber der Himmel blieb ſchwarz und ſtürmiſch.

Es ging gegen Abend. Nach dem Wetter wurde es doppelt lebendig im Rohr. Ein Rohrhuhn rief, ſo wie ein großer Tropfen klingend ins tiefe Waſſer fällt. Fiſchreiher und Silberreiher ſtrichen über mir, Brachvögel und viel anderes geheimnisvolles Getier, mit geiſterhaft lautloſem Flug. Unbekannte Laute kamen aus dem Röhricht und es raſchelte in den Halmen, wenn irgendein Tier flüchtig abging.

Als ich ein Waſſer überquerte, ſtand ein Stangenelch darin. Er hob das triefende Haupt aus dem Waſſer und

äugte regungslos nach mir. Hochwild planſchte im Rohr. Auf einer Riedfläche brach eine Bache vertraut im moorigen Wieſengrund, den Stern der Friſchlinge um ſich. Sie führte eine leiſe grunzende Unterhaltung mit ihnen. Der Wind war gut. Ich hielt den Hund dicht bei mir und eilte federnden Schrittes über die Blöße.

Faſt wären wir unbemerkt hinübergekommen. Aber die ewig wache Aufmerkſamkeit der beſorgten Mutter war nicht zu täuſchen. Zehn Schritte noch – und der Pfad tauchte wieder ins ſchützende Dunkel des Schilfs – da warf die Bache mit einem ſchnaufenden Grunzen auf, wandte blitzſchnell ihren ſchweren Körper und verhoffte nach uns. Erſchreckt fuhren die Friſchlinge auseinander und wieder zuſammen, drängten ſich zu einem Haufen mit angſtvollem Quieken. Die Bache machte zwei kleine Stechſchritte auf uns zu, blies laut durchs Gebrech. Drohend blitzten die kleinen Lichter. Dann ſträubten ſich die Rückenhaare. –

Ich gab dem Hund einen Klaps, winkte ihm mit der Hand: geh weiter! Die Bache drehte mit einem kleinen Satz den Vorderkörper nach dem davonſchießenden Hund. Nur er war alſo Gegenſtand ihres Zornes. Ich verſchwand mit wenigen Schritten in der Deckung. Die Bache folgte uns nicht.

Es dämmerte und ich wußte nicht, wie weit ich noch vom Ufer entfernt war. Ich entdeckte, daß wir auf dem Wechſel nicht die einzigen waren. Bei einer Biegung ſtand eine ſchwache Rotte Schwarzwild vor uns, Überläufer und grobe Sauen. Sie verhofften, da ſie Wind hatten,

brachen ſchnaubend ins Schilf und blieben dort ſtehen, kaum zwanzig Schritte weit.

Es wurde raſch finſter. Sollte ich mich ſo in der Entfernung getäuſcht haben? Oder hatte ich – ganz gegen meine ſonſtige Sicherheit – den Rückwechſel verfehlt? Immer noch war der Himmel bewölkt und gönnte mir nicht einmal das beſcheidene Licht der Sterne auf meinem Pfad. Ich ſah die Hand nicht vor den Augen und folgte unſicher und taſtend den tappenden Schritten meines Hundes, den ich immer wieder zurückrufen mußte, da ich nicht mitkam.

Mit einemmal war ein hundeartiges Heulen in der Ferne, weit draußen im Rohr. Ich ſtand. Glaubte erſt, mich getäuſcht zu haben. Nun kam es wieder. In der Tiefe begann es, dreiſilbig einmal, dann vierſilbig, und endete langgezogen in der Höhe. Ich hatte dieſes Heulen noch nie gehört, aber ich wußte Beſcheid. Ein vielſtimmiges Jaulen antwortete, ſchwächer und in einer höheren Tonlage.

So heulen die alten Wölfe ihren Jungen zu, wenn ſie mit Anbruch der Nacht auf Raub ausziehen. So rufen ſie ſich auch wieder zuſammen, wenn ſie wiederkommen, am nächſten Morgen.

Wir gingen weiter, unwillkürlich etwas ſchneller, obwohl es ebenſo finſter war wie zuerſt. Aber das Heulen kam dennoch näher. In langen Zwiſchenräumen erſcholl es. Ich ſchritt weit aus. Das Jaulen der Jungwölfe war nicht mehr zu hören. Jetzt ſchwiegen auch die Alten. Ich blieb ſtehen und lauſchte. Alles war ſtill.

Plötzlich fuhr ich zuſammen. Dicht hinter mir heulte es auf, klagend und lang. Ich fühlte den Hund an meinem Knie, der ſich zitternd an mich drängte.

Es war wieder Stille. Dann kamen auf dem Wechſel leiſe Schritte heran. Die Finſternis nahm mir jede Möglichkeit, irgend etwas zu tun. Ich muß mir geſtehen, daß ich in jenem Augenblick vollkommen ratlos war. Ich glaubte nicht, daß die Wölfe mich angreifen würden. Viel eher fürchtete ich für den Hund. Wohl aber würden die Wölfe auf dem engen Pfad, wenn ſie nicht vorher Wind bekamen, mir dicht auf den Leib rücken und ich konnte nicht wiſſen, was ſie in dieſer für ſie ſo überraſchenden Lage tun würden.

Ich blickte geſpannt in die Richtung des ſchleichenden Tappens. Vielleicht würde ich die grünen Seher der Beſtien aufleuchten ſehen und einen unſicheren Schuß wagen können. Aber es war alles ſchwarz. In ſo finſteren Nächten leuchten die Wolfsaugen nicht. Der Hund ſchlotterte an meinem Bein. Ich weiß nicht, ob es Jagdfieber war oder Todesangſt. Ein gepreßtes Winſeln entrang ſich ſeiner Kehle.

Das Tappen hatte aufgehört. Waren ſie nicht mehr da? Oder ſtanden ſie wenige Schritte von hier und wußten bereits von uns? Es waren Augenblicke unerträglicher Spannung, beängſtigend, weil ich nichts ſehen konnte! Wie hilflos wird der Menſch ohne Augen! In niedere Lebenszuſtände ſinkt er zurück. Grottenolm wird er oder Pflanze, die bewegungslos bleiben muß, wenn ein Feind ſich ihr nähert, um ſie zu freſſen. –

Plötzlich kam ein unſinniges Gebrüll aus meiner Kehle, die wie zugeſchnürt geweſen war. Ich erſchrak ſelbſt über dieſen grellen, ungearteten Ton, der hervorbrach wie ein entfeſſelter Strom.

Ha ha ha – hu hu hu! Wieder und wieder. Und noch einmal! Die Stille war drückend nachher. Ich hörte das Blut in den Ohren ſauſen. Wir ſtanden lange. Senta war nicht mehr an meinem Bein. Ich rief ſie und griff nach ihr. Sie zitterte nicht mehr.

Ich wußte nachher nicht, wo der Weg weiterging. Langſam taſtete ich mich weiter, einige hundert Schritte. Aber es hatte keinen Sinn, ins Ungewiſſe zu gehen. Mein Haus hätte ich doch nicht wiedergefunden in dieſer finſteren Nacht. Ich ſetzte mich nieder wo ich ſtand. Ich ſtarrte ſtundenlang in die Finſternis um mich und horchte. Der Wind rauſchte in den Rohrhalmen, ein Wachtelkönig plärrte irgendwo endlos und unermüdlich, und im Sumpf brexten die Fröſche.

Damals wurde mir klar, daß mein Hund, ſo wertvoll er mir bei der Jagd und als Kamerad iſt, auch zu einer Gefahr für mich werden kann. Ich ſelbſt brauche vorläufig nicht zu fürchten, von wehrhaftem Wild angenommen zu werden. Dazu bin ich ihnen allen noch zu neu. Aber der Wolf iſt der Todfeind des Hundes und der Hund ſeine begehrteſte Beute. Anderſeits ſehen Sauen und Elche in meinem Hund den Wolf, der ihr böſer Feind iſt und deſſen gefährlichſte Gegner ſie ſind. Sie kennen da wohl keinen Unterſchied. –

Ich kämpfte gegen den Schlaf. Ich hatte Hunger. Wie

lang iſt doch eine ſolche Nacht! Ich hielt durch bis das erſte Licht im Oſten hochkam. Es wurde kalt.
Fünfzig Schritte weiter war die Au. –
Zu Hauſe war inzwiſchen das Feuer ausgegangen und ich brauchte drei Tage, um ein neues zu machen, denn nach dem Regen war alles naß.
An einem dieſer Tage – ich erinnere mich – habe ich zum erſtenmal die Berge geſehen. Die Luft war klar und durchſichtig. Ich wähnte jedes Blatt ſcharf zu unterſcheiden in den Bäumen der Au, die in der Ferne den Rohrwald abſchließt. Dicht über ihr ſtand ein kleines dreieckiges Wölkchen, weiß mit blauen Schatten. Ich achtete nicht darauf. Am Nachmittag aber ſtand es noch an derſelben Stelle. Das wunderte mich und ich ſah lange forſchend danach. Ich bin dann auf die hohe Schwarzpappel beim Waſſer geſtiegen.
Was wie eine Wolke ſchien, iſt ein Berg. Ein ſteiler Kegel, der unvermittelt aus der Ebene aufſteigt. In den ſchrägen Strahlen der Spätnachmittagſonne ſtand er klar und ſcharf umriſſen. Die Spitze war weiß und in den Waſſerrinnen reichte der Schnee bis tief hinab in den blauen Waldmantel. Weit hinten am Horizont aber ſtand wie ein dunkelblaues gezacktes Band die Kette eines geſchloſſenen Gebirges.
War ich der erſte Menſch, der es ſah? So muß den Seefahrern der alten Zeit zumute geweſen ſein, als vor ihren Augen ein neuer Erdteil aus dem Meer tauchte. Und ſchon ſtieg der brennende Wunſch in mir hoch, zu den fernen Bergen zu wandern, ihre Gipfel zu erklimmen,

weit über das Urland zu ſchauen, ihre Einſamkeit zu trinken und ſie zu erleben in ihrer Unberührtheit und Menſchenferne. Aber ſie waren weit. Es würde eine mühſame Reiſe ſtromaufwärts ſein – denn von dort kam der Strom! Nun wußte ich es. Von dort kamen die Geſchiebe, nicht aus dem Sumpf! Von dort kamen die hohen Waſſer, wenn die Wolken, die ohne Hindernis über die Ebene gezogen waren, an den Gebirgskamm ſtießen und ihre Schleuſen öffneten.

Vielleicht gibt es dort Lehm, aus dem ich Töpfe brennen könnte; vielleicht wächſt dort Schwadengras, deſſen Körner man zu Brotmehl zerreiben kann. Vielleicht reifen dort Miſpeln und Buchekern, Walnüſſe, Zirbelnüſſe und Maronen, Pilze und Waldbeeren und Gewürzkräuter; findet man Kalk zum Bearbeiten der Felle und zur Mörtelbereitung, kantige Steine, um ein feſtes Haus zu bauen – alles Dinge, die es hier nicht gibt und die für mich wertvoll wären! Freilich – um auf immer zu den Bergen zu ziehen, habe ich dieſen Platz mit meinen zwei Hütten, dieſen freien Blick über das geheimnisvolle Rohr, dieſe wie verwunſchene Landſchaft mit dem tauſendfältigen Leben ſchon zu lieb gewonnen. Ich hänge an ihr wie an einer Heimat, und wenn ich je zu den Bergen vordringen ſollte, käme ich ſicher wieder hierher zurück. –

Der Bock iſt ausgekühlt. Ich ſchränke ihm die Läufe und werfe ihn über die Schulter.

Als ich vorgestern früh zum Wasser hinunterging, lag mein Fischkasten, worin ich eine Menge großer Fische aufbewahrt hatte, zerfetzt und zerbissen am Ufer. Von den Fischen war außer einigen, die kopflos umherlagen, nichts übriggeblieben. Im weichen Schlamm aber standen groß und deutlich die Tritte eines starken Bären.

Später ging ich beim Bienengarten vorüber. Anhaltendes lautes Summen kam von dort und ich sah von weitem die aufgeregten Schwärme der Bienen vor ihren Wohnungen. Die sahen bös aus. Zwei von den fünf Bienenbäumen waren erbrochen. Eine riesige Kraft hatte das morsche Holz zertrümmert. Splitter und Rindenstücke und zerrissene Waben lagen auf dem Boden umher. Auch hier waren die Branten des Bären breit in den Sand gedrückt und frische Losung war da. So hat mir der braune Feind ins Handwerk gepfuscht!

Gestern fand ich neue Fährten am Ufer und zwei weitere Bienenbäume waren erbrochen. Jetzt ist nur noch einer übrig und meine Hoffnungen auf Honig und Wachs sind fast zunichte geworden.

Ich habe meine Speere hervorgeholt und prüfe ihre Spitzen, ob sie scharf sind und fest sitzen.

– Laß' den Bären! –

– Wenn er wiederkommt, ist der letzte Bienenstock auch beim Teufel! –

– Laß ihn! Er hat das gleiche Recht darauf wie du. –

– Aber meine Fiſche ſtiehlt er und den Fiſchkaſten zerſtört er! –
– Du wirſt einen neuen flechten! –
– Er wird auch den zerreißen! –
– Du wirſt ihn anderswo ins Waſſer hängen! –
– Er wird ihn finden! –
– Und übrigens brauchſt du keine Fiſche mehr, weil die Vorratskammer voll iſt davon. Du wirſt die Reuſen aufs Trockene ziehen! –
– Ich wollte aber doch einen Bären erlegen, um ein warmes und weiches Bett zu haben! –
– Die Haut iſt jetzt nichts wert. –
– Für dieſen Zweck gut genug. –
– Es muß nicht ſein. Du läßt ihn leben –
– und warte zu, bis ſich der Bär hier wohnlich eingerichtet hat oder hier ſeinen regelmäßigen Wechſel nimmt. Heute bricht er mir die Bienenſtöcke auf, morgen ſtiehlt er meine Fiſche; übermorgen holt er ſich das friſche Fleiſch aus der Vorratskammer. Dann ſchlägt er meinen Hund, der in der Au herumlungert, und zuletzt kommt er über mich ſelbſt! –
– Vielleicht iſt er ein harmloſer Geſell und tut euch nichts. –
– Ja, vielleicht. Aber bis ich es beſtimmt weiß, kann es zu ſpät ſein! Ich werde ihn töten! –
– Laß' ihn! –
– Bin ich feig? Ich werde ihn töten! –
So ſtritten zwei Stimmen in mir.
Die Speere ſind in Ordnung. Ich prüfe die Sehne

meines Bogens, ob ſie nicht ſchwache oder ausgefranſte Stellen hat, an denen ſie im entſcheidenden Augenblick reißen könnte. Zwanzig Pfeile ſind im Köcher, mit kleinen, meſſerſcharfen Spitzen.

Der neue Fiſchkaſten iſt fertig. Er liegt unten im Waſſer. Einige große Fiſche ſind darin. An der Uferkante habe ich einen Schirm aus langem Gras und Zweigen gebaut. Dort werde ich die Nacht verbringen. Der Mond geht ſpät auf. Solange es finſter iſt, will ich im Hauſe bleiben. Kommt der Bär in dieſer Zeit, dann iſt der neue Fiſchkaſten auch verloren. Aber im Finſtern kann ich ihn nicht erlegen.

Der Mond ſteht über den Wipfeln der Au und der Schotter leuchtet weiß. Neben dem Pflock liegt der Fiſchkaſten. Der Bär iſt noch nicht da geweſen. Es iſt ſtill. Nur die Eulen melden ſich ab und zu und aus dem Rohr kommt eine ferne Stimme. Die Mücken ſind um mich, geigen mir läſtig in die Ohren, peinigen mich und ich kann kein Feuer machen, um ſie zu verjagen. Mein Hund liegt in der Hütte. Ich bin nicht ſicher, ob er beim Anblick des Bären ruhig bleibt, und hätte der Bär mich erſt einmal entdeckt, ſo flüchtete er vielleicht ſo raſch, daß ich nicht zu Schuß käme, oder er nähme mich oder den Hund an und das wäre bös. Ich möchte beim erſtenmal jeder unnötigen Verwicklung aus dem Wege gehen.

Ich ſitze und döſe vor mich hin. Ich will nicht einſchlafen. Zu meiner Linken liegt der Bogen mit den Pfeilen, zu meiner Rechten die fünf Speere; der ſechſte liegt quer über meinen Knien. Jetzt iſt es ſo licht! Wenn der Bär

doch käme! Es ſind dreißig Schritte bis zum Pflock. Hoffentlich verdeckt nicht eine Wolke den Mond gerade im entſcheidenden Augenblick.

Ein hoher kreiſchender Ruf iſt irgendwo. Ein großer Vogel ſtreicht vorüber. Ich werde nicht ſchlafen. Wenn doch der Bär ſchon käme! Groß und dunkel müßte er abſtechen von der weißen Schotterbank, ein klares Ziel. Wenn nur keine Wolke kommt! Es ſind dreißig Schritte –

Plötzlich ſchlage ich die Augen auf und der Himmel iſt rot im Oſten. Ich habe geſchlafen! Ich ſchrecke hoch und ſehe im Geiſte den neuen Fiſchbehälter zerriſſen auf der Schotterbank liegen und die Fiſche ringsherum. Raſch hebe ich den Kopf über den Schirm und – fahre zuſammen.

Da ſteht er, groß und dunkelbraun. Er hat den Fiſchkaſten aus dem Waſſer gezogen. Ich höre die Fiſche darin zappeln. Der Bär hält ihn mit einer Brante feſt und reißt mit den Zähnen das Geflecht auf. Leiſe knirſchen die Kieſel unter dem Korb bei ſeiner Arbeit. Nun iſt er offen. Ein Fiſch ſpringt heraus, fällt auf den Schotter, ſchnellt hoch und iſt im Waſſer. Aber der Bär iſt ſchneller. Mit einem Griff hat er ihn gehaſcht und ans Land geſchleudert, ſchnappt ihn hörbar. Da habe ich mich aufgerichtet hinter dem Schirm. Ich zittere wie im Fieber. Der Arm holt weit aus und ich ſammle all meine Kraft darin. Nur mitten drauf!

Wurf –

Dicht über den Rücken des Bären gleitet der Speer, ſtreift ihn mit dem Schaft, fährt leiſe planſchend ins

Waſſer. Erſchreckt fährt der Bär herum, weiß nicht was los iſt. Er verhofft nach allen Seiten und prüft den Wind.

Ich aber bin gut gedeckt und über ihm, ſo daß er keine Witterung bekommt. Den Speer, der im Waſſer zwiſchen den Schilfhalmen ſchaukelt, beachtet er nicht. Wie er das Haupt wegdreht, hebe ich den Arm mit dem zweiten Speer.

Ich reiße mich zuſammen: Kerl, wenn du nicht anſtändig wirfſt! –

Wurf –

Aber diesmal hat es ihn. Das ſitzt hart hinter dem Blatt und hoch. Mit einem gräßlichen Aufſchrei fährt der Bär herum, daß der Speerſchaft in der Wunde wuchtet. Er ſchnappt nach ihm, erreicht ihn aber nicht; ſchlägt danach mit der Brante und ich höre die Krallen auf das Holz ſchlagen. Mich hat er nicht eräugt, da ich nach dem Wurf blitzſchnell hinter dem Schirm zuſammengeſunken bin.

Wurf –

Es geht daneben. Ich werde unſicher. Kreiſchend fährt der Speer in den aufſpritzenden Schotter. Jäh dreht ſich der Bär um nach dem vermeintlichen Feind und ſchlägt ins Leere. Wütend äugt er umher, mit furchtbaren, rot geränderten Augen, ſchürzt bös die Lefzen über den aufleuchtenden ſpitzen Fängen.

Wurf!

Mitten in die Bruſt.

Wurf!

Noch einmal, dicht darunter.
Ich werde ruhiger mit jedem Wurf. Lächle ein wenig.
Ein fürchterliches Brüllen erschüttert die Luft. Der Bär ist gestürzt, rollt über den Schotter und schlägt mit den Branten um sich, daß die runden Steine weit umherfliegen. Einen Speer reißt er aus der Wunde, zermalmt ihn mit den Fängen, zersplittert ihn mit den Tatzen.
Dann kann er nicht mehr. Ein hellroter Blutstrahl springt aus der tiefen Wunde, hüpft im Takt der Herzschläge. Er geht ab, langsam, das Haupt gesenkt. Schweiß sprudelt auf den Schotter, stoßweise, wie aus einer Kanne. Eine breite rote Spur läßt er zurück, die ins Unterholz führt.
Der stiehlt keine Fische mehr! Und auch keinen Honig!
Ich warte klopfenden Herzens. Dann hole ich den ersten Speer aus dem Wasser. Der zweite steckt im Bären. Der dritte liegt auf dem Schotter mit zersplitterter Spitze. Der vierte ist zermalmt.
Langsam gehe ich der Schweißfährte nach. Zehn Schritte von der Schotterbank liegt er im dichten Busch. Erst werfe ich einen Stein nach ihm. Dumpf schlägt er an den braunen Berg. Dann trete ich heran und stoße ihn mit dem Speer. Er ist verendet. Die Seher sind gebrochen. Zwei Speere hat er mit sich genommen.
Da liegt er nun. Wieder melden sich die zwei Stimmen in mir, die uneinigen. Soll ich freudig und stolz sein, daß ich den wehrhaften Waldriesen gestreckt habe mit meinen einfachen Waffen?
Es ist doch kein ehrlicher Kampf gewesen! Es war Über-

fall aus dem Hinterhalt! Feiges Töten aus der ſicheren Deckung! Hätte ich ihn anſpringen ſollen, um ihm die Speere in den Leib zu rennen?
Vielleicht –
Aber es iſt auch bei den Tieren lautloſes Schleichen, liſtiges Lauern und tückiſcher Griff!
Scheinbar kommt es darauf nicht an. Wer den andern tötet, iſt im Recht, gleich, wie es geſchieht. Denn auf jeden Fall iſt er der Stärkere. So wie der Bär im Recht geweſen wäre, wenn er mich grundlos angenommen und geſchlagen hätte.
Und ich freue mich doch! Ich habe den beſiegt, der ſtärker iſt als alle anderen. Zum erſtenmal vermiſſe ich meinen Hut. Ich möchte einen Eichenbruch aufſtecken.
Später hole ich meinen Hund und ſetze ihn auf die Wundfährte. Aber ſie verfängt nicht bei ihm. Er kennt die neue Witterung nicht. So laſſe ich ihn verlorenſuchen. Ich höre ihn durchs Dickicht treten. Dann iſt es ſtill und ich weiß, daß er am Bären iſt. Er bleibt ruhig. Aufgeregt und mit geſträubtem Rückenhaar kommt er heraus, weiß nicht, was das Neues iſt. Ich ſchicke ihn nochmals hinein, feuere ihn an mit lautem Zuruf. Da gibt er plötzlich Laut und verbellt regelmäßig und lang den toten Bären.
Gaufz – gaufz – gaufz – gaufz –
Das iſt das Glockengeläute für den gefallenen König des Waldes.
Ich habe den Bären aufgeſchärft und abgehäutet. Vom Wildbret nutze ich nur die Blätter und die Keulen mit

den Branten. Den Schädel mit den blendend weißen Fängen lege ich ins fließende Waſſer, damit ſich die Fleiſchteile von ihm löſen. Dann will ich ihn an meinem Haus aufhängen.
Der Reſt darf nicht liegen bleiben. Er würde die Umgebung des Hauſes verpeſten und das aasfreſſende Getier herbeiziehen.
Ich habe, was vom Bären übrigblieb, mit der Axt zerwirkt und ſtückweiſe ins Rohr geworfen. Dort holen es die Fiſche und die kleinen Lebeweſen des Waſſers und in zwei Wochen iſt alles verſchwunden und im Schlamm verſunken.

In der Kühle des frühen Morgens, wenn der Blick in die Ferne von einem feinen blauen Dunſt verſchleiert iſt, höre ich manchmal noch das helle Lachen des Grünſpechts. Aber es iſt nicht jubelnd und jauchzend wie im Frühjahr. Leiſe und ſchüchtern kommt es mir vor. Nur, daß man eben noch was zu ſagen hat.
Der blaue Salbei und die gelben Blütenſtände der Goldrute ſind im Welken. Auf den Königskerzen blühen noch die letzten kleinen Röschen an der Spitze. Nach ihnen ſind keine mehr. Aber die Sonne iſt noch immer ſehr warm. Wie die Stimmen der Vögel verſtummt ſind im Frühſommer, ſo iſt das Summen der Mücken abgeflaut und es iſt ein neuer Ton in die Au gekommen, bei Tag und bei Nacht: das Zirpen der Grillen und das endloſe Singen der großen grünen Heuſchrecken in den Bäumen. Die Waſſer ſind wunderbar blau in dieſen

Tagen und glitzernde kleine Wellen wandern darauf, wenn der Wind geht. Noch ſind die Auen herrlich grün. Nicht einmal ein kleiner müder Schimmer iſt in dem ſommerdunklen Laub der Bäume. Noch –

Nur an den Weißdornbüſchen ſind manchmal gelbe und rötliche Blätter.

Die vielen Vögel am Waſſer haben die große Arbeit des Erziehens hinter ſich gebracht und die Familien ſtreichen ruhelos umher. Überall, auf allen kleinen Lachen und Wäſſerchen ſehe ich ſie in Scharen. Und doch iſt jetzt, vor der Hirſchbrunſt, die ruhigſte Zeit in den Wäldern. So als hätte ſich das laute Leben verſteckt und verkrochen wie der Feiſthirſch, der in den unzugänglichſten Dickungen ſteht und der Ruhe pflegt.

Wenn ich an den Abenden durch die Au gehe, iſt eine ganz merkwürdige Stimmung über allem. Totenſtill iſt es. Die Gewäſſer ſind glatt wie flüſſiges Eiſen. Regungslos ſtehen die Schilfwände und lautlos rudern Bläßhühner und Enten auf dem Waſſer, in deſſen Tiefe es dunkelgrün zu dämmern beginnt. Die Sonne geht unter und die Fiſchreiher ſtreichen heimwärts. Alles iſt wie verträumt und in tiefes Sinnen verſunken. Der Flußuferläufer lärmt noch einmal, da er gerade mit ſeiner Sippe über den Waſſerſpiegel flitzt. Sonſt hört man nichts weit und breit.

Ohne jede Bewegung ſtehen die Bäume der Kormorankolonie. Keiner der großen Vögel iſt mehr zu ſehen. Ich gehe unten durch. Welch reges Leben hat hier geherrſcht!

Wirres Getöſe war durch Monate, drang weithin durch die Auen. Wie die großen ſchwarzen Vögel ab- und zuſtrichen im Vorfrühling, als die Knoſpen der Silberpappeln dick und roſenrot wurden; wie ſie die alten Horſte ausbeſſerten und neue bauten, aus derben Knüppeln und dünnen Zweigen, die ſie im Schnabel zubrachten, Stück für Stück! Im Anfliegen begannen ſie den ſeltſamen Balzgeſang mit tiefen Kehllauten, die in der Stärke und Höhe ſtiegen und raſcher wurden, endeten ihn mit wiederholtem fallendem Kollern, wenn ſie den Horſt erreicht hatten. Dann ſaßen die Paare am Horſtrand, in Liebesſpiel verſunken, ſchnäbelnd und heiß ſich umarmend, unter heftigem Schwingenſchlagen.

So ſind es an die tauſend Horſte geworden auf den dreißig oder vierzig Bäumen. Später ſaßen die Kormorane auf den alten Windbrüchen, die unter der Kolonie im Waſſer liegen, mittags und abends in der Sonne, Alte und Junge, mit aufgeſpannten Flügeln, wie abenteuerliche Wappentiere, regungslos oder leicht ſchwingend und mit dem Stoß wedelnd, um das Waſſer abzuſchütteln und das Gefieder zu trocknen. Wenn ich herankam, machten ſie die Hälſe lang, äugten nach mir aus ſtarren grünen Sehern und ſprangen einer nach dem andern kopfüber von ihrem Zweig weg ins Waſſer, wie die Fröſche; tauchten ab und kamen erſt weit draußen wieder zum Vorſchein.

Da liegen noch die Fiſchgerippe, die Brenneſſeln ſind weiß überkleckſt und ein eigenartig ſcharfer Faulgeruch iſt zu ſpüren. Jetzt iſt es auch hier ſtill geworden.

Plötzlich geiſtern zwei rote Schatten durch das raume Holz: Tier und Kalb. Langſam trollen ſie ab. Ich gehe weiter. Dann ſtehe ich wie aus Stein. Dicht vor mir zieht, den Windfang am Boden, ein guter Hirſch vorüber, auf der Fährte des Tieres. Er gewahrt mich nicht. Die Au verſchlingt ihn.

Das Hochwild iſt eigenartig verändert im Gehaben. Es iſt mehr Wild da als früher. Aber das Wild, das ich vom Sommer her kenne, hat andere Einſtände bezogen und fremdes Wild iſt zugewechſelt von anderswo, um wieder anderem Platz zu machen. So gibt es eine ſtändige Bewegung. Seltſame Spannung und Erregung beherrſcht das Wild. Ruhelos zieht es umher und hält keinen Wechſel.

Ich ſchreite durch den Eulenboden. Vor mir bricht ein Aſt. Ein Rudel geht ſeitlich ab mit fortlaufendem leiſen Praſſeln. Auf einer ſchmalen Gaſſe im Weißdorn ſteht mit einemmal ein ſtarker Hirſch und verhofft nach mir. Tief hängende Äſte decken ihn und es iſt zu finſter, um ihn anzuſprechen. Lautlos taucht er in die Dickung.

Am Waſſer höre ich ſtändig das Planſchen und Rauſchen, wenn das Wild durchgeht, hinüber, herüber. Auf der Schotterbank ſteht ein ſtarkes Rudel. Vier geringe Hirſche ſind dabei. Nebel ſteigt aus dem Boden und verhüllt die Läufe des Wildes, ſo daß es wie in weißem Schleim zu ſchwimmen ſcheint. Plötzlich kommt ein Windhauch, der den Nebel mit ſich nimmt und es iſt klar wie vorher. Zwei Hirſche ſpielen miteinander, ſchlagen ſcherzend die Geweihe zuſammen, daß es knöchern hallt in

der Stille; drehen ſich im Kreis, drängen hin und her, bis einer abſpringt. Es iſt nur das gewohnte Spiel und doch – iſt es anders. Ein Neues iſt dabei, eine leiſe Ahnung, daß dieſes Spiel einmal – kein Spiel mehr ſein könnte.

Auch die Tiere ſind unter dem Einfluß dieſes Neuen, Unbekannten. Sie äſen nicht. Teilnahmslos ſtehen ſie, äugen umher, machen einige Schritte vorwärts, ganz zwecklos, gehen wieder zurück. Senken das Haupt zum Boden, heben es auf und ſpähen geſpannt in die Runde, wie behext. Es iſt, als ob eine bleiſchwere Wolke, alles bedrückend, ſich tief über die Au geſenkt hätte; als ob es jetzt nur noch deshalb ſo ſtill ſein müßte, weil im nächſten Augenblick ein Donnerkeil die fiebernde Ruhe ſpalten könnte.

Im Weißdorn ſetzt plötzlich ein Hirſch zum Röhren an, bricht ab. Es war nur ein kurzes Trenzen. Der alſo war der erſte! Dann iſt wieder Ruhe wie zuvor, aber die Spannung wächſt von einer Stunde zur anderen und von Tag zu Tag. Sie greift eigenartig auf mich über und oft wälze ich mich ſchlaflos und horche in die Nacht, ob nicht der erſte rauhe Brunftſchrei ertönt. Aber es bleibt alles ſtill.

Es iſt eine wunderbare Mondnacht. Da kann ich nicht ſchlafen gehen. Ich nehme mein Birſchzeug und ſchreite federnd hinaus in die lichtüberflutete Au. Ich gehe am Waſſer hinunter. Auch Senta ſpürt, daß etwas in der Luft liegt; denn ſie geht nicht ruhig hinter mir wie ſonſt, ſondern macht einige Schritte voraus, bleibt ſtehen und

blickt umher, lauſcht und wittert, läßt mich nachkommen und ſchnellt wieder vor. Sie tut das ſonſt nie.
Wie ſtill es iſt! Nicht einmal ein Kauz iſt zu hören. Und kalt iſt es. Ich lehne am Stamm der alten Rüſter, an der Stelle, wo mein Steig aus dem Eſchenboden ins Freie führt. Hier ſtehe ich immer beobachtend, bevor ich aus der Deckung auf die Blöße trete. Wild ſteht draußen; einige Stücke, wie dunkle Büſche.
Auf einmal durchzuckt es mich in allen Faſern. Das Wild iſt erſchrocken und verhofft gegen den Eulenboden: es war wie der Schrei eines Urwelttieres, aus den tiefſten Tiefen einer mächtigen Bruſt, herriſch und verlangend, herausfordernd und drohend zugleich. Es widerhallt in der ſtillen, unendlichen Weite der ſilberig mondblauen Nacht. Dann iſt es lange ruhig. Ein ſtarker Aſt bricht krachend. Jetzt wird ein Strauch zerſchlagen. Äſte ſplittern und Blätter rauſchen. Und wieder ſpringt der donnernde Ruf auf, kraftvoller noch und näher als zuerſt, und wieder.
Das Kahlwild auf der Schotterfläche hat ſich zuſammengedrängt, verhofft in der Richtung des Rufes. Sollen ſie jetzt flüchten, Hals über Kopf, oder ſollen ſie ihm entgegengehen, dem Herrlichen, der ſie ruft?
Der Bann iſt gebrochen. Weit hinten im Rundenboden meldet mit tiefem Baß ein Hirſch und plötzlich dröhnt dicht hinter mir ein orgelnder Brunftſchrei. Ich ſtarre ins ungewiſſe Halbdunkel, ohne etwas zu ſehen. Nur ein leiſes Brechen iſt zu hören. Dann trenzt der Hirſch in langen Pauſen und ſteht auf einer Stelle.

Auf einmal ist wieder alles still. Keiner meldet mehr. Ich stehe noch lange. Das Wild ist von der Schotterbank verschwunden. Der Mond birgt sich hinter einer Wolke und es wird finster. Ein Triel ruft vom Wasser her in die Stille. Dann verschweigt auch er. –

Ich habe in diesen Tagen zwei geringe Hirsche erlegt und mit ihrer Aufarbeitung viel Mühe gehabt; einen Spießer, der bei meinem Haus vorüberwechselte; ich setzte ihm den Pfeil auf fünfzig Schritte mitten ins Herz und er fiel gleich darauf; der andere, ein Sechserhirsch, stand eines Abends auf der Biberwiese. Es war ein schlechter Schuß, obwohl der Hirsch nur zwanzig Schritte weit stand. Der Pfeil steckte im Träger. Der Hirsch zeichnete stark und trollte spitz auf mich zu. Ich stand regungslos in guter Deckung und schleuderte den Speer auf ganz kurze Entfernung. Der Hirsch blieb am Platze. Mit dem schlechten Pfeilschuß allein wäre er wohl nie zur Strecke gekommen. –

Nun ist die Hirschbrunft in vollem Gang und die Wälder widerhallen von abends bis früh, aber auch in den Stunden des Vormittags, vom Schreien der Hirsche. Im Eschenboden und im Eulenboden, auf dem Lettenhaufen, im Rundenboden und im Adlerboden melden sich gute Stimmen. Ich weiß nicht, woher die vielen Hirsche zugewechselt sind. Früher waren sie nicht da. Vielleicht sind hier ihre bevorzugten Brunftplätze, auf denen sie von allen Seiten zusammenkommen.

Wie gewaltig ist doch diese Kraft, die das sonst so scheue Wild von Grund auf in seinem Wesen verändert, die

Hirſche reißenden Tieren ähnlich macht; ſie erfaßt wie ein wilder Taumel und ruhelos durch die Wälder jagt; ſie die Nächte durchtoben läßt, ſie am Aſen hindert, ſo daß ſie in wenigen Wochen vom Wildbret fallen und abgebrunftet und erſchöpft die einſamſten Einſtände aufſuchen! So kurz dieſe Zeit des ſinnlichen Rauſches iſt, ſcheint dennoch das ganze Sein dieſer Tiere nur die Vorbereitung darauf. Wenn im Spätwinter das weiche Baſtgeweih zu ſproſſen beginnt und der Hirſch mit aller Umſicht und Weisheit ſeinen Einſtand und Wechſel wählt, um es nicht zu gefährden; wenn er im Sommer, nachdem er das Geweih verfegt hat, heimlich wird und die Ruhe ſucht, um feiſt zu werden und Kräfte zu ſammeln, – ſo zielt das alles nur darauf hin, ihn für die Brunft geeignet zu machen. Nachher ſteht er wieder einſam und verſteckt, um ſich zu erholen und mit neu geſammelten Kräften dem Winter zu trotzen. Und wenn er lebend durchgekommen iſt, wirft er das Geweih ab und beginnt am ſelben Tage mit dem Aufbau des neuen: mit der Vorbereitung zur nächſten Brunft.

Beim Tier iſt es nicht anders. Hat es im Herbſt den zeugenden Keim in ſich aufgenommen, ſo lebt es ſeinem Kalb, das unſcheinbar und klein bleibt, ſolange die Wintersnot anhält, aber raſch heranreift, wenn der Frühling kommt und mit ihm die grüne kräftige Aſung. Mitten im blühenden Mai ſetzt das Tier, ſäugt und pflegt und behütet ſein Kalb, ſchlägt es ab in der Brunft, um mit dem Hirſch allein zu ſein; nimmt es dann wieder an und führt es über den Winter in den Frühling – bis zum nächſten Kalb.

Das eigene Leben tritt zurück, ist an sich unbedeutend, scheint nur Wichtigkeit und Wert zu haben in Bezug auf das Kind. Ist dies der allumfassende Sinn des Daseins, diese Erneuerung des Lebens aus sich selbst? –

Ich weiß, daß das Wildbret des alten Brunfthirsches kein Leckerbissen ist. Dennoch – wenn ich sehe, wie der starke Platzhirsch prasselnd und mit schwingendem Geweih durch den Bestand rast, um die Beihirsche zu verjagen, die in Todesangst vor ihm flüchten; wie der alte Hirsch in der Einsamkeit der Dickung sein Tier im Kreis herum treibt und leiernd klagt, daß es sich nicht fangen läßt; wenn am Morgen die Sonne sich aus den Nebeln ringt, die Weißdornau gelb aufleuchtet wie reines Gold, die Tautropfen an Grashalmen und Sträuchern wie Edelsteine blitzen und der rote Hirsch austritt und seinen Kampfruf hinausorgelt in die kalte Luft, weißen Hauch vor dem Äser – dann brennt ein Wunsch in mir: den alten schreienden Brunftkönig auf die Decke zu legen.

Ich bin in diesen Tagen mit dem ersten Morgengrauen auf den Beinen und streife durch die Auen oft bis in die sinkende Nacht. Wenn aber eine Arbeit mich zu Hause festhält, greife ich noch spät zu Bogen und Speer, auch wenn ich müde bin und die Dämmerung kommt.

Den Hund sperre ich ein. Ich kann ihn nicht brauchen bei meiner Birsch. Er macht zu viel Lärm im trockenen Laub. Eine wunderbare Stimme kommt aus der Ferne und lockt mich. Lautlos eile ich über meinen Steig dahin.

Auf einem kleinen Wiesenplatz im Busch steht ein starker

Hirſch. Im letzten Schein des Tages leuchten die weißen Kronenenden. Röhrend dreht er ſich um ſich ſelbſt. Von zwei Seiten dröhnt Antwort. Dann bricht es in der Dickung und plötzlich fliegt ſtampfend ein Hirſch heraus wie ein Schreckgeſpenſt der Nacht. Starr ſteht der erſte und äugt ſcharf nach dem Gegner. Mit einem Ruck reißt er den gewaltigen Körper zuſammen, ſchleudert ihn vor mit der ganzen Schnellkraft ſeiner ſtahlharten Läufe und ſtürmt dem Angreifer entgegen. Der wendet geſchickt und keuchend jagen ſie auf der Wieſe umher. Dumpf dröhnt die Erde unter ihnen und kleine Raſenſtücke, von den ſcharfen Kanten ihrer Schalen ausgeſtochen, fliegen hoch durch die Luft, fallen praſſelnd nieder. Die Jagd geht brechend ins Stangenholz und dann krachen die Geweihe zuſammen, lange, in regelmäßigen Zwiſchenräumen.

Dann kommt einer zurück. Der Alte von vorhin. Frohlockend ſchreit er ſeinen Sieg nach allen Seiten. Liegt der andere dort drin mit einem tödlichen Forkelſtoß in den Weichen? Oder hat er den Kampf aufgegeben und das Weite geſucht? Ich werde morgen nachſuchen. Der Alte geht wieder ins Dickicht. Vielleicht ſteht ſein Tier dort.

Noch im Einſchlafen höre ich mit halben Sinnen das Orgeln der Hirſche in der Nähe und weit draußen in der Au, und am Morgen iſt es der erſte Laut, der mein erwachendes Gehör trifft.

Heute früh war plötzlich eine gute Stimme ganz nahe bei meinem Haus. Ich ſah von weitem den Hirſch, der im Bienengarten ſtand. Aber er vernahm mich, als ich über

Windwürfe kletterte, und ging ab. Gleich darauf meldete er wieder an der ſelben Stelle. Am Vormittag verſchwieg er. Aber jetzt, in der Stille des Mittags, dröhnt ſein Rohren herüber, von langen Pauſen unterbrochen.

Ich nehme zwei Speere mit. Ich prüfe den Wind, ſchlage einen großen Bogen. Allenthalben ſtehen die Brunftzeichen. Hauflecke, zerwühlt und zerſtampft. Der Reſt eines Holunderſtrauchs, zerſplittert und zerſchlagen. Die Krone liegt daneben, geknickt und zertreten. In einem Waſſerloch eine Stelle, wo der Schlamm aufgewühlt iſt. Hier hat er ſich geſuhlt. Eine ſtarke Fährte führt von dort weg und das Kraut iſt weithin mit ſchwarzem Schlamm beſpritzt.

Ich gehe am Waſſer weiter, dann quer hindurch und vorſichtig durchs raſchelnde Randſchilf. Plötzlich iſt ein Geräuſch hinter mir und ich wende mich um. Mein Hund, den ich zu Hauſe abgelegt wähnte, iſt mir nachgeſchlichen. Er liegt platt und äugt mich unſicher an, da er meine ärgerliche Bewegung ſieht. Wir ſind nahe am Hirſch und der Hund macht Lärm! Ich befehle ihm leiſe hierzubleiben und drohe ihm mit der Hand.

Wieder meldet der Hirſch kurz und tief. Eine kleine Böſchung iſt vor mir. Von dort müßte ich ihn ſehen können. Langſam hebe ich den Kopf über den Rand und ſpähe. Nichts. Ich ſchleiche weiter, langſam einen Fuß vor den andern ſetzend und ſorgfältig den Tritt wählend. Scharfer Brunftgeruch ſchlägt mir entgegen.

Ich ſchaue in die Runde und ſuche. Ein leiſes Knören kommt vom Boden herauf, dicht vor mir –

Da – zwanzig Schritte weit – ragen aus dem gelblichen Unterwuchs zwei mächtige Geweihkronen. Eins, zwei, drei, vier Enden an der einen, drei an der anderen, mit weißen Spitzen. Der Hirſch iſt niedergetan und das Geweih ſchwankt hin und her, wenn er das Haupt bewegt. Wieder knört er tief und behaglich in ſich hinein. Im dichten Buſch hinter ihm reißt etwas an einem Aſt. Wahrſcheinlich ein Stück Kahlwild, das über dem Aſen die Vorſicht vergißt, der ſich ſein Hirſch anvertraut hat.

Mein Herz pocht. Ich mache noch einen, zwei Schritte vorwärts, immer nach dem Hirſch blickend. Dann ſuchen meine Füße einen feſten Stand und ich hebe den Speer. Ich huſte ganz leiſe.

Da wird er hoch. Langſam, noch vertraut. Zuerſt ſtellt er ſich auf die Hinterläufe, dann auf einen und den zweiten Vorderlauf. Schwingend hebt ſich das Geweih aus den Stauden.

Bewegungslos ſteht er, mit tief gehaltenem Haupt, und äugt mich an. Ich finde keinen Zielpunkt, denn die Bruſt iſt verdeckt.

Aber da gibt es kein langes Zaudern. Mit ſchnellender Kraft löſt ſich der Speer aus meiner Hand. Ich höre die Spitze an einen Knochen ſchlagen. Ich habe zwiſchen den Geweihſtangen durch auf den Widerriſt gezielt.

Schmerz und Schreck durchzucken den Hirſch. Er ſchlägt um und will mit einer hohen Flucht davon. Aber der Speer ſteht in ihm und lähmt ihn. Die Flucht mißlingt und er ſinkt aus einem halben unſicheren Sprung ins Geſtrüpp, ſtöhnt leiſe und ſchlägt mit den Läufen.

Ich ſehe das Tier nicht mehr, höre nur ſeine wild brechende Flucht durch die Dickung.
Dann ſtehe ich neben dem Hirſch. Mit einem tiefen Grollen der mächtigen Bruſt entweicht der letzte Atemzug aus ihm.

Es wird Ernſt!

Die Vögel gehen auf die große Wanderſchaft. Wieder ſind Vogelrufe in der Höhe, bei Tag und in den mondhellen Nächten. Fremde Geſtalten tauchen auf im Schilf: Kampfläufer, Sandläufer, Säbelſchnäbler. Rauchſchwalben, die ich hier noch nie ſah, raſteten auf dem Durchzug im Rohr vor meinem Haus. Ihr munteres Geſchwätz weckte mich am Morgen. Aus welchem Winkel der Menſchenwelt kamen ſie wohl? Regenpfeifer ſtreichen umher mit einem wehmütigen zweiſilbigen Ruf, der weich klingt wie aus weiter Ferne: tüt-tüt, tüt-tüt!
Aber ich habe nicht Zeit zum Schauen und zum Horchen! Die Früchte des Waldes reifen. Es iſt eine üppige Zeit, aber auch eine Zeit angeſtrengter Arbeit und ich weiß oft nicht, wo ich beginnen ſoll. Die Kratzbeeren ſind groß und dunkelblau. Ich ſtehe im lendenhohen Dorngeſtrüpp und greife mit vollen Händen die Büſche ab. Einen Korb nach dem andern trage ich auf die Schotterbank, deren Kieſel noch heiß werden in der Mittagsſonne. Ich breite die Beeren auf Baſtmatten zum Trocknen aus und wende ſie immer wieder. Meine Hände ſind blauſchwarz vom klebrigen Saft.

Der ſchwarze Holunder iſt reif. Wenn auch die Vögel nicht viel davon übrig laſſen, bleibt dennoch für mich reiche Ernte und viel Arbeit. Die Früchte des gelben Hartriegels und die Mehlbeeren ſind rot und weich und ſüß und aus dem fahlen Unterwuchs leuchten die reifen Tüten der Blaſenkirſche, die fein ſäuerlich ſchmeckt. Auch die Haſelnüſſe vom Ufer muß ich holen, ſonſt kommen mir die Spechte und Eichkatzen zuvor. Die Schlehen laſſe ich einſtweilen. Erſt wenn der Froſt ſie bereift hat, ſind ſie mürb und ſüß.

Ich habe kürzlich eine koſtbare Entdeckung gemacht: zwei Nußbäume. Hinter dem Biberhaufen ſtehen ſie am Waſſer, ſehr weit von hier. Ich bin mit großen Körben ausgerückt. Die Spechte, Meiſen und Eichkatzen haben hier ſchon reichlich geerntet. Der Boden unter den Bäumen war mit Nußſchalen überſät. Dennoch bin ich drei Tage lang mit den Körben hin- und hergegangen.

Auf den Biberwieſen ſtehen die Fruchtdolden des wilden Kümmels. Ich muß ſie holen, bevor die Samen ausfallen. Die Wildäpfel und Holzbirnen müſſen gepflückt werden, ſonſt fallen ſie ab und das Schwarzwild und das Rotwild nimmt ſie auf und ich habe das Nachſehen. Ich ſchneide ſie in Stücke, reihe ſie auf Baſtfäden und trockne ſie in der Sonne oder über dem Feuer. So auch die Feldblätterpilze, die an den lichten Stellen der Au aus dem Boden kommen und ſo würzig ſchmecken.

Mein Vorratshaus wird reicher von einem Tag zum anderen. Auf den geflochtenen Geſtellen häufen ſich die köſtlichen Gaben des Herbſtes. Ich habe nur Sorge, wie

ich alles vor dem Schimmel und dem Ungeziefer bewahre!

Meine Wilddecken habe ich ins Rohr hinausgetragen und an einen Pflock gehängt. Nun wallen sie schon seit einigen Tagen im fließenden Wasser. Ich habe einen rindenlosen Windwurf als Schabebaum hergerichtet und ein großes Messer aus hartem Holz geschnitzt. Morgen will ich die Decken holen, um alles Fleisch und Fett von ihnen abzuschaben, das noch daran haftet. Nachher werfe ich die Grube neben dem Wasser aus. Dorthin kommen die Häute für etliche Wochen. Dann raus mit dem stinkenden Zeug und schlagen und walken und schaben, bis die Haare heruntergehen!

Nun kommt endlich die Rinde daran, die seit dem Frühsommer im Vorratshaus aufgestapelt liegt. In mühsamer Arbeit habe ich sie aus den Wipfeln der Eichen geholt und im Schatten getrocknet. Ich zerbreche und zerstampfe sie auf kleine Stücke.

Dann werden die Decken wieder in die Grube gelegt und auf jede kommt eine dicke Schicht Rinde. So bleiben sie bis zum Frühjahr; da wird die Rinde erneuert. Aber im Sommer müssen die Decken noch einmal aus der Grube genommen und frisch eingesetzt werden. Zum letztenmal werde ich die Grube im nächsten Herbst öffnen. Bis dahin wird aus den Decken duftendes braunes Leder geworden sein. Daraus werde ich mir wetterfeste, weiche und warme Kleider machen können.

In diesem Winter muß ich ungegerbte Felle tragen. Ich arbeite daran; schneide die hart getrockneten Wilddecken

zu, bohre mit einem ſpitzen Knochen Löcher in die Ränder und nähe ſie mit Darmſaiten zuſammen, die Haare nach innen. So baue ich feſte Stiefel, die bis zu den Knien reichen; dicke ungefüge Beinkleider, ein klobiges Wams und eine warme Pelzmütze. Die gelingt am beſten! Die Kleider ſind ſteif und ich bin ungelenk darin. Mit dem Tragen werden ſie hoffentlich geſchmeidiger werden. Die rauhen Haare ſcheuern die Haut. Daran werde ich mich gewöhnen müſſen.

Die Zeit vergeht ſchnell bei dieſer Arbeit. Die Hirſchbrunft iſt vorüber und auch der geringe Hirſch, der als letzter am Abend blechern und leiernd gemeldet hat, verſchweigt.

Die Tage der Farben kommen. Die Au leuchtet rot und gelb und die Waſſer ſind wunderbar blau wie der Himmel. Das Schilf hat eine müde Färbung bekommen. Herber Duft kommt vom welkenden Pappellaub. Das Schrillen der Heuſchrecken iſt verſtummt. Manchmal iſt im Gebüſch der ſchüchterne Herbſtgeſang des Rotkehlchens, wenn die Sonne ſcheint und die Stimmung des Tags an den Vorfrühling erinnert. Sonſt iſt es recht ſtill. Spinnfäden ziehen im Wind. Manchmal ſtehe ich und ſchaue ins Leere. Meine Haut atmet die Strahlen der Sonne, die ſchon ſchwächer geworden ſind. Müdigkeit iſt über der Landſchaft. Stille um mich. Stille in mir.

Wenn der Wind durch die Wipfel geht, fallen klappernd die Eicheln von den Bäumen und unter den Eichen bei meinem Haus ſammelt ſich das Schwarzwild, bricht den Boden auf und früh und abends und in der Nacht iſt

Bewegung und Schnauben, ſchmatzendes Kauen, Krachen des Lagerholzes und das Reißen der Wurzeln, die den Sauen beim Brechen vor den Wurf kommen. Die Bachen mit den Friſchlingen haben ſich zu den Rotten geſchlagen und ſie ſtehen alle beiſammen, vom alten Baſſen mit den hochgeſchwungenen weiß leuchtenden Hauern bis zum Friſchling, der eben erſt ſein dunkles Kleid bekommt. Mein Hund darf in dieſen Tagen nicht hinaus.

Ich birſche mit Bogen und Speer umher. Die Sauen ſind ſo vertraut, daß ſie mich nahe herankommen laſſen, verwundert nach mir äugen aus den kleinen, tückiſch ſcheinenden Lichtern, kurz blaſen oder gemütlich grunzen und unbekümmert wieder ans Brechen gehen. Ich bringe es nicht übers Herz, eines dieſer argloſen Tiere zu erlegen. Ich verzichte auf Schweinebraten; habe genug anderes Fleiſch. Mit der Schwarte wüßte ich ohnehin nicht viel anzufangen.

Ich baue ein einfaches Dach aus Stangen und Schilf, um das Holz darunter aufzuſchlichten. Brennholzmachen wird jetzt durch Wochen meine Arbeit. Ich ſchleppe es zuſammen von allen Seiten und ſchlage es klein. Der Vorrat kann nicht groß genug ſein. Wer weiß, wie lange der Winter dauert und alles Fallholz tief im Schnee begraben ſein wird? Holz iſt für mich ſo wichtig wie Eſſen.

Die blauen Tage gehen vorüber und Regen kommt. Die bunte Pracht der Bäume liegt auf dem Boden und das Landſchaftsbild iſt plötzlich anders. Ich ſitze zu Hauſe und ſchnitze Pfeile. Ich hänge ſie einzeln auf und binde

Steine unten daran, damit ſie ſich nicht werfen. Denn ein krummer Pfeil trifft niemals ſein Ziel. Ich habe wieder die Spitzen meiner Speere in Arbeit genommen und ſie ſchlanker und ſchärfer gemacht. Nun ſind ſie wahrhaft furchtbare Waffen, die ſelbſt bei geringem Stoß tief in den Wildkörper gleiten. Auch die Pfeilſpitzen ſind vollendet und ich ſchaffe einen großen Vorrat von Pfeilen für den Fall der Not und freue mich meiner Wehrhaftigkeit. –

Aber die eigentliche Zeit der Farben iſt erſt jetzt. Das Grelle, das Laute iſt ausgelöſcht. Still ſteht die Au und ſtill und beſcheiden ſind auch ihre Farben. Es gibt kein klares Grün und kein volles Braun, kein ſattes Rot und kein reines Grau. Nur angedeutet iſt alles, mild und verſchwommen, wie hinter einem zarten Schleier. Klar und ſchwarz ſtehen nur die Stämme der Eichen, licht die der Eſchen und Silberpappeln im ungewiſſen Farbendunſt. Zwiſchen ihnen aber iſt, beim Blick ins Innere der Au, der Schatten des Waldes in allen Tönen bis ins tiefe geheimnisvolle Blau. Geheimnisvoll, ja, geheimnisvoll iſt alles allenthalben, auch jetzt, wo man überall durchſieht!

Das Waſſer aber wird am ſchönſten erſt, wenn Froſt kommt. Dann hat es einen zarten blaugrünen Ton, ſchillernd wie das Gefieder des Eisvogels oder der Blauracke. Wenn die Sonne kommt, leuchtet das Rohr golden auf und die Sandbänke ſind blendend weiß. Aber es gibt keine Farbe, die nicht an dieſem Herbſthimmel ſtünde, in den ziehenden Wolken und in der durchſichtigen Klarheit

des Alls, in der lodernden Pracht der Sonnenauf- und untergänge, die ſich in den Waſſern ſpiegeln. Es iſt eine Zeit, in der das Herz weit wird beim Blick in die Ferne, beim Blick in den Himmel. Es iſt eine ſchöne Zeit!

Sie dauert nicht an. Nebel ſteigt und lange graue Wochen kommen mit dem ſchwermütigen Schackern der Wacholderdroſſeln, die in hohem Bogenflug über die Bäume ſtreichen.

Ich grabe noch vor Einbruch der großen Kälte, die den Boden eiſenhart macht, zwei Wolfsgruben. Ich baue eine Leiter dazu, denn ſie werden faſt doppelt mannstief. Den Aushub breite ich ſorgfältig aus, decke die Gruben mit einer dünnen Lage Schilf und ſtreue Gras und Laub darauf. Rundherum kommt ein lendenhoher Zaun. – Jetzt iſt Zeit, an die Bienen zu gehen. Sie fliegen nicht mehr. Ich mache ein qualmendes Feuer im hohlen Baum. Ich muß darauf achten, daß die Flamme nicht hochſchlägt. Sonſt ſchmelzen die Waben und ergießen ihren koſtbaren Inhalt ins Feuer. Es gelingt. Einige Bienen fliegen aus. Die anderen ſind tot. Es ging nicht anders.

Traurige Stimmung iſt über allem. Kein Lufthauch rührt die Zweige, kein Vogellaut iſt zu hören. Es iſt Grabesſtille über der grauen Erde und unter dem grauen Himmel. Auch das Wild iſt grau geworden. Nur etwas, das freundlich leuchtet: die roten Beeren an den Sträuchern und die weißen Haarbüſchel der Waldreben.

Um die Mittagſtunde ſpringt plötzlich ein hoher Wind

aus Südweſt auf. Ein merkwürdiger Ton iſt in der Ferne, erſt leiſe, dann anſchwellend zu ſchrillem, langgezogenem Pfeifen, wie das Kreiſchen einer mißtönigen Orgel. Kleine Windhoſen wirbeln auf im Rohr. Plötzlich iſt es, als führe eine rieſige Hand über den Bruch. Demütig neigen ſich die dürren Rohrhalme unter ihrem Druck. Dann iſt der Sturm da, bricht mit einem wütenden Stoß in die Wipfel der Aubäume, biegt ſie wie Peitſchenſtiele; reißt ſchenkeldicke Äſte los, hebt ſie hoch in die Luft und ſchleudert ſie weitab krachend nieder; faßt die altersſchwachen Urwaldrieſen bei den Schöpfen und bricht ſie wie im Spiel, daß ſie dumpf praſſelnd ſtürzen, zehn, zwanzig auf einmal; wiegt ſie aus der Erde, daß die Wurzelſtöcke ſteil zum Himmel ragen wie die unförmigen Hände eines rieſigen Fabeltiers; dreht die hundertjährigen Eichen ab und läßt einen Wald weißgeſplitterter Stümpfe hinter ſich.

Äſtwerk fliegt durch die Luft, fällt knatternd zu Boden wie ein hölzerner Hagel. Schwärme von Blättern, Rohr- und Grashalmen ſtehen ſchaukelnd in der Höhe wie irre Vögel. Mit einemmal iſt eine weiße Wand über dem Rohr, in der es wogt und braut, die den Bruch in ſich hineinfrißt und herankommt mit Sturmeseile.

Plötzlich iſt der Schnee da; peitſcht waagrecht einher und treibt uns in die Hütte, die ächzt und ſich biegt unter dem Anprall des Wirbelſturms. Der Rauch meines Feuers ſchlägt zurück und nimmt uns den Atem. Gleich aber iſt es wieder klar im Haus, denn der Wind ſtößt durch die Ritzen und Fugen meiner Hütte, fließt in dünnen Strah-

len durch den Raum und wird wieder abgesaugt. Ich schiebe den dicken Riegel vor die Tür und hänge zwei Hirschdecken davor. Trotzdem rieselt Schnee herein.

Ich kauere mich zum Feuer, mein Hund neben mir. Wie kostbar ist doch dieses Haus und dieser Herd mit der belebenden Glut! Um wieviel besser bin ich dran als alle anderen: die Vögel im Rohr, auf den Wassern und in den Baumwipfeln; das Wild in den Dickungen. Die Kleintiere zählen nicht. Im Schlamm vergraben oder im verwesungswarmen Laub, in Löchern und Röhren, in Baumhöhlen und Kobeln schlafen sie den langen Schlaf, aus dem sie die wonnige Lenzessonne wecken wird. Sie haben es gut.

Ich muß hinaus, um Holz zu holen. Es ist beinahe schon finster draußen. Und die Nacht ist doch noch weit! Der Schnee liegt kniehoch. In unverminderter Stärke rast der Sturm. Das leichte Dach meines Holzschuppens ist nicht mehr da. Dreißig Schritte weiter hängen seine Trümmer zwischen den Stämmen. Die Holzstapel sind umgeworfen und alles ist durcheinander. Ich muß das Holz aus dem Schnee graben. Zwei schwere Lasten trage ich ins Haus. Mit mir kommt jedesmal eine volle Ladung Schnee herein.

Pausenlos heult der Sturm wie ein tausendstimmiges Ungeheuer und das Brechen der Äste, das Stürzen der Bäume gibt den ungleichmäßigen Takt dazu. Wenn er mir nur nicht einen von den alten Riesen auf den Schädel schmeißt oder die Vorratskammer umstürzt! Sie kann er leicht von unten fassen, weil sie auf Pfählen steht. Aber

ſie iſt feſt gebaut und nach allen Seiten mit gedrehten Waldrebenſeilen verankert. Hoffen wir!

Ich bin doch eingeſchlafen in dieſer Nacht. Mir kam vor, als hätte die Heftigkeit des Sturmes nachgelaſſen. Ich lag wohlig eingehüllt in die Haut des Bären. Sie iſt bisher die einzige geblieben. Trotzdem iſt mein Bett hinreichend warm. Ich habe einen Haſenbalg mit Gras ausgeſtopft und als Polſter unter meinen Kopf gelegt.

Wie ich früh erwache, iſt es draußen ſtill. Kein Pfeifen, kein Johlen, kein Krachen und kein Druck an der Hauswand. Aber die Tür geht nicht auf. Ich bin eingeſchneit. Meine Tür iſt eigentlich nur ein Schlupfloch, bruſthoch über der Erde. Ich drücke ſie mit aller Kraft hinaus und krieche durch einen Spalt ins Freie.

Es iſt ruhig geworden in den Lüften. Der Himmel iſt eisgrau und fein ſprühender Schnee kommt von oben. Die Meiſen ſind ſchon unterwegs und ſchwirren piepſend von einem Baum zum andern. Es iſt ein Wunder, daß ein ſo kleiner Vogel eine ſo furchtbare Nacht überſtehen kann!

Ich ſchaufle mühſam enge Gaſſen zum Vorratshaus und zum Holz. Ich grabe Holz aus dem Schnee und trage es ins Haus. So vergeht der Tag.

In der Nacht ſchneit es wieder ein wenig. Die Neue lockt mich. Jetzt können die Schneereifen ihren Dienſt antreten. Ich binde ſie mit Fellriemen an die Füße. Mein Hund iſt traurig, weil er nicht mitkommen darf. Er verſänke im tiefen Schnee.

Aber ich entdecke, daß der Schnee in der Au kaum knie-

hoch liegt. Nur an der Seite des Windanfalles sind hohe Schneewächten aufgetürmt und in einer davon steht mein Haus. Wer konnte erwarten, daß der Schneesturm aus Süden kommen würde?

Fährten von Schwarzwild sind unter den Eichen. Es hat mühelos gebrochen im pulverigen Schnee. Eine tief ausgetretene Furche führt dort, wo die Rotte weiterzog. Vom Hochwild ist wenig zu fährten im alten Holz. Es steht in den Dickungen.

Ein Sprung Rehe zog durch den Rundenboden. Es ist wenig Rehwild da. Aber noch weniger Hasen. Ich fand nur eine einzige Spur. Allenthalben sind die zarten paarigen Spuren der Mäuse im Schnee, die von einem Baum zum anderen führen. Eine stärkere Doppelspur gesellt sich dazu. Das kleine Wiesel jagte hier mit weiten Bogensprüngen. Bei einem Mausloch verschwindet seine Spur. Wenige Schritte weiter aber taucht sie wieder auf und ein winziger blutroter Punkt ist daneben im Weiß.

Der Iltis schlich um die alten Windwürfe, zog mit seiner Spur unregelmäßige Zeichnungen in den Schnee, oftmals sich überkreuzend, über Baumstämme hinweg und unter Wurzelstöcken durch.

Ins Rohr führt ein breiter, von hundert Tritten durchkneteter Weg. Da ist nichts anzusprechen. Aber weiter ab davon, auf dem festen Land, liegt die Spur des Fuchses wie eine lang hingestreckte Perlenschnur auf der weißen Decke und die nicht so scharf ausgerichtete Schnürspur der Katze. Edelmarder und Hermelin waren unterwegs und

an den Ufern ſtehen die ſchwimmvogelartigen Spuren des Fiſchotters.

Wie ich durch den Bienengarten gehe, ſtehen plötzlich ſchwerfälligen Fluges zwei große Vögel vom Boden auf, Buſſarde. Dort liegt etwas im Schnee! Es iſt ein Rehkitz, verendet und ohne Haupt. Und viel Schweiß ringsumher. Das war die Katze! Deutlich ſtehen die Abdrücke ihrer Branten im Schnee. Aber auch die Füchſe ſind ſchon am Luder geweſen; die Mäuſe holten ſich ihren Anteil und die Buſſarde haben die Bauchhöhle aufgeriſſen und das Geſcheide herausgezerrt. Wenn das Schwarzwild oder die Raben das Stück finden, ſo iſt im Handumdrehen nichts mehr übrig davon.

Unten an der Biberwieſe hat die Katze ihr Opfer angeſprungen. Vom Rohr herüber kommen die vertrauten Fährten dreier Rehe: einer Geiß mit zwei Kitzen. Am Waldrand iſt inzwiſchen die Katze geſchlichen, hat ſich flach und lauernd vorwärtsgeſchoben. Ihre Schleichſpur iſt wie eine ſeichte Rinne im Schnee. Sie ſprang das Kitz an, das zuletzt ging. Die beiden anderen Stücke ſind in voller Flucht abgegangen. Das angefallene aber lief neben dem Waſſer weiter. Plötzlich war Schweiß neben der Fährte. Die Katze hatte die Halsſchlagadern durchſchnitten. Dann führte der Leidensweg in kurzen Bögen weiter, im Zickzack durch dichtes Geſtrüpp, wo das flüchtende Reh den an ſeiner Droſſel hängenden böſen Feind abzuſtreifen hoffte.

Im Bienengarten, nicht weit von meinem Haus, hat ſich ſein Schickſal erfüllt. Es iſt zuſammengebrochen,

vom Blutverluſt geſchwächt und unter dem Gewicht der feſtgekrallten Katze. Aber der blutrünſtige Sieger hat keinen großen Appetit gehabt. Er hat ſich nur den edelſten Teil der Beute mitgenommen: das Haupt mit dem Gehirn. Das ſchmeckt ihm am beſten.

So iſt der Neuſchnee für mich wie ein wunderbares großes Buch, in dem ich genau leſen kann, was geſchieht. So weit ich auch umherſtreifte – ich fand nirgends Spuren von Wölfen und die Fährte des Bären. Ich bin froh. Die Bären haben ſich wahrſcheinlich ſchon in ihre Winterlager eingeſchoben. Von ihnen habe ich kaum etwas Böſes zu erwarten. Und die Wölfe haben anderswo ihr Jagdgebiet und verſchonen uns. Hoffentlich bleibt es ſo!

Eines Tages geht ein warmer Wind und der Schnee wird wäſſerig. Nur die Schneegebirge am Südrand meiner Inſel verſchwinden nicht ganz. Sonſt iſt überall der braune Auboden wieder herausgeapert. Es ſind einige Sonnentage. Seidenſchwänze kommen, ſitzen in Scharen auf den Eichen, mit ſirrenden Rufen, nähren ſich von den gelben Beeren der Eichenmiſteln und den roten des Schneeballs. Nordiſche Gäſte ſind plötzlich da. In Mengen ſitzen ſie auf den offenen Waſſern und es iſt wieder buntes Leben überall. Säger und Taucher, Gänſe und hunderterlei Enten, Seeadler, Rauhfußbuſſarde und weiße Edelfalken. Der ſanfte Flötenruf der Gimpel iſt in der Au und das muntere Gezwitſcher der Bergfinken mit dem ſchwarz-gelben Prachtkleid.

Aber bald kommen wieder graue Tage mit Nebel und

dann wird es kalt. Dreifingerdicker Eisanhang wächſt an den Zweigen. Bäume und Sträucher ächzen unter der ungeheuren Laſt und laſſen verzagt alle Äſte hängen. Krachend brechen Wipfel, ſchlagen klirrend zu Boden, als wären ſie aus Glas. Die Gewäſſer ſind zugefroren und die nordiſchen Gäſte ſind mit einemmal weg, nach Süden gezogen, wo es wärmer iſt und wo die Waſſer noch offen ſind. Der Boden iſt hart gefroren und das Bodenlaub knirſcht grell unter den Schritten.

So bleibt es einige Tage.

Einmal, in der Nacht, winſelt mein Hund; genau ſo wie damals vor dem Schiffbruch. Wie oft glaubte ich es im Traum zu hören! Wie oft bin ich jäh aus dem Schlaf aufgefahren, obwohl alles ruhig war! Immer ſchien es mir irgendwie Unheil kündend.

Ich war plötzlich wach. Es war kalt in der Hütte. Mein Hund winſelte tatſächlich. Ich rief ihn leiſe. Er kam und zitterte.

Er ging an die Tür und bohrte die Naſe in den Türſpalt. Ich ſprang auf und griff nach dem Bogen, ſchaute durch den Türſpalt ins Freie. Draußen war Dämmerlicht. Ich ſah und hörte nichts. Geſpannt lauſchte der Hund.

Leiſe und vorſichtig öffnete ich die Tür und ſpähte hinaus. Glitzernder ſchwarzer Himmel war und der Mond ſtand hoch, klein und froſtblau.

Ja, da war etwas! Ein Geräuſch wie von vielen tappenden Schritten im gefrorenen Laub. Leiſes Knacken von Äſten. Und dort huſchte es über eine lichte Stelle, die der Mond beſchien: zwei, ſechs, zehn graue Schatten!

Der letzte blieb auf der Blöße stehen, wandte den Kopf. Zwei grüne Lichter blitzten auf.
Ich schloß die Tür. Ich fachte das Feuer an und legte mich nieder. Senta war neben mir. Ich legte meine Hand auf ihren Kopf.
Jetzt wird es Ernst, mein Hund!

Die eisige Faust

Kurze Zeit danach kommt der große Schnee. Wie aus riesenhaften unsichtbaren Schaufeln fällt er, drei Tage lang, und die Au und das Rohr, Baum und Strauch, versinken im flaumigen Weiß.
Nun scheinen wirklich die Wölfe hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen zu haben. Jede Nacht ist ihr Heulen irgendwo, im Bruch oder in der Au. Mit tiefen Baßtönen beginnt es und endet mit hohem Gejaule. Einer fängt an und die anderen antworten darauf, singen und lachen mit hohen Fistelstimmen. Dann ist Ruhe und wieder beginnt einer und die anderen fallen ein. Oft geht es so die ganze Nacht.
Manchmal aber schweigen sie und das ist das Gefährlichere. Plötzlich ist dann irgendwo Ästebrechen und keuchende Flucht durch tiefen Schnee und die rasende Meute hinterher wie graugelbe Schatten des Todes.
Schwarzwild ist jetzt immer in der Nähe. Es bricht unter den Eichen im Schnee, der immer härter wird. Die Sauen kommen bis zum Haus. Ich habe meine

Vorräte gesichtet und alles, was schimmelig und verdorben war, in den Schnee geworfen. Das suchen sie nun. Fast jeden Abend sind sie da, sehen fragend nach mir und wundern sich, daß nichts mehr zu finden ist.
Es ist eine starke Rotte von sechsundvierzig Stück. Wenn ein verdächtiger Laut in der Ferne ist, sammeln sie sich blitzschnell und drängen sich zusammen. Die geringen Stücke stehen in der Mitte, die wehrhaften groben Sauen am Rand und äugen drohend in die Runde. Auch die stärkste Wolfsmeute kann ihnen so nichts tun. Die Wölfe wissen das und lassen sie in Ruhe. Es kann aber geschehen, daß die Sauen den Spieß umdrehen, wenn die Wölfe in der Minderzahl sind, und ihrerseits zum Angriff vorgehen. Dann sind alle verloren, die nicht flüchten können! Die wütenden Sauen metzeln nieder, was ihnen vor die Waffen kommt und fressen es mit Haut und Haaren auf.
Wehe aber, wenn ein Schwein sich von der Rotte trennt! Ich habe das gesehen. –
Schon am frühen Morgen waren drei Wölfe in der Nähe herumgeschlichen, immer außer Schußweite. Ich sah mißtrauisch nach ihnen. Dann waren sie fort. Und kamen wieder.
Plötzlich war verworrener Lärm in der Ferne. Jäh drückten sich die drei platt nieder. Ich wartete gespannt.
Ein schwarzer Schatten sauste durch den aufstäubenden Schnee: ein Wildschwein in voller Flucht. Wie ein Hirsch, leicht und federnd, flog es über Windwürfe und Gesträuch.

Die drei Wegelagerer ſpitzten die Lauſcher; hoben vorſichtig die Naſen über die Deckung; jagten davon, um dem gehetzten Wild den Weg abzuſchneiden.
Im jähen Bogenſprung flog ihm ein Wolf entgegen. Aber er hatte den Keiler noch nicht erreicht, da zerriß ſein Todesſchrei die Luft. Im Schnee zuckte er verendend. Mit unverminderter Geſchwindigkeit ſchoß der Keiler davon. Ich freute mich und hoffte, er würde durchkommen. Da aber war der zweite Wolf heran, verbiß ſich in eines ſeiner Gehöre. Er hemmte die Flucht des Opfers. Nun kam der dritte. Aber er war unvorſichtig und fiel aufjaulend in den Schnee mit aufgeſchlitztem Bauch. Vielleicht ſchafft der Keiler es doch noch!
Da aber ſind die anderen heran. Erſt zwei, fünf, dann mehr. Es iſt ein wildes Gewimmel, aus dem Klagetöne geſchlagener Wölfe kommen, Schnaufen und Knurren, heiſeres gieriges Bellen und Hecheln.
Es dauert nicht lang. Dann trollen ſich die Wölfe, einer nach dem anderen, mit gefüllten Bäuchen.
Ich gehe hin. Nichts iſt mehr da. Nur der Boden iſt feſtgeſtampft von tauſend Tritten. Ein großer Schweißfleck, ein paar dunkle Borſten, einige Knochen, eine Klaue, ſonſt nichts. Und ein Stück Wolfspelz. Denn die Gefallenen haben ſie auch gleich mitgefreſſen. Sie machen ſaubere Arbeit.
Im Sommer ſind ſie einzeln. Da gibt es überall leichte Beute. Aber die Not treibt ſie zuſammen. Die ſchwerere Aufgabe verlangt größere Kraft. Was einer nicht kann, vermögen viele: den Hirſch zu reißen und das wehrhafte

Schwein. Da gibt es keine Rückſicht, daß der Kampf zahlreiche Opfer unter ihnen fordert. Der Einzelne zählt nicht. Das Rudel muß durchkommen, auch wenn einzelne ſterben. Das Wohl der Geſamtheit ſteht über dem Einzelſchickſal.

Ich entferne mich jetzt niemals weit von meinem Haus, wenn auch der Wolf feig iſt und ich ſichere Waffen habe. Selbſt ein Tapferer muß den Feigen erliegen, wenn ihrer zu viele ſind.

Zudem iſt meine Kleidung nicht wetterfeſt und ganz und gar unzureichend. Wenn die rohen Felle naß geworden ſind, werden ſie weich und fangen zu ſtinken an wie die Peſt. Auch die Därme weichen auf und die Nähte haben ſich gedehnt. Die Kleider ſchließen nicht mehr. Bei den Knien bläſt der Wind herein und beim Genick hinaus. Ich beſſere immer daran herum, trockne die Kleider über dem Herd, reibe ſie mit Sand und Aſche ein, räuchere ſie, um ſie gegen die Verweſung zu ſchützen. Aber es nützt nicht viel und jedesmal, wenn ich von einem weiten Weg nach Hauſe komme, iſt es dasſelbe.

Auch ſind die Haare der Hochwilddecken zu rauh. Sie ſcheuern die Haut auf. An vielen Stellen des Körpers bin ich wund und nach jedem Trocknen werden die Kleider härter und ſteifer. Ich kann keinen Schritt gehen ohne Schmerzen.

Ich habe meinen Körper mit Hirſchtalg eingerieben und ſitze zu Hauſe bei meinem Feuer. Ja, das Feuer! Wenn ich es nicht hätte! Immer wieder ſpendet es Wärme und Mut, wenn ich durchgefroren nach Hauſe komme. Ich

wäre verloren, wenn mir das Feuer ausginge! Denn es würde mir nicht gelingen, jetzt Feuer zu ſägen. Alles iſt feucht und kalt. Ich habe glücklicherweiſe einen großen Vorrat an Baumſchwämmen unter dem Dach.

Wie ſorgfältig habe ich mein Haus gebaut! Lage um Lage der Füllung ſtampfte ich zwiſchen den Flechtwänden feſt. Und es hält nicht dicht! Wenn der leiſeſte Wind geht, iſt Luftzug im Raum und es wird erbärmlich kalt. Ich hänge alle Wilddecken, die ich habe, an die dem Windanfall ausgeſetzte Wand. Aber es hilft nicht viel.

Ein Lehmverputz wäre gut! Aber Lehm gibt es hier nicht. Ich hätte es mit dem ſchwarzen Schlamm verſuchen können, der ſich ſo gut verſchmieren läßt und in der Trockenheit ſo hart wird. Den Herd habe ich damit gebaut. Es war eine große Arbeit. Jetzt erſt ſehe ich, wie wichtig ſie war.

Erſt habe ich Rundſteine geſammelt, ſo groß ſie zu finden waren, habe ſie zu kantigen Stücken zerſchlagen. So ließ ſich mit ihnen beſſer bauen. Ich habe den Herd aufgemauert in der Ecke und Schlamm und Sand als Mörtel verwendet. Es ſind in geringer Menge lehmige Teile darin enthalten, aber ſie binden nicht genug und der Mörtel bleibt bröckelig und empfindlich gegen Stoß und Reibung. Immerhin – der Herd ſteht feſt. Auf die Platte habe ich Schlamm aufgetragen, in der Mitte eine flache Feuermulde ausgenommen und mit Rohrhalmen von den Seiten her Löcher gebohrt, die am Boden der Mulde austreten und dem Feuer von unten Luft zuführen. Über dem Herd iſt ein großer Kamin aus Flechtwerk. Ich habe ihn reichlich mit Schlamm beſchmiert, um ihn feuerfeſt zu

machen. Als Rauchabzug ſteht ein dicker hohler Aſt auf dem Dach. Ich habe ihn verſtrebt und gut verankert. Aber unter dem Druck des Windes und des Schnees hat er ſich geneigt. Ich werde am Ausgang des Rauchfangs einen drehbaren Schirm anbringen, damit der Wind den Rauch nicht immer zurückſchlägt.

So wie den Herd hätte ich auch die Hüttenwände mit Schlamm verſchmieren können, innen und außen. Ich verſtehe nicht, daß mir das nicht früher eingefallen iſt! Jetzt iſt es zu ſpät dazu und ich muß ſo durchkommen!

Ob denn nicht aus den Kalkſteinen auf der Schotterbank Kalk zu brennen und Kalkmörtel zu bereiten wäre? Mit Sand vermengt müßte er einen wetterfeſten und dichten Anwurf ergeben! Ich will es im Frühjahr verſuchen. –

Ich werde nun die Wolfsgruben in Betrieb ſetzen. Wolfspelz iſt weicher als Hirſchdecke. Ich mache eine Fackel, indem ich aus vielen dürren Zweigen und Rohrhalmen eine Art Beſen binde und ihn über dem Feuer mit Hirſchtalg tränke. Sie brennt mit großer qualmender Flamme und hält ziemlich lange an. Mit der Fackel in der Hand habe ich von keinem Tier etwas zu befürchten. Feuer und Rauch ſcheuen ſie alle.

Heute früh waren die Sauen wieder da. Ich ſchoß von der Tür meines Hauſes aus einen ſtarken Überläufer. Der Pfeil ſaß tief auf dem Blatt. Das Stück klagte kurz, rannte blind gegen einen Pfoſten des Vorratshauſes, wo es verendend zuſammenbrach. Die Rotte kümmerte ſich nicht darum. Sie blieb noch eine geraume Weile und zog dann weiter.

Das frische Wildbret tut uns gut nach den langen Wochen einförmiger Rauchfleischkost. Ich und mein Hund haben einen Festtag.

Ich nehme zwei Fleischstücke und gehe zu den Gruben. Vorsichtig schaufle ich den Schnee von der Schilfdecke und schiebe mit dem Speer die Köder in die Mitte. Der Wolf muß, um zu dem Köder zu gelangen, den dichten Zaun überspringen, durchbricht mit seinem vollen Gewicht die dünne Schilfdecke und saust in die Grube.

Zwei Tage lang sind die Köder unversehrt und auch keine Spuren in der Nähe. Aber am dritten Tag sitzt ein Wolf.

Es ist eine leichte Neue. Keine Fährte kreuzt meinen Weg. Aus dem Stangenholz sehe ich nach den Gruben hinüber.

Zwei Wölfe stehen dort, äugen umher, scharren ein wenig im Schnee, zerbeißen den Zaun; legen sich an den Rand der Grube, brechen mit den Vorderläufen ein und fahren blitzschnell zurück. Das geht eine Weile so.

Ich rufe sie an und gehe näher. Da sind sie beide auf den Läufen, verhoffen nach mir und traben gegen das Rohr. Einmal wenden sie noch und warten ein wenig. Dann verziehen sie sich ins Schilf.

Da ist einer drin! Die reine weiße Decke des Vierecks ist in der Mitte durchbrochen. Rohrhalme stehen vor der dunklen Öffnung. Rings um die Grube ist der Schnee von den besorgten Genossen zertreten, die den Mitwolf nicht verlassen wollten. Die zweite Grube ist leer.

Ich hebe mit dem Speer die Rohrdecke ein wenig auf. Zwei Augen leuchten aus dem Dunkel. Eigentlich tut er

mir leid, der arme Kerl, wie er hilflos in der Grube ſitzt und den Tod erwartet! Ich räume die Schilfdecke weg, daß das Tageslicht voll in die Grube fällt. Da liegt er in einer Ecke, regungslos, mit geſchloſſenen Sehern. Ich werfe einen Schneeball nach ihm. Dumpf ſchlägt er auf den Pelz. Der Wolf zuckt nur ein wenig.

Plötzlich ſind die beiden Wölfe wieder da. Hundert Schritte weit ſtehen ſie. Ich greife nach der Fackel, die neben mir im Schnee ſteckt, ſchwenke ſie hoch, mache einige Schritte auf die Wölfe zu und ſchreie ſie an. Sie trollen ins Schilf.

Ich berühre den Wolf, der in der Grube liegt wie tot, mit einer langen Stange. Da fährt er auf, beißt um ſich, ſchießt umher wie ein eingekerkerter Blitz, ſchäumt und heult wie raſend. Da ſind ſchon wieder die zwei Wölfe hinter mir, verhoffen, fünfzig Schritte weit.

Verdammte Bieſter! Wollt ihr mir auf den Hals kommen? Ich ſchieße einen Pfeil nach ihnen, der in den Schnee fährt. Sie achten nicht darauf. Der nächſte Pfeil trifft den einen in die Kehle. Er zeichnet heftig, ſchlägt um und geht ab, der andere hinterdrein. Die kommen nicht mehr!

Ich kann nicht nachſuchen. Aber er wird nicht lange leiden. Seine Gefährten werden ihn reißen, wenn ſie Blut an ihm wittern.

Dem Gefangenen in der Grube jage ich den Speer durch den Leib. Jäh zuckt er auf, ſinkt zuſammen. Der Boden der Grube färbt ſich rot. Er verendet raſch.

Ich ſtelle die Leiter in die Grube und ſteige hinunter.

Ich werde den Wolf an einen langen Riemen binden und aus der Grube ziehen. Ich ſtoße ihn mit dem Fuß. Er rührt ſich nicht mehr. Ich greife in das weiche Fell.
Da fährt er plötzlich auf wie eine Natter und ſchlägt die aufblitzenden Fänge in meine linke Hand.
Ich ſtoße die Finger der Rechten tief in ſeine Augen. Ich ſtampfe auf ihm herum. Ich reiße den Steindolch aus der Taſche und ſchlage ihm damit über das Haupt, ins Genick, in die Augen –
Mühſam befreie ich meine Hand aus dem Wolfsrachen. Der Biß ging tief in den Ballen. Aber er wurde nicht mehr mit voller Kraft geführt. Es blutet ſtark. Ich laſſe den Wolf einſtweilen liegen und gehe nach Hauſe.
Ich ſtille die Blutung mit einem Baumſchwamm. Mehr kann ich nicht tun. Es ſcheint auch nicht notwendig. Die Wunde ſchließt ſich und ich habe faſt keine Schmerzen.
Am vierten Tage nachher iſt die Hand geſchwollen. Schmerzen kommen, nehmen zu. Raſcher Puls pocht in der Wunde. Ich fühle mich matt. Ich hole noch Nahrungsmittel aus dem Vorratshaus und Holz. Es iſt ſehr kalt. Ich wärme Steine im Feuer und lege ſie in mein Bett.
Schüttelfroſt packt mich. Ich hülle mich tief in die Decken.
Das ſind böſe Tage. Es wird ſchlimmer. Mein Hund ſitzt in der Ecke und ſieht verſtändnislos auf mich. Er kann mir nicht helfen. Ich eſſe faſt nichts, werfe alles Senta hin. Die Hand wird bös und groß, heiß und ſchmerzhaft. Ich ſitze dicht am Feuer, aber mich friert.

Merkwürdige Dinge geſchehen.
Plötzlich ſind Stimmen vor dem Haus. Menſchen ſprechen, lachen, ſchimpfen. Ach ſo! Meine zwei Führer ſind mit meinem Boot angefahren. Ich dachte doch gleich, daß ſie es geſtohlen hätten!
Diebe! Schufte! ſchreie ich hinaus. Aber ſie lachen nur. Nun treten ſie aus dem Wald, kommen auf mein Haus zu. Und mein Hund geht voran. Er hat ſie hergeführt! Hat er mich verraten?
Da iſt er ja, ſchreien ſie. Da iſt er ja! Gut, daß wir ihn endlich haben! Und ſie grölen dazu und lachen.
Viele Menſchen waren draußen, Soldaten, Lärm. Eis und Schnee war überall und eine ſchneidende Kälte.
Die weckte mich. Ich lag ohne Decken auf dem Boden. Draußen raſte Sturm. Meine Füße waren kalt und ſteif. Ich erhob mich und ſchwankte zum Feuer. Es war noch Glut da. Ich warf Holz darauf und fiel ins Bett.
Es war eine Zeit mit Hunger und Fieber und Schmerzen. Dazu kam immer dieſe Angſt, jeden Abend, daß die zwei Männer wieder kommen könnten.
Und vielleicht auch eine Hoffnung –
Eines Morgens war ich plötzlich wach und friſch.
Aber am Unterarm zog ſich ein dünner roter Streifen herauf; ſchien ſich am Oberarm fortzuſetzen.
Ich wußte Beſcheid.
Ich ſteckte den Steindolch in die Glut. Ganz kurz nur, damit er nicht zerſprang.
Ich war mir nicht ganz im Klaren, wie ich ſchneiden ſollte. Ich ſchnitt und ſtach einigemale, von beiden Seiten.

Ich biß die Zähne zuſammen. Schweiß brach mir aus den Poren. Ein Druck ſaß mir in der Kehle.
Es mußte ſein! Schwarzes Blut und Eiter kamen heraus.
Am nächſten Tage ſchnitt ich noch einmal.
Dann wurde es beſſer. Ich konnte etwas eſſen und hatte kein Fieber mehr. Der rote Streifen war weg. Die Hand wurde kleiner. Mein geſundes Blut ſchaffte den Reſt.

Ich liege noch viel, bin nicht ganz auf der Höhe.
Manchmal habe ich Empfindungen, über die ich mir keine Rechenſchaft geben kann. So ſpringe ich zum Beiſpiel plötzlich aus dem Bett, ohne Grund, und ſchlüpfe zur Tür hinaus. Der Froſt hat nachgelaſſen. Nachmittagſonne ſcheint und draußen im Rohr –
Draußen im Rohr jagen viele graubraune Punkte dahin hinter einem anderen Punkt. Der iſt etwas dunkler.
Ich ſpringe zurück ins Haus. Reiße die Fackel an mich, ſtecke ſie in die Herdglut. Sie praſſelt auf. Stürme hinaus, die Uferböſchung hinunter, auf dem hartgefrorenen Schnee. Ohne Waffe, ohne Schuhe!
Schreie wie ein Verrückter.
Schreie: Senta! Hier! Senta! Hier!
Senta! Senta! Senta!
Schwinge die Fackel hoch über dem Kopf. Strauchle und raffe mich auf. Schreie und renne und ſchwinge.
Da kommt die wilde Jagd heran. Schneebrocken fliegen. Hundert Pfoten trappeln. Wolfsrachen hecheln.
Voran jagt mein Hund, den Lecker weit heraus, ſchweißglänzend, abgehetzt, am Ende ſeiner Kraft.

Rennt um ſein Leben.
Ich ſchreie, lache. Denn jetzt iſt er gerettet.
Er rennt an mir vorüber, bricht zwanzig Schritte weiter zuſammen, keuchend, kraftlos.
Ich ſtehe zwiſchen ihm und den Wölfen, die plötzlich vorbrechen aus dem gelben Schilf. Vor ſtürze ich, fackelſchwingend, brüllend. Rohrhalme brennen plötzlich neben mir, vor mir. Die ſchwingende Fackel hat ſie entzündet. Ich fahre mit der Fackel in die dichteſten Kuſſeln. Schwarzer Rauch ſteigt auf. Praſſeln hebt an. Ein Wall von Feuer iſt zwiſchen uns und den Feinden. Schnee ſchmilzt, Waſſer ziſcht. Ich laufe heimwärts. Mein Hund mit mir. Eine feurige Spur zieht ſich hinter uns.
Die Wölfe bleiben zurück.
Ich ſinke ſchwach auf mein Lager. Wir ſind beide halb tot. Atemlos ſchreie ich meinen Hund an, der mit fliegenden Flanken in der Ecke liegt, ſtoße es heraus: Miſtvieh!
Aber zugleich möchte ich ihn umarmen vor Freude, daß ich ihn wieder habe!
Er wird nicht mehr allein fortgehen, wenn ich ihm freundlich die Tür öffne, damit er draußen tut, was er im Haus nicht tun darf.
Bei allem haben wir noch viel Glück gehabt. Ganz unerhörtes Glück!
Zwei Tage lang rauchen verkohlte Rohrſtoppeln draußen. Schwarzwild iſt wieder da. Ich brauche Fleiſch und ſchieße einen Friſchling. Ich kann den Bogen wieder halten. Ich zerwirke das Stück und hänge es ins Vorratshaus.

In der Nacht darauf winſelt mein Hund. Ich bin gleich auf; ſchaue durch den Türſpalt. Mond iſt; und ein Gewimmel von nebelgrauen Geſtalten mit funkelnden Sehern. Es ſind viele. Sie umſchleichen das Vorratshaus mit lauernden Schritten, die leiſe im Schnee knirſchen; ſcharren an den Pfählen, ſpringen an den Flechtwänden hoch. Andere ſtehen ſtill und ſichern nach meinem Haus, aus dem ſie Witterung von mir und dem Hund bekamen. Sie warten noch.

Ich aber warte nicht. Lautlos hole ich den Bogen; lege ein Bündel Pfeile vor mich, von den neuen mit den meſſerſcharfen Spitzen; öffne lautlos die Tür.

Ein Pfeil nach dem anderen fährt in die Nacht.

Zorniges Knurren iſt draußen, kurzes Aufheulen, heiſeres Bellen. Schuß! Schuß! Schuß! Wie Blutrauſch überkommt es mich.

Wölfe fallen, ſchlagen mit den Läufen, verenden. Erſt ſtehen die übrigen erſtaunt. Dann machen ſie ſich darüber her. Neues Gedränge um jeden Gefallenen und neues breites Ziel.

Schuß! Schuß! Schuß!

Zweihundert Pfeile habe ich! Zweihundert Pfeile!

Schuß! Schuß! Schuß!

Heulen, Knurren, Jaulen.

Angeſchoſſene ſchleppen ſich davon. Getroffene verröcheln. Dann rührt ſich nichts mehr. Ich laſſe ſie liegen und verſuche weiterzuſchlafen.

Am Morgen gehe ich auf die Walſtatt. Sechs Wölfe liegen da mit Reſten anderer, halb gefreſſener. Einer hat

vier Pfeile im Leib. Einem anderen iſt der Pfeil quer durch den Schädel gefahren. Beim Lauſcher hinein, beim Lauſcher heraus.

Sie ſind hart gefroren. Ich ſchleppe ſie ins Haus zum Auftauen. Dann balge ich ſie ab. Nun habe ich Wolfspelze. Neue, weiche, warme Kleider.

Die Kadaver ſchleppe ich einige hundert Schritte weit in die Au. Morgen wird nichts mehr davon übrig ſein.

In den folgenden Nächten iſt wieder Heulen in der Ferne. Dann aber kommen ſtille Wochen. Das Wolfsrudel hat ſich verzogen. Alles Getier atmet auf. Das Schwarzwild ſteht wieder vertraut bei meinem Haus. Es leidet Not und iſt vom Wildbret gefallen. Der Schnee iſt tief und hart. Es kann nicht mehr zum Boden gelangen. Ihm zuliebe ſichte ich wieder meine Vorräte. Beeren und Wildobſt, Pilze und anderes fliegen hinaus in den Schnee. Die Sauen warten darauf jeden Tag.

Vom Hochwild und von den Rehen iſt jetzt nichts zu ſehen. Die ſtecken alle in den warmen Dickungen. Dort haben ſie reichliche Aſung und ſind ſie am ſicherſten vor den Wölfen. Die Wildwechſel, die durch die Wälder führen, ſind wie enggewundene tiefe Schluchten. Hier iſt leicht zu gehen.

Es wird wärmer. Aber das iſt ein großes Übel! Denn zu Mittag ſchmilzt der Schnee an der Oberfläche und in der Nacht bildet ſich eine dünne Eisſchichte darauf, die das Wild bei jedem Schritt durchbricht. Die Ränder des Eiſes ſind glashart und ſcharf, reißen ihm die Läufe auf

und den Nahrung ſuchenden Sauen den Wurf. Überall ſind Schweißſpuren. Das jetzt, wo alle durch Hunger und Kälte geſchwächt ſind! Unſicher und langſam humpelt das Wild umher, kläglich einbrechend und die ſchmerzenden Läufe ſchonend.

Und zu all dem Elend heult eines Nachts die Meute der Wölfe wieder auf. Sie brechen nicht ein, wie das Schalenwild. Unverſehrt fliegen ſie über das Eis und finden leichte Beute. Es gibt keine langen Hetzjagden mehr. Das Wild kann nicht mehr flüchten. Dazu kommt große Kälte und die Bäume krachen im Froſt, reißen auf von unten bis oben mit lautem Knall, der durch die Nacht peitſcht.

Die Härte des Lebens geht durch die Wälder. Mit unbarmherziger Fauſt krallt ſie ſich feſt an den Kehlen alles Lebenden. Wehe, wenn einem die Luft ausgeht, wenn eines nicht ſtark, nicht hart genug iſt! Jetzt ſtirbt alles, was ſchwach iſt und unvollkommen. Vermindert, ja; aber verbeſſert und geläutert kommt das Leben aus dieſer weißen Hölle. Nur Edles iſt würdig zu leben. Nur Edles ſoll den neuen Frühling ſehen, um wieder Edles aus ſich ſelbſt zu zeugen.

Es iſt eine grauſame Zeit und ſie dauert lange.

Plötzlich iſt ein ſchneidender Pfiff draußen im Rohr. Der Fiſchotter ranzt.

Und eines Nachts jaulen die Wildkatzen in der Au. Und der Waldkauz heult.

Dann kommt ein blauer Tag. Die Sonne ſteht voll am Himmel und wärmt ſchon ein wenig. Das Trommeln des

Buntſpechts iſt in der Krone der Ulme über mir und der ſchrille Lockruf der Kohlmeiſe.
Ich ſtehe vor meinem Haus mit meinem Hund, atme tief; ſchaue auf in die kahlen Wipfel und in den Himmel dahinter.
Und habe ein Lächeln:
Es geht gegen den Frühling!

Dritter Teil

Arbeit!

Ich kann nicht ſagen, daß dieſe Jahre ſchnell vorübergegangen ſind. Alle Tage ſind hier gleich für mich; und doch bringt jeder etwas Neues, das mir zu denken gibt. Man muß nur verſtehen, ſich am Kleinſten zu freuen; an jeder Blüte am Weg und an jeder kleinen Wolke, die leuchtend am Himmel ſteht; an der Luft dieſer Welt, mag ſie auch herb ſein im welkenden Herbſt oder ſchneidend im Schneeſturm. So freue ich mich an jedem Atemzug und ich weiß, daß er ein Stück meines Lebens iſt. Mag der Tag grau ſein und hart! Nicht weckt er in mir die Sehnſucht nach Sonne. Jeder Tag iſt ſchön auf der Erde. Köſtlich iſt jeder Augenblick dieſes Lebens und am köſtlichſten, der eben iſt.

Kein Harren und Hoffen auf die Zukunft jagt meine Zeit; kein Träumen in der Vergangenheit, mit Wehmut, hemmt mich. Ich bin zufrieden mit dem, was iſt. Ich wünſche nichts anderes und ſehne mich nicht nach Beſſerem. So hat jeder Tag ſeinen Wert und jeder Augenblick ſein Gewicht. Und das Leben iſt lang!

Oft ſtehe ich nur und ſchaue; in die Bäume oder in die klare Tiefe des Waſſers, in die blau verſchwimmende Ferne; und freue mich. Freue mich, daß ich Augen habe, zu ſehen. Oder ich ſtreiche mit der Hand über die rauhe Borke des Baums und ſpreche zu ihm: Baum, wir leben! Ich denke, wie dieſer Baum keimte, lange bevor ich auf der Welt war; wie er einſt ſterben wird in einer Sturm-

nacht, lang nach mir. Welch ein Glück, seine Rinde zu fühlen in der kurzen Frist unserer Gemeinsamkeit!
Wie wunderbar, mit den Füßen über die Erde zu gehen; mit ihnen in den weichen sonnenwarmen Sand zu treten oder ins taufrische Gras! Still schreite ich manchmal, ausgeglichen und froh, und sehe zu, wie mein Schatten über die Erde gleitet. Daß die Sonne mich bescheint und daß ich einen Schatten werfe auf diese Erde ist mir einfachster Beweis meines Seins, glückhafte Entdeckung: ich bin.
Mich dünkt, ich wäre ein kleiner Junge gewesen, als ich hierherkam, und ich wäre heute ein alter Mann. Und doch sind nur wenige Jahre vergangen seither und ich bin noch immer jung. So lang ist das Leben, wenn man es versteht. Und nur dann vielleicht, wenn man allein ist.
Manchmal schreckt mich, mitten in der Arbeit oder auf der Streife durch die Auen, das Bewußtsein meiner Einsamkeit. Aber es ist nur ein Aufzucken, so wie das Wetter in den Abendwolken leuchtet, und es verschwindet wieder und ich habe Ruhe auf Monate hinaus. Ich habe die Einsamkeit gesucht und ich liebe sie. Ich verbohre mich in sie. Sie ist meine Leidenschaft. Und nur in Augenblicken, wo ich an mir zweifle, kann mich dieses Gespenst schrecken. Aber ich bin nicht allein. Ich habe meinen Hund und ich erkenne, daß es nicht wichtig ist, jemand zu haben, der einen versteht, sondern daß es genügt, jemand zu haben, zu dem man sprechen kann. Wäre ich ganz allein und begänne zu mir selbst zu sprechen, verdüsterte vielleicht

die Einbildung des Wahnſinns mein Gehirn. So habe ich einen Freund. Vielleicht aber verſteht er mich beſſer, als ich glaube. –

Es wird wieder einmal Frühling. Zum wievielten Mal auf dieſer Erde?

Der Schnee iſt dahin und die Hochwäſſer haben ſich verlaufen. Der warme Sturm brauſt durch die Auen und die erſten Frühlingsſtimmen piepen ſilbern dazwiſchen. Die Zeit der Schneeglöckchen iſt bald vorüber. Jetzt kommen Feigwurz und Huflattich mit den gelben Sternen und die erſten ſchüchternen Veilchen und dann alle anderen, nach der Reihe.

Ich bin unterwegs, über mir die rauſchende Muſik des Windes. Mir iſt da auf einmal, als ſpielte ein ungeheures Orcheſter eine wunderbar ſüße und unwiderſtehlich wilde Melodie. Ich höre die erſten und die zweiten Geigen heraus, höre, wie das Cello einſetzt und die Hörner; jetzt donnern die Pauken und die Klarinetten und Flöten klettern empor bis zu den höchſten Tönen. Es iſt wie ein Traum und die Muſik iſt in mir, füllt mich aus und beſchwingt mich, macht mich jauchzen und weinen zugleich und ich gehe dahin mit großen Schritten und den Kopf lauſchend erhoben, ſtundenlang. Immer neue Motive ſteigen auf aus dem Chaos, weich und koſend, ſchwellen an in mächtigen Akkorden, gewaltig und drohend. Und doch iſt es immer dasſelbe Lied und derſelbe Rhythmus, immer gleich bei Tag und bei Nacht, immer gleich jahraus, jahrein, immer gleich! Muſik des Lebens. O, könnte ich ſie niederſchreiben!

Die Ringelnattern liegen umher, zu lebendigen Knäueln geballt, vielfach die Liebste umschlingend in verzücktem Spiel, sie betastend mit jeder Faser ihrer langen schlanken Körper. Am Abend streichen die Schnepfen.

Wenn ich bedenke, daß dieses Leben in gleicher Form abrollt seit Urzeiten; daß jedes Klümpchen belebten Stoffes Jahr um Jahr von der stürmenden Süße des Frühlings durchglüht, von der reifenden Stille des Sommers umwoben, von der abklingenden Wehmut des Herbstes gerührt und von der eisigen Faust des Winters bedrängt wird, immer gleich und unverändert im Gleichtakt der Jahrtausende, so muß ich mir sagen, daß die Gesetze dieses Lebens ganz groß und gewaltig sind und daß kein Wesen sich ihnen entziehen oder ihnen zuwiderhandeln kann – es wäre denn sein Untergang.

Ich vermag nicht daran zu zweifeln, daß all die Willkür und Planlosigkeit, diese Unberechenbarkeit, dieses Durcheinander von tausend Geschöpfen und Arten, das den Blick verwirrt, der sich erstmalig in diese Natur versenkt, doch nur scheinbar sind; daß alles in der Natur wohl geordnet und geregelt ist bis ins kleinste und keines tut und keinem geschieht, was ihm nicht gebührt; daß alles in Ruhe und eiserner Folgerichtigkeit seinen Weg geht, jetzt wie am Anfang der Welt; und daß sich letzten Endes alles auf einen gemeinsamen Punkt bringen lassen muß, von dem aus alles klar wird.

Vor allem ist eines, das allem Lebenden zugrunde liegt und alles beherrscht, was ist; unerläßliche Forderung und ehernes Gesetz: Arbeit. Das wird mir wunderbar klar,

wo immer ich auch hinſehe, bei jedem Tier und bei jeder Pflanze.

Oft ſehe ich dem Buntſpecht zu, der an den alten Bäumen über meinem Haus umherturnt. Sein Leben iſt Bewegung und Mühe von früh bis abends und vom erſten bis zum letzten Tag. Unten am Stamm fliegt er an, ſchlägt ſeine Krallen in die Rinde und klettert hoch, ruckweiſe und ſpiralig. Klopft da leiſe an, hämmert dort, daß es luſtig hallt im Beſtand. Suchend ſteckt er ſeine widerhakige Zunge in jede Rindenritze und in jedes kleine Bohrloch. Dann haut er mächtig drauf los mit aller Kraft. Hin und her wuchtet ſein Kopf mit dem ſcharfen Keilſchnabel, daß die Rindenfetzen und die Holzſplitter fliegen und mit leiſem Praſſeln zu Boden fallen. Schnurrenden Fluges ſchwingt er ſich zum nächſten Baum und ſo geht es weiter den ganzen langen Tag.

Und die Meiſen, die Kleiber und die Baumläufer! Im erſten Morgengrauen ſind ſie da. Mit leiſem Piepen durchflattern ſie die Baumkronen, unterſuchen jedes zuſammengerollte Blatt, finden jeden Kerf im Moos der Rinde und jedes Inſektenei, das in der Knoſpe ſchlummert. Da iſt viel Arbeit und Mühe um ein wenig Nahrung und ſie muß mit Genauigkeit und Gründlichkeit gepaart ſein, damit ſie überhaupt ihren Vogel nährt. So geht es all den vielen kleinen Sängern in der Au und im Schilf. Emſig und raſtlos müſſen ſie ſich ihre Nahrung ſuchen, Biſſen für Biſſen.

Wie die Fiſchlein ſpielen in der grünen Tiefe! Das iſt ein Drängen und Jagen, Steigen und Fallen, Wenden und

blitzschnelles Dahinschießen durch das Wasserkraut. Kindisches Tändeln scheint es, ohne Ziel und Zweck, Spiel mit dem Sonnenstrahl, eitel Lust und Freude am Leben im kühlen Naß. Aber das ist es alles nicht. Da ist nur Suchen und Spähen und Warten auf den Nahrungsbrocken. Da ist nur Arbeit. Nichts anderes.

Ich sehe den Hecht im Schilf stehen, regungslos wie ein Stück Holz, das graugrün gefärbt ist von Schlamm und Algen. Auch das ist eine Leistung. Nur die Schwanzflosse hält er in leise wedelnder Bewegung, um in der gleichen Lage zu bleiben. Geduldig wartet er, stundenlang, bis ein junges Fischlein sich in seine Nähe verirrt oder ein fürwitziger Frosch. Da wird das morsche Holzstück plötzlich lebendig, schießt vor wie ein grauer Blitz. Ein furchtbarer Rachen schließt sich über dem Opfer und der Hecht verschwindet im Röhricht, um an einer anderen Stelle sein Tagewerk fortzusetzen mit Geschick, Geduld und Beherrschung seiner selbst.

Auch der kleine, bunt gleißende Eisvogel sitzt lange bewegungslos auf dem dürren Ast, der über dem Wasser hängt, und es ist eine große Kunst, vom Ast weg stoßtauchend mit sicherem Griff den Fisch zu fassen, der ahnungslos im klaren Wasser spielt.

Und wie groß ist die Arbeit jener, die in der Erde wühlen und Röhren und Gänge graben! Da ist die kleine Waldmaus, die sich unter der Laubdecke im duftenden Humus ihre weithin streichenden Gänge gräbt. Welch gewaltige Arbeit für ein so kleines Tier! Eifrig ist sie unterwegs, um Nahrung zu suchen, bei Tag und bei Nacht. Im

Herbſt trägt ſie Samenkörner und Pflanzenzwiebeln zuſammen, häuft ſie in ihrer grasgepolſterten Wohnung als Vorrat für den böſen Winter.

Noch mehr Arbeit hat der Maulwurf, der in einer einzigen Nacht oft zwanzig große Erdhaufen aufwirft. Tief unter der Erde baut er ſich ſeine Burg und von hier gräbt er Laufgänge, die ſtrahlenförmig nach allen Richtungen ſein Jagdgebiet durchziehen, in zwei Stockwerken untereinander. Mehrmals im Tag durchläuft er alle ſeine Gänge auf der Jagd nach Beute. Mehr noch: er gräbt tiefe ſenkrechte Schächte, die er mit einem Syſtem von Rinnen umgibt, in denen ſich das Sickerwaſſer ſammelt. Aus dieſen Brunnen trinkt er, wenn auf der Erde Trockenheit herrſcht.

Auch das Eichhorn hat viel zu tun, um alle Baumwipfel ſeines Gebietes abzulaufen, in alle Niſthöhlen und Horſte hineinzugucken, ob es nicht etwa ein paar Eier oder friſch ausgefallene Jungvögel für ſeinen immer knurrenden Magen gibt. Mühſam knackt es die harten Schalen der Nüſſe und anderer widerſpenſtiger Samen und nur die wie ein ſtändiger flüſternder Regen zu Boden fallenden Abfälle ſeiner Mahlzeit verraten ſeine emſige Arbeit. Dann wieder hat es einen neuen Kobel zu bauen aus Äſten und Laubwerk, um darin nach des Tages Arbeit zu ruhen und vor Regen und Kälte Schutz zu finden. Oder es richtet ein Fallenneſt auf mit einer beweglichen Klappe, lauert geduldig und bewegungslos, flach an den Aſt geſchmiegt, bis ſich ein ahnungsloſes Vöglein, das auf der Suche nach Nahrung alle Winkel des Waldes

neugierig durchſtöbert, darin fängt. Dann ſtürzt es herbei und würgt ſchmatzend ſeine Beute. Im Herbſt muß es Vorräte zuſammentragen, oft von weit, birgt ſie in ſeinen Kobeln, in Aſtlöchern oder unter einem Wurzelſtock. Da iſt Arbeit, nichts als Arbeit.

Nicht bei allen Tieren tritt die Leiſtung ſo deutlich in Erſcheinung. Dennoch iſt Arbeit der Grundzug ihres Weſens und ihres Daſeins. Denn jedes Tier muß ſich regen, um leben zu können.

So iſt es auch auf Nahrungserwerb gerichtete Tätigkeit, wenn das Reh am Abend den ſchützenden Einſtand verläßt und auf Aſung zieht, hier Knoſpen äſt vom Strauch, dort Graszipfel rupft; wenn das Hochwild auf den Riedwieſen weidet und Triebe verbeißt, um ſie ſpäter ſtundenlang wiederzukauen; wenn der Elch meilenweit umherzieht, um neue Aſungsplätze zu finden; wenn er die bittere Rinde der Weiden in langen Streifen abſchält und Sträucher und Jungbäume niederreitet, um zu den Gipfeltrieben zu gelangen. Und iſt es etwa nicht Arbeit, wenn der Bär und der Wolf, der Fuchs und das zahlreiche Getier, das vom Tode der andern lebt, planmäßig ihr Jagdgebiet durchſtreifen, geräuſchlos und langſam, unter genauer Beobachtung des Windes die Beute beſchleichen, ängſtlich darauf bedacht, von keinem anderen Tier bemerkt zu werden, das durch ſeinen Schreckruf alle übrigen warnen könnte; dann mit einem Satz die Beute faſſen oder ſie hetzend jagen, ſchlagen, reißen, würgen, oft weit fortſchleppen und ſchließlich zerreißen und freſſen? Oder wenn die wilde Katze auf dem dicken Aſt über dem

Wildwechsel flach hingestreckt liegt und geduldig wartet, bis sie ihrer Beute an die Drossel springen kann, um ihr die Schlagadern zu durchschneiden? Und Arbeit ist das Streichen der Krähen und Raubvögel, das Spähen und Suchen nach Beute, nach Aas oder einem Vogelnest, das nicht gut genug versteckt ist; das Kreisen und das Herbeirufen der Artgenossen zur Hilfe, das Schlagen und Stoßen und das Tragen. Da ist Unermüdlichkeit und Fleiß, Können und Geschicklichkeit, Scharfsichtigkeit und Aufmerksamkeit, rascher Entschluß und Geschwindigkeit, Kraft und sicherer Griff. Da ist Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit in allen Dingen.

Die größten Leistungen aber im Vergleich zu ihrer Kraft vollbringen die Kerfe im Holz und im Wasser, auf der Erde und unter der Erde. Die Ameisen und die Bienen und die Spinnen.

Am frühen Morgen sieht man sie deutlich, die zahllosen kleinen und großen Spinngewebe, wenn ihre Fäden weiß überreift sind von tausend Tautropfen; klein und verfilzt unten am Wurzelanlauf der Bäume, vor den Baumhöhlen und zu vielen Hunderten waagrecht gespannt im Gras. Ich habe der Kreuzspinne zugesehen, wie sie ihr großes radförmiges Netz baute. Erst spann sie den äußeren Rahmen zwischen zwei gegenüberstehenden Zweigen. Dann zog sie quer durch den Kreis einen Faden und spann von seinem Mittelpunkt viele Strahlen sternförmig nach dem Rand. Schließlich verband sie die Speichen des Rades durch einen langen Faden, der in der Mitte des Gewebes begann und spiralig nach außen lief. Als sich

eine Fliege fing, stürzte die Spinne darauf zu, biß sie tot und verzehrte sie. Eine andere aber spann sie ein wie eine Mumie, um sie als Vorrat aufzuheben. Plötzlich verfing sich eine Hummel, wütete brummend im Netz, um loszukommen. Da durchbiß die Spinne blitzschnell die Fäden, die den unerwünschten Gast festhielten und befreite ihn, um das Netz vor Zerstörung zu bewahren. Als es regnete, saß die Spinne nicht mehr in der Mitte des Netzes und ich glaubte, sie hätte es verlassen. Doch als ich das Netz mit dem Finger leicht berührte, schoß sie unter einem Blatt hervor, unter dem sie trocken gesessen war, und ich entdeckte, daß sie durch einen Spinnfaden mit ihrem Netz verbunden bleibt, der ihr jede Erschütterung beim Fang eines Beutetieres mitteilt. Wie oft aber wird das Kunstwerk der Spinnen zerstört durch starken Regen oder Wind oder durch ein Tier, das vorüberkommt! Dann gehen die Spinnen unermüdlich immer wieder von neuem ans Werk und über Nacht ist es vollendet.

Liegt nicht auch im Sprießen und Wachsen der Pflanzen ein großes Schaffen? Da senken sich die Wurzeln des Baumes suchend in die Erde, wenden sich nach den nahrungsreichen Stellen wie denkende, fühlende Wesen, zersetzen den Boden mit ihren Säften, lösen darin die nährenden Stoffe der Erde und saugen sie in sich auf mit dem Wasser, das emporsteigt bis in die Blätter. Die Blätter sind die Lunge des Baumes. Durch sie atmet er. So wie ein Tier. Sie sind aber auch der Magen des Baumes. Sie fangen Sonnenlicht und Luft, vermengen

beides mit dem Waſſer, das von unten kommt, und erzeugen daraus Nahrung für den Baum, die mit dem ſinkenden Saftſtrom wieder hinabſteigt, zum Aufbau. So verdaut der Baum. Wie ein Tier. Und es wächſt der mächtige Baum, der Jahrhunderte überdauert, aus dem Samenkorn, das ein winziger Käfer vernichten kann.
Auch hier iſt Arbeit. Denn nur durch Arbeit kann Neues gebaut werden, nur durch Arbeit kann Großes werden aus Kleinem, und wäre es auch nur die Arbeit der Zellen. Auch die Zelle iſt ein lebendes Weſen.
Das alles aber iſt nur das Kleine, Alltägliche, die ſelbſtverſtändliche Tätigkeit des Lebens um das tägliche Brot, um die Erhaltung ſeiner ſelbſt. Wohl ſcheint es oft, als wäre die Laſt nicht immer gleich verteilt; als hätte ein kleines und ſchwaches Geſchöpf eine ſchwere Arbeit zu leiſten und ein großes ſtarkes eine leichte. Aber darauf kommt es nicht an. Jedes Weſen hat zu tun was notwendig iſt, um ſein Leben zu erhalten. Nicht mehr und nicht weniger. So iſt alles gerecht verteilt und die Forderung, die das Leben ſtellt, bei allem Lebenden gleich.
Es gibt aber noch andere Arbeiten des Alltags, als die Suche nach Nahrung: das Suchen nach einem geeigneten Lager oder Schlupfwinkel und die Bemühung, ſich ein Bett zu bereiten oder eine ſichere Wohnung zu bauen. Freilich iſt dieſe Tätigkeit lange nicht ſo wichtig und allgemein wie die erſte. Die meiſten Tiere finden ihre Ruheplätze wo immer, einmal hier, einmal dort, im Dickicht oder unter einem Grasbüſchel, im Rohr und auf dem Waſſer, auf den Zweigen der Bäume oder in

den natürlichen Höhlungen. Es muß aber auch als Arbeit und als Leiſtung gewertet werden, wenn der Haſe ſich täglich ſeine Saſſe gräbt, um darin warm und überwindig zu liegen; wenn der Keiler ſich einen Keſſel bricht, und auch, wenn der Rehbock mit den Vorderläufen den Bodenüberzug wegplätzt, bevor er ſich niedertut. Auch hier ſteht die Leiſtung der Ameiſen und Bienen, der Weſpen, Hummeln und Horniſſen hoch über der vieler anderer. Der Baumeiſter unter den großen Tieren aber iſt der Biber.

Ich bin auf dem Eis zu den Biberburgen gegangen, um ſie in der Nähe zu ſehen. Aus geſchälten Knüppeln, Stämmen und Äſten, die wirr übereinandergeſchichtet ſind, wurden ſie aufgebaut. Sie ſtehen unverrückbar feſt, mit Schlamm und Sand beworfen und verkleidet und haben einen Wohnraum und eine Vorratskammer. Die Ausgänge liegen unter Waſſer und in der Kuppel des Baues iſt ein Schacht für die Luftzufuhr. Das wunderbarſte aber ſind die Dämme, die der Biber baut. Er ſteckt ſtarke Stämme ſenkrecht in den Grund, verbindet und verflicht ſie untereinander feſt mit Zweigen und dichtet das ganze mit Grasballen ab, die er ausgräbt und im Maul zur Stelle trägt; oder mit Schilf oder Sand und Schlamm, die er mit den Händen vom Grund heraufholt. Die Biber wachen ſorgfältig über ihren Bauten, baſteln ununterbrochen daran herum und beſſern jeden Schaden ſofort aus. Ich habe ſie bei Hochwaſſer mit Zweigen und Raſenſtücken im Maul auf den Dämmen auf- und ablaufen geſehen, um überall dort zu dichten

und zu ſtopfen, wo der Damm ſchadhaft zu werden drohte.

Als das Waſſer die Keſſel überflutete, mußten die Biber heraus und bauten ſich auf dem Trockenen kuppelförmige Hütten aus Äſten, die ſie durch Belegen mit Gras und Laub wind- und regendicht machten. Im Spätherbſt häufen ſie vor ihren Röhren große Mengen von Äſtwerk als Wintervorrat an und ziehen unter dem Eis jeweils in die Baue hinein, ſoviel ſie brauchen.

Immer iſt der Biber in Bewegung und ſeine Arbeit hört nie auf. Er iſt das wahre Sinnbild der Baukunſt und Geſchicklichkeit, der Sparſamkeit und Kraft, des Fleißes und der immerwährenden Arbeit!

So iſt Mühe und Anſtrengung, Sorgen und Schaffen, Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit in allem und überall, wohin man blickt in der Natur. Vor jede Beute, vor jedes Körnchen, Tröpfchen, Klümpchen Nahrung hat die Natur die Mühe geſetzt. Mühe iſt der Preis des Lebens. Wer ſie nicht auf ſich nimmt, verdient das Leben nicht. Wer nicht arbeitet, muß ſterben!

Nirgends aber in der Natur gibt es Faulheit. Wenn es ſo ſcheint, ſo iſt es wohlverdiente Ruhe nach getaner Arbeit, notwendiges Kräfteſammeln für das weitere Werk.

Arbeit iſt demnach nicht das Ergebnis, ſondern die Vorausſetzung des Lebens. Jedes Wachſen und Sprießen, Werden und Teilen, jede Veränderung und Umwandlung des Stoffes iſt Arbeit; innere und äußere, unbewußte und bewußte Arbeit; Arbeit des Leibes, des Geiſtes und

der Seele. Arbeit ist ein Element, das geschaffen wurde, als sich erstmalig tote Masse in lebenden Stoff wandelte. Arbeit ist ein Element, das alles durchdringt, was lebt und sich auf den Höhen der Entwicklung auswirkt als werktätiges Schaffen.
Arbeit ist das Element des Lebens. Mehr noch! Arbeit und Leben sind eines und dasselbe und es sollte für die Arbeit an sich keines besonderen Namens bedürfen!
Gesetz der Arbeit, das für alle gilt, vom Urtierchen, das in der sonnendurchwärmten Lache schwimmt bis zum großen Hirsch; von der Alge bis zum Baum! Ein jedes hat selbst zu schaffen für sich selbst!
Nur bei den Menschen hat es immer solche gegeben, die nicht arbeiteten und doch lebten.
Eine Ahnung dämmert auf in mir.
Alles menschliche Elend ist vielleicht nur die Auswirkung eines ewigen Gesetzes, das der Mensch nicht achtet!

Härte!

Ich war vor Tag ausgegangen. Ich stand im Schilf und spähte über die Riedflächen, so wie ich immer tue, ehe ich aus der Deckung trete. Es war nichts zu sehen. Nur ein Rüttelfalk stand in der Luft. Plötzlich war eine Bewegung draußen und ich sah ein niedriges rötliches Tier über den freien Raum eilen: ein Fuchs, der eine Beute im Fang trug.
Was geschah, war schneller, als ich denken konnte: erst

war es nur wie ein breiter dunkler Strich, der über dem Fuchs in der Luft ſtand. Ich hörte ein dumpfes Brauſen, wie wenn ein jäher Windſtoß in ferne Wipfel fährt. Ein rieſenhafter Vogel war aus der Höhe heruntergeſchoſſen. Der Fuchs warf ſich zur Seite, taumelnd vor Schreck und vom Luftdruck, und ließ ſeine Beute fallen. Der Stoß ging fehl. Blitzſchnell aber fuhr der ſpitzige Fang des Fuchſes gegen den Adler wie ein ſtechendes Schwert. Der erhob ſich eben wieder mit ſchwerem Flügelſchlag und der Fuchs erhaſchte nur einige Federn von der Bruſt des Gegners.

Vor ſchnellt er mit aller Kraft, auf jenes Geſtrüpp, das nur wenige Schritte weit iſt und ſichere Deckung gewährt. Da iſt der Gewaltige wieder über ihm, ſchleudert ihn zur Seite mit einem Flügelſchlag, daß der Fuchs über die Kieſel rollt und ſein weißes Gebiß klappend in die Luft fährt. Ehe er ſich aufraffen kann, hat der Aar zugepackt, ſteht auf ihm und rudert heftig mit den Schwingen, um das Gleichgewicht zu erhalten.

Wie ein Wurm windet ſich der Fuchs, ſtumm, um dieſen furchtbaren Händen zu entkommen. Aber da hilft wohl nichts mehr. Einer der rieſenhaften Fänge hat tief in die Bruſt des Fuchſes gegriffen. Der andere aber umſchließt eiſern den Kopf und den Unterkiefer, ſo daß der Fuchs nicht mehr beißen kann, und eine der meſſerſcharfen Waffen hat ſich tief in das Auge geſenkt. Geblendet iſt das Opfer und wehrlos.

Nun hebt ſich der Adler, ſtreicht ein Stück niedrig über dem Boden. Es iſt aber noch zu viel Leben in der Beute.

Mit einemmal beginnt der Fuchs ſich zu winden und mit den Läufen zu ſchlagen, zuckend ſeinen Körper zuſammenzuziehen und zu ſtrecken. Der Adler ſetzt wieder auf den Boden, wenige Schritte vor mir. Lange ſteht er mit offenen Flügeln, ſchwankend und ſich auf Stoß und Schwingen ſtützend. Immer noch umſchließen die Fänge eiſern den Fuchs, der lange Zeit regungslos verharrt, dann wieder in verzweifeltes Zucken verfällt und mit der Rute ſchlägt. Dunkler Schweiß rinnt aus vielen Wunden und färbt das Gras. Nun ſtreckt er die Läufe ſteif von ſich. Jetzt iſt es aus, denke ich.

Aber dann kam, was furchtbar war und mir das Herz umdrehte in der Bruſt. Ich werde das nie vergeſſen.

Der Fuchs ſchrie.

Ich habe die Füchſe keckern gehört, wenn ſie in der Ranzzeit hinter den Fähen her waren und ſich um ſie balgten. Ich habe gehört, wie ſie Laut gebend ein heiß begehrtes Wild hetzten. Ich habe auch gehört, wie ſie in finſteren Froſtnächten heulten, langgezogen und kläglich. Aber ich habe nie vorher einen Fuchs ſo fürchterlich ſchreien gehört, wie dieſen.

Ich weiß, daß der Fuchs vor Schmerz oder aus Angſt faſt nie klagt. Stundenlang hält er aus, vom grauſamen Schlageiſen gemartert, ohne einen Laut. Stumm ſieht er den Menſchen kommen und tapfer erleidet er den Tod, ohne Klage.

Aber dieſer Fuchs ſchrie. Es war ein dumpfer, quäkender Laut aus einer tödlich verwundeten, zuſammengekrampften Bruſt; aus einem Mund, der eiſern verſchloſſen war

von der Klaue des Todes. Es war nicht laut, aber gequält und quälend, gepreßt und unendlich jammervoll.
Der Fuchs ſchrie.
Der Adler lockerte nicht den Griff um den Kopf. Aber er löſte den Fang, den er in die Bruſt geſchlagen hatte, ſchlug ihn daneben ein, krampfte ihn zuſammen wie eine Fauſt, ließ los und ſchlug noch einmal und wieder. Aus zwanzig neuen Wunden floß Blut.
Ich hockte im Schilf mit einem dumpfen Druck im Kopf. Mein Herz pochte laut und kalter Schweiß ſtand mir auf der Stirn. Die Sonne ſtieg über das Schilf und der Fuchs lebte noch immer. Er ſoll nicht mehr ſchreien, nur nicht mehr ſchreien! dachte ich.
Er ſchrie noch und es war furchtbar.
Ich hatte den Pfeil aufgelegt und die Sehne geſpannt; wußte nicht, wohin ich ſchießen ſollte. Auf den Adler, daß er den Fuchs ließ, der ſchon mehr tot war als lebendig, oder den Fuchs durch den Kopf, damit es endlich aus war?–
Miſch dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen! ſagte ich zu mir. Was hier geſchieht, geſchieht tauſendmal an jedem Tag und hundertmal in dieſem Augenblick.
Plötzlich ſchrie der Adler hell und gellend auf, daß es widerhallte von den Rohrwänden und über das Waſſer. Leicht hob er ſich empor mit ſeiner Beute, die ſchlaff in ſeinen Fängen hing. Blut troff von ihr aus der Luft.
Ich habe nachher die Beute des Fuchſes im Gras gefunden: drei junge Kiebitze. Was den Adler veranlaßt haben mag, die ſtarke und wehrhafte Beute zu ſchlagen

zu einer Zeit, wo es überall wehrloses Jungwild gibt im Überfluß? Was hat den Fuchs verleitet, am lichten Tag über die freie Fläche zu gehen statt durch das schützende Rohr? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich ist, daß in einem Fuchsbau junge Füchse nach der Mutter jaulten, die nicht kam. Immer schwächer und leiser jaulten, bis sie verhungert waren. Die Natur will keine Jungen von einer Fähe, die bei lichtem Tag über eine freie Fläche geht! –

Die Natur ist furchtbar! Die Natur ist grausam. Unbarmherzig straft sie jeden Fehltritt, jede Unvorsichtigkeit, jedes kleine Versehen und jede unbedeutende Vergeßlichkeit; jede Unaufmerksamkeit, jedes unentschlossene Zaudern, jede Trägheit und jede Schwäche. Und sie kennt nur eine Strafe: den Tod! Auch das ist eines jener großen Gesetze, daß auf jeden Fehler das Übel folgt. Ein unerbittliches, ehernes Gesetz, ein Gesetz der Härte! Überall ist sie: in der Glut der Sonne und im schneidenden Frost; in der alles durchdringenden Nässe und in der Trockenheit; in den steigenden, reißenden Wassern und im wirbelnden Sturm; im Heulen der Wölfe wie im Lauern der Spinnen; im spähenden Auge des Habichts und im Rachen des Hechts, im Summen der Bremsen und im Gewimmel der Krankheitskeime. Wehe dem Schwachen!

Diese Härte fordert von allen immer wieder nur eines: Arbeit. Die Ungunst des Winters zwingt die Zugvögel zur großen Reise. Wieviele gehen zugrunde dabei! Hunger zwingt den Wolf zur Wanderung über Land, Hochwasser jagt das Getier auf die Anhöhen. Trockenheit treibt die Lurche an, sich im Schlamm zu vergraben zum

Sommerſchlaf. Und der Tod, der in tauſenderlei Geſtalt umherſchleicht, im Waſſer, in der Luft, im Dunkel der Au und im kniſternden Gras, zwingt das Tier, in jedem Augenblick ſeines Daſeins aufmerkſam in der Runde zu ſichern, den Wind zu prüfen und jedem Geräuſch zu lauſchen, auf die leiſeſte Erſchütterung des Bodens zu achten; regungslos und ohne Atem zu verharren, damit der Feind es nicht eräugt, oder flüchtig dahinzujagen, um ihm zu entgehen. Da iſt ſtändige Anſpannung und Wachſamkeit, Selbſtbeherrſchung und federnde Kraft.

Gefahr! Bedrängnis! Not! Wie drohende Geſpenſter umſchatten ſie alles Leben vom erſten bis zum letzten Augenblick des Daſeins. Geſetz der Härte! Es ſcheint grauſam, aber es iſt Güte in ihm. Härte ſteigert die Leiſtung. Härte iſt die Mutter der Kraft. Ohne Härte wäre kein Leben mehr auf der Erde.

Dieſe treibende und dieſe hemmende Not, dieſe Beſchränkung und Begrenzung in allen Dingen, dieſer Zwang zur Beſcheidenheit, zum Kleinſein, zum Einfachſein, gilt gleich für alle! Da gibt es keinen, der ſich zu retten vermöchte. So wird der Starke immer ſtärker, der Schwache aber, der den Zweck ſeines Daſeins nicht erfüllt, muß ſterben!

Auch im Wald iſt Härte; im dichten geſchloſſenen Beſtand, der ſo wenig Sonne durch läßt. Und doch ſind da ſo viele, die niedrig auf dem Boden wachſen und die Sonne brauchen! Klein und kümmerlich leben ſie von den Sonnenflecken, die die Großen, die Mächtigen, ihnen gönnen, erfüllt von der großen Sehnſucht nach Sonne,

die nie endet und nie erfüllt wird. Hat aber der Sturm einen der Großen geworfen, ſo ſchnellt das Leben hoch in den vielen Unterdrückten wie eine entſpannte Feder, quillt auf und es beginnt ein irrſinniges, hungriges Rennen nach dem Licht. Wehe, wenn einer zurückbleibt! Wehe, wenn die Kronen der Schnelleren ſich über ihm ſchließen! Abgeſperrt iſt er vom Leben, eingeengt wird er und eingezwängt. Unten nehmen die Starken ihm die Säfte, oben das Licht. Früher als alle anderen hat er gelbe Blätter im Herbſt. Früher als alle anderen hat er die erſten dürren Zweige und kahl und verwittert ragt ſein Leichnam, wenn die anderen auf der Höhe ihres Lebens ſtehen, – ſo lange, bis die Käfer und der Wind ihn ſtürzen.

Manchmal fällt einer der Großen mitten im Leben, einer von denen, deren Kronen das hohe Dach bilden und deren Blätter hoch über der Erde im ungetrübten Glanz der Sonne baden. Dann iſt plötzlich ein vieleckiges Loch von unregelmäßiger Geſtalt in das Kronendach geriſſen, bei dem der Himmel hereinſieht und ich habe bemerkt, daß dieſes Vieleck immer ſo viele Seiten hat, wie Nachbarbäume um den Gefallenen ſtehen. Immer zwiſchen zwei Wipfeln iſt die Linie gebrochen. Ich erkenne, daß hier gerade Grenzen ſind zwiſchen dem einen und dem anderen, klare Teilung der Gebiete: bis hierher und nicht weiter darfſt du deine Zweige ſtrecken! Bis hierher iſt mein der Raum und mein das Licht! Wo viele nebeneinanderleben, kann nicht jeder ſo wie er will. Da muß er ſich den Geſetzen unterordnen, die für alle gelten.

Da muß er den Nächſten achten und auf ihn Rückſicht nehmen.

Aber klare Grenzen ſind nur dort, wo die Nachbarn gleich ſtark ſind. Wenn einer ſchwächer iſt und ſeinen Platz nicht zu behaupten vermag, ſo engen die anderen ihn ein, ſtrecken ihre Zweige und Wurzeln vor in ſein Gebiet, nehmen ihm Licht und Nahrung, zerdrücken ihn zwiſchen ſich. Der Stärkere hat recht!

Freilich ſteht auch ſo mancher allein und hat Licht und Sonne von allen Seiten. Keiner beengt ſeinen Wurzelraum. Er hat es beſſer. Aber er iſt auch allein im Sturm und keiner iſt da, der ihn ſtützt.

So iſt auch hier der Kampf, der Kampf ums Leben, der den Schwächeren tötet und die Kräfte des Stärkeren vervielfacht.

Und wie im alten Holz iſt es überall, wo es grün iſt: auf den Sandbänken mit dem erſten Weidenanflug, auf den Wieſen und im Rohr. Ein Geſetz, ein einziges, großes Geſetz: Härte!

Nein, man lebt nicht zum Vergnügen. Und doch lebt ein jedes gern und ſchützt und fürchtet ſich vor dem Tod! Aber vieles, das hart iſt, empfindet das Tier nicht ſo, denn es kennt nichts anderes. Es hat keine Möglichkeit zu vergleichen und iſt auch nicht fähig dazu. Daß der Hunger es zur Arbeit treibt, empfindet es nicht hart. Das Tier arbeitet gern, darüber kann kein Zweifel beſtehen. Nicht belaſtet, gequält und überbürdet kommt es ſich vor.

Zudem macht die Natur dem Tier das zum Vergnügen,

was es braucht und ihm nützt, so daß das Tier vieles selbst tut, ohne inneren Trieb, nur, weil es ihm angenehm erscheint. Sie macht dem Tier die Witterung und den Anblick der Nahrung lockend. Sie läßt es die Wärme und das Licht angenehm empfinden, damit das Tier die Sonne sucht. Und sie pflanzt ihm die Liebe zur reinigenden und heilenden Wirkung des Wassers und des Schlammes ein, damit es sich badet und suhlt. Schließlich sehe ich bei jedem Tier, wie es sich an seiner eigenen Kraft und Beweglichkeit freut; das Jungtier springt und läuft gern, spielt und balgt sich mit seinesgleichen. Das macht ihm bestimmt Vergnügen. Man sieht es ihm an. Es ist notwendig, da es die Muskeln und die Knochen stärkt, das Wachstum fördert und das Tier lebenstüchtig macht. Aber auch das alte Tier hat Freude an der Fortbewegung, am Gehen und Laufen, am Kriechen, Schwimmen, Klettern und Fliegen. Wie oft sehe ich die Fische springen nur aus eitler Lust, oder die Raubvögel segelfliegen, mit regungslosen Schwingen sich im Aufwind baden und im Sonnenglast.

Die Natur macht ihren Geschöpfen das zur Freude, was ihnen Kraft gibt. Nur der Mensch ist so klug, Freude zu finden an dem, was ihn schwächt. Daß es niemals zu viel wird, daß es immer wieder neu ist und schön, das sind die Kennzeichen des natürlich bedingten und natürlich begrenzten Vergnügens. Es stärkt den Einzelnen und die Art.

Auch ich habe gern gearbeitet. Die Arbeit war mir eine

Selbſtverſtändlichkeit, weil ſie notwendig war zu meinem Leben. Je mehr Anſtrengung ſie von mir forderte, um ſo mehr freute ich mich meiner Kraft. Mehr noch! Die Arbeit iſt mir innerer Halt geweſen in allen Dingen. In allen Schwankungen der Seele war ſie mir Ausgleich und Regler. Wie hätte ich ſonſt die langen grauen Wochen des Winters zugebracht oder die Zeiten des Regens und der Stürme, wo ſich die Freudloſigkeit des Tages dem Untätigen mitteilt und ihn kraftlos macht und trübe?

Ich bin ſtill zu Hauſe geſeſſen, emſig und froh; habe in tagelanger, immer gleicher und gemeſſener Bewegung meine ſteinernen Werkzeuge geſchliffen; Werkzeuge aus rohem Stein geſchlagen, ſcharfe Meſſer, Speer- und Pfeilſpitzen und die halbrunde kleine Steinſäge. Ich habe Löffel und Schaber geſchnitzt, Teller und ungefüge Schalen; Werkzeuge in Holzgriffe geſchäftet oder in Stücke von Hirſchgeweih.

Der Gleichtakt der Arbeit, das Schaben und das Schlagen, war mir Begleitung zum Spiel der Gedanken, das mir die Weile einförmiger Arbeit kürzte, oder Rhythmus zur Muſik, die in mir war.

Ich habe wochenlang den Holunderſtab gedreht, bis das Loch durch war in der Steinaxt. Eiſenfeſt habe ich dann den Stiel hineingekeilt und hatte ein gutes und dauerndes Werkzeug. Damit habe ich die Ulmen geſchlagen, weit unten am langen Waſſer, habe ſie von dort hergeſchleppt, Stück für Stück; habe ſie behauen und mit den ſteinernen Vorſetzkeilen Pfoſten daraus geſpalten, bis die Axt zer-

ſprang und ich wieder bohren und ſchleifen mußte von Anfang an.

So iſt in zweijähriger Arbeit mein Blockhaus gewachſen, ſteht nun da, feſt im Viereck, mit einer Tür und einem Fenſter, einem Bett, einem Tiſch und einem Seſſel. Mit einem Herd in der Ecke und einem Rauchfang. Der Acker iſt daneben auf dem freien Platz, wo der Sturm die drei Rüſtern geworfen hat, mit einem feſten Zaun. Darin habe ich Sauerampfer angebaut und Löwenzahn, wilden Kümmel und Diſteln, Linſen und Kartoffeln, Kukuruz und Gerſte.

Das kam ſo. Ich war am Strom geweſen. Es war ein grauer Tag. Steifer Wind wehte gegen die Strömung und warf braune Wellen mit weißen Kämmen. Die Enten ſtrichen niedrig. Ich war dort, um die alten Stellen wieder zu ſehen. Die Sandbank, die verhängnisvolle, war nicht mehr. Wo damals der Strom zog in ſeinem Hauptbett, war ſtilles Waſſer mit vielen neuen Inſeln. Weidenanflug grünte darauf, fünf oder ſechs Jahre alt. Der Hauptſtrom aber war einen halben Tagmarſch weiter öſtlich, in einer neuen Landſchaft. So hat der Strom dort alles über den Haufen geworfen und ich fand nichts Bekanntes mehr. Nur an den alten Bäumen fand ich mich zurecht. Ich wandte mich zum Heimweg.

Da bannte plötzlich etwas meinen Blick und meinen Schritt. Ein ungewohntes Kraut im Unterwuchs, und doch merkwürdig bekannt –

Eine Kartoffelſtaude! Ich befühlte ihre Blätter, die klein und wie verkümmert waren. Da blieb kein Zweifel: es

war eine Kartoffelſtaude. Ich ſuchte die Umgebung ab, haſtig und gedrängt von meinem klopfenden Herzen. Aber es war nichts weiter da. Kein Getreidehalm, kein Maisſtengel.

Hier alſo hatte mein Boot gekentert; oder hatten die Waſſer eine meiner Kartoffeln angetragen. Vielleicht lagen irgendwo ringsum auch meine Werkzeuge zerſtreut, nur leicht überdeckt vom Bodenlaub? Ich ſcharrte hier und dort ein wenig. Das war wohl ausſichtslos. Ich bezeichnete auf alle Fälle die Stämme, um den Platz wieder zu finden. Dann grub ich die Pflanze aus, ſorgfältig wie einen wertvollen Schatz, hüllte ſie in große Blätter und trug ſie heim, labte ſie fürſorglich mit Waſſer, ſo oft der Weg über ein Rinnſal führte. Ich habe ſie eingeſetzt und gepflegt und vermehrt. Ja, ich habe Kartoffeln! Ich kann ſie nicht kochen, da ich keinen Topf habe. Aber ich brate ſie in der glühenden Aſche. Das duftet ſüß und ſie ſchmecken köſtlich. Mir geht es gut.

Einige Körnlein Mais und kleine Linſen, ein wenig Gerſte waren im Kropf einer Ringeltaube, die ich ſchoß. Das war wertvolle Beute geweſen! Ich klaubte die wenigen Körner zuſammen. Nicht alle ſind aufgegangen. Die Verdauungsſäfte mögen die Keimkraft darin zerſtört haben. Ich habe von da an immer eifrig Tauben gejagt und vielerlei Samen gewonnen. Aber es ging nichts daraus auf, oder nur wertloſes Zeug. Ich muß mit dem zufrieden ſein, was ich habe, und bin es.

Unten am Waſſer liegt mein Einbaum. Lange habe ich nach der Weide geſucht, die gerade genug war und die

richtige Stärke hatte. Mühſam habe ich ſie gefällt und zum Hauſe gerollt. Mit glühenden Steinen brannte ich nach und nach die Höhlung aus, mit der Axt nachhelfend. Es iſt ein leichtes, ſchlankes Boot und ſowohl ich als auch mein Hund haben gelernt, darin zu ſitzen ohne zu kentern. Ich habe verſucht, aus Wilddecken, die ich über ein Holzgerüſt ſpannte, ein zweites, größeres Boot zu bauen. Aber ich habe es nicht dicht bekommen. Immer wieder drang das Waſſer zwiſchen den Nähten ein. So ließ ich es.
Ich hatte erſt ein Ruder aus dem Schulterblatt vom Hirſch, das an einem Stiel befeſtigt war. Es iſt aber zu ſchwach geweſen. Nun habe ich ein Paddel aus Holz. Ich habe faſt einen Winter lang daran geſchnitzt.
Jetzt bin ich Herr auf dem Waſſer.

Erneuerung!

Der Kanal iſt lang und eng und wendet ſich einmal ein wenig rechts, dann wieder ein wenig links. Ich habe ihn in tagelanger Arbeit durch das Rohr geſchlagen bis weit hinaus an das freie rinnende Waſſer. Mit kleinen Paddelſchlägen treibe ich mein Boot hindurch. Am Bug ſitzt mein Hund und ſieht aufmerkſam vorwärts.
Sie iſt alt geworden, meine Senta. Ihr gewelltes Haar, das ſeidig glänzend und leuchtend braun war, iſt ſtumpf und dunkel geworden und auf der Rutenſpitze, die ſie ſich im Dickicht kahl geſchlagen hat, werden ihr keine Haare mehr wachſen.

Sie dreht das Haupt und äugt nach mir. Sie fühlt es, wenn ich an ſie denke. Wir verſtehen uns. Wie viele weiße Haare ſie an den Lefzen bekommen hat! Nur die bernſteingelben Augen ſind wie ſie waren, hell und tief und ſagen hundert Worte.

Mein Hund und ich! Wir zwei ſind eins. Wir ſind aufeinander abgeſtimmt in allen Dingen. Er verſteht den Sinn meiner Worte, er deutet jeden kleinen Wink mit den Augen und jede Handbewegung. Wie lange werde ich ihn noch haben? Zwei, drei Jahre, fünf Jahre vielleicht –

Dieſer Hund iſt ein Stück von meinem Leben. Wie wird das ſein – nachher? –

Es iſt ein ſo blauer Tag heute!

Ich treibe in einem langſam ſtrömenden Rinnſal und zu beiden Seiten wandern die grünen Wände des Rohrs. Ich habe Mundvorrat für zwei Tage im Boot. Jedes Jahr um dieſe Zeit bin ich zu einer Kreuzfahrt aufgebrochen. Immer locken mich der Urwald des Rohrs und die grenzenloſe Weite des Sumpfes mit ihrem reichen Leben, das auch heute noch ſo viel wunderbare Geheimniſſe vor mir verbirgt.

Das Rohr tritt weit auseinander und der Blick wird frei über große blanke Waſſerflächen. Oder das Rohr hört auf und ich fahre zwiſchen Grasinſeln und Schotterbänken hin.

Eine Seeſchwalbe ſchwebt über mir wie ein ſchimmernder weißer Punkt im Blau. Langſam ſchwingt ſie ſich fort mit weit ausholenden Schlägen, dreht plötzlich ab, läßt

ſich fallen und rudert wieder hoch. Ihr Schatten gleitet über die Waſſerfläche und über die Köpfe des Waſſerkrauts, die aus der grünen Tiefe aufſteigen zum Licht. Nun rüttelt ſie. Dann ſtößt ſie nieder wie ein Pfeil. Hoch auf ſpritzt das Waſſer. Aber da ſteigt ſie wieder, und wie glitzernde Perlen fallen die Tropfen von ihr. Eben noch zuckte ein kleiner Fiſch in ihrem Schnabel. Jetzt iſt er verſchlungen. Weiter ſchwimmt ſie.

Plötzlich bricht zuckende Härte und Unregelmäßigkeit in ihre ausgeglichene Bewegung. Nieder ſtürzt ſie kopfunter, fängt ſich ab, fällt weiter, gleitet wieder hoch wie ein weißer Blitz und eilt geradewegs davon, was die Schwingen hergeben.

Hinter ihr iſt der böſe Feind: klein, mit ſchmalen ſpitzen Schwingen, dunklen Schaftſtrichen auf der Bruſt und weißer Kehle zwiſchen den ſchwarzen Backenſtreifen.

Ich lege mich mächtig ins Paddel und fahre ihnen nach, ſo raſch ich kann, um zu ſehen. Schon iſt der Falk über ihr, ſetzt an zum Stoß. Schräg abwärts ſchießt er, mit vorgeſtreckten Fängen. Aber die Schwalbe iſt ſchneller. Dicht vor dem mörderiſchen Griff wirft ſie ſich zur Seite, wendet kühn unter dem Feind weg und ſteigt. Auch der zweite Stoß geht ins Leere. Wie ein Stein iſt die Seeſchwalbe in die Tiefe gefahren, den Feind in der Höhe allein laſſend.

So geht es fort. Höher und höher ſteigen ſie, ein weißer und ein ſchwarzer Punkt. Immer weicht die Schwalbe dem Gegner aus mit wunderbarer Geſchicklichkeit. Jetzt ſind ſie vor der großen weißen Wolke und ich ſehe die

Schwalbe nicht mehr; nur den Falken, wie er ſteigt und ſtößt, weitergleitet und angreift. Dann treten ſie über den Rand der Wolke ins Blau und ich ſehe wieder beide.
Der Falke wird müde. Ein bißchen Spiel, ein bißchen Verſagen und Verwehren iſt ganz recht; ſteigert nur die Wonne der Jagd. So kann man aber nicht endlos weiter machen. Man jagt nicht zum Vergnügen! Zudem gibt es andere Beute, die ſich leichter fangen läßt.
Der weiße und der ſchwarze Punkt, die umeinander herumwirbelten wie zwei Körper im All, die Spielbälle der in ihnen ruhenden Kräfte der Anziehung und Abſtoßung ſind, löſen ſich. Nordwärts zieht der Baumfalk und verſchwindet im Dunſt. Die Seeſchwalbe aber ſenkt ſich nieder in ihre Welt des Rohrs und des blauen Waſſers mit den blitzenden Fiſchen, froh ihres Lebens. Noch pocht ihr kleines Herz. Ihr Schatten gleitet über die Erde.
Jungenten ſind vor uns. Mit piependem Geplauder rudern ſie ins Rohr. Die alte Ente aber erhebt ſich, ſtreicht dicht an uns vorbei und läßt ſich plump ins Waſſer fallen; rudert linkiſch und ungeſchickt ein Stückchen, flattert auf und fällt wieder. Mein Hund ſieht ihr erregt zu und denkt, wie man die Flugunfähige wohl fangen könnte!
Laß nur, Alte! Die Turteltauben und die Grasmiegen machen das auch: ſich lahm ſtellen, um den Feind von den Jungen wegzuführen. Wir kennen den Schwindel!
Wieder iſt überall tauſendfaches Leben erwacht aus dem Schlaf der Ungeborenen. Noch einmal hat dieſe Erde uralten Stoff neu belebt, hineingeboren in den ewigen

Kreislauf. In tausend Nestern schlummert es unter Eierschalen, oder es läuft über die Sandbänke und Riedflächen, klein und flaumig, piepsend und suchend, unbewußt und glückhaft das große Wunder der Wärme und des Lichts erlebend, die sorglose Seligkeit des jungen Lebens.

Wie sie sich mühen um ihre Jungen! Drei lange bange Wochen haben sie, die kleinen Flußregenpfeifer, ihre vier Eier betreut, die in der flachen Mulde auf dem warmen Sand lagen und den Kieselsteinen so täuschend glichen, daß selbst die Elstern und Weihen achtlos darüber weggestrichen waren. Nun sind die Kinder da, rutschen mit kleinen Schrittchen über die Kiesel wie hellflaumige Mäuse, piepsen leise und rufen nach den Eltern, die mit aller Liebe und Zärtlichkeit um sie sind, lockend und lehrend und Nahrung bringend. Da taucht ein verdächtiger Schatten auf in der Ferne. Kurz und scharf schrecken die Alten und die vier hellflaumigen Mäuse sind weg, einfach nicht mehr da. Flach liegen sie und regungslos zwischen den Kieseln, zu Steinen erstarrt unter Steinen, und das schärfste Auge kann sie nicht entdecken. Auch hier nichts Genießbares! denkt der Rohrweih und streicht weiter. So kommen sie oft gut durch.

Auch bei den Trielen, den Unsichtbaren, ist jetzt viel Sorge und Arbeit um die Kinder. Auf den Grasinseln aber führen die Mittelschnepfen ihre Jungen über die vielfach verschlungenen Pfade, die sie im hohen Grase ausgetreten haben und die röhrenförmig durchs dichteste Ried laufen. Hier sind sie gedeckt und wohl geborgen, huschen hin und her, blitzschnell wie die Wasserratten.

Mein Boot tritt lautlos aus einer Schilfkuliſſe. Bläßhühner ſind auf einer kleinen ſchilffreien Waſſerfläche. Wie ſie eilig umherſchwimmen, mit zierlichem Kopfnicken! Und immer ſcharen ſich die ſchwarzen Jungen mit den blutroten Köpfen um die Eltern, ihnen nachſchwimmend und mit flüſterndem Piepen um Nahrung bettelnd, welche die Alten aus dem Waſſer fiſchen und in die hungrigen Schnäbel ſtopfen, immer und immer wieder, ſo lang der Tag reicht.

Eräugen ſie mich aber, ſo ſtößt der Vater einen harten kurzen Ruf aus. Einige können ſchon tauchen und verſchwinden blitzſchnell in der Tiefe. Die anderen, ſchwächeren aber drängt die Mutter angſtvoll und haſtig vor ſich her, mit warnenden und lockenden Rufen, ins dichte Schilf. Nur der Vater bleibt noch ein wenig und prüft die Gefahr. Denn er iſt tapfer und ſpringt tollkühn jeden Feind an, der ſich ſeinen Kindern naht.

Auf den großen ſeeartigen Flächen tummeln ſich die jungen Kormorane von der erſten Brut, tauchen und fiſchen. Von ihnen fallen viele den Raubvögeln zum Opfer. Denn ſie ſind unerfahren und leichtſinnig, weil ſie keine Führer und Berater haben. Ihre Eltern ſind bei der zweiten Brut und finden keine Zeit für ſie.

Über allem ſchweben die Wanderfalken, zwei alte und zwei junge. Im Waſſer unter mir ſpielen kleine Fiſchlein, kaum fingerlang, in der Sonne. Ja, neues Leben iſt überall. Immer wieder neues Leben, weil immer wieder Vernichtung iſt allenthalben.

Neues Leben, junges Leben; Erneuerung des Lebens aus

ſich ſelbſt. Das ſteht doch über allem, größer und mächtiger als alle anderen Geſetze. Alles Lebende gehorcht ihm und keines kann ſich ausſchließen. Wie ein wilder Rauſch erfaßt ſie alle, Tier und Pflanze, die Liebe, dieſe höchſte Wonne des Lebens. Aber ſie iſt nicht das wahrhaft Große. Nur Mittel iſt ſie, nicht Zweck. Und was nach kommt, iſt doch immer wieder nur dasſelbe: Arbeit. Arbeit, die oft ſo groß und gewaltig iſt, daß das Tier ſie kaum zu bewältigen vermag.

Allein wie ſie ihre Neſter bauen! Aus Halmen und Wurzeln, Holzteilchen und Zweigen, Federn und Haaren, Spinnweben und Flechten, die ſie mühſam ſuchen und zutragen. Wie da kunſtvoll aufgeſchlichtet wird, gewoben, geklebt und geflochten; feſt in die Aſtgabel geſtellt oder in den Strauch, an die Rohrhalme gehängt, daß der Napf hoch über dem Waſſer ſteht wie ein Pfahlbau; wie werden da Holzſtücke und Schilf und Binſen zuſammengefügt zu einem großen Berg, der auf dem Waſſer ſchwimmt und das Neſt trägt!

Ich habe der Beutelmeiſe zugeſehen. Sie ſammelt die kleinen flaumigen Samen der Pappeln, die der Wind und das Waſſer in einem Winkel zuſammengetragen haben, oder die wolligen Samen der Rohrkolben. Auch die haarigen Früchte der Waldreben nimmt ſie und die Haſenwolle, oder das Haar der Wölfe, das im Frühjahr, nach dem Haarwechſel, büſchelweiſe umherliegt. An der äußerſten Spitze eines Zweiges fängt ſie an und webt und filzt ein Wunderwerk. Wie ein großer eiförmiger Beutel ſieht es aus, mit einer Flugröhre, die an der Außen-

ſeite hinaufführt zum Eingang in das Neſt. Da kommt kein Wieſel hinein und kein Eichhorn. Da iſt es warm und dicht gegen Regen und Sturm. Hin und her wiegt es im Wind.

Und die Uferſchwalben! Dieſe Vöglein mit den zarten Schnäbeln und Füßchen! Sie picken und ſcharren eine lange waagrechte Röhre in das Steilufer, ſchieben den losgearbeiteten Sand rücklings hinaus. Tagelang ſieht man von ihnen nichts als die vielen runden Löcher in der Uferwand und den Sand, der aus dieſem oder jenem in den Wind ſtäubt. Eifrig ſchaffen ſie darin, tief unter der Erde. Wenn ich oben mit dem Fuß aufſtampfe, flattern ſie geängſtigt heraus und erfüllen die Luft mit ihrem Schwirren und Rufen. Oder die Spechte, die im Baum eine geräumige Bruthöhle ausmeißeln. Erſt ſind die Späne klein, weil die Vögel nicht richtig ausholen können in dem noch engen Schacht. Später aber liegen lange, breite Späne unter dem Niſtbaum. Wochenlang arbeiten ſie.

Alle, alle haben Arbeit, die ſichere und warme Stube für ihre Kinder zu bauen. Das Eichhorn und die Zwergmäuſe bauen Neſter, die Häſin ſcharrt eine tiefe Saſſe aus und polſtert ſie mit der Wolle, die ſie ſich vom Geſäuge reißt; und die vielen, die auch ſonſt eine ſichere Wohnung haben, beſſern ſie aus, erweitern und ſichern ſie und tragen friſches Gras und Laub ein.

Da wird viel Großes geſchaffen. Aber das iſt das allerwenigſte. Dann erſt kommen die Jungen, die den doppelten Hunger der Großen haben. Da muß Fraß und

Atzung herbeigeſchafft werden. Da muß doppelt gewagt werden, um doppelte Beute zu machen; aber doppelte Vorſicht muß walten, damit das Elterntier den Jungen erhalten bleibt. Doppelte Vorſicht muß walten; nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern auch für die wehrloſe, ſchutzbedürftige Brut. Wie oft geht gerade in dieſer Zeit ein Elternteil zugrunde und der übrigbleibende muß allein die ungeheure Laſt auf ſich nehmen, die Jungen zu füttern und zu behüten, zu führen und zu erziehen, zu belehren in allen Dingen.

Wenn die Jungen ſelbſtändig geworden ſind, ſo iſt das Leben des Elterntiers nur noch ein Ausruhen von der Anſtrengung des Jahres, ein Sich-Erhalten und Sich-Wahren, um über den Winter zu kommen, ein Sich-Nähren und Kräfteſammeln, um der Aufgabe gewachſen zu ſein, die jedes Jahr neu vor dem Tier erſteht und immer wieder gelöſt werden muß: die Erneuerung aus ſich ſelbſt.

Und je größer die Gefahren ſind, die ein Tier bedrohen, um ſo größer iſt ſeine Aufgabe bei der Erneuerung ſeines Lebens. Denn da werden die Jungen zeitig reif, damit ſie früher zeugen können; da ſind die Würfe zahlreich und folgen ſich ſehr ſchnell, oft mehrmals im Jahr, damit die Lücken ausgefüllt werden, welche die Härte reißt. So entſteht durch Härte immer wieder Härte.

Immer wieder fordert die Natur von allem Lebenden: Zeuge, zeuge, zeuge! ſelbſt um den Preis des eigenen Lebens.

Da gibt es einen kleinen buntſcheckigen Käfer, der zu

vielen Hunderten auf den alten Eſchen lebt. Von außen ſind nur die kleinen kreisrunden Löcher zu ſehen, die er bohrt, und das Bohrmehl, das an der Rinde haftet. Unter der Rinde aber gräbt er in mühſamer Arbeit einen langen waagrechten Klammergang und zu beiden Seiten des Ganges nagt er halbrunde Niſchen aus. In jede legt er ein Ei hinein. Damit iſt ſeine Arbeit beendet, ſein Lebenszweck erfüllt. Er kriecht zurück zum Eingang, ſetzt ſich hier feſt und wartet auf den Tod. Faſt in jedem Bohrloch fand ich den vertrockneten Leichnam des Muttertiers, das im Tode noch mit ſeinem Leib den Zugang zu ſeinen Nachkommen deckt. Die Larven, die aus den Eiern ſchlüpfen, ſtehen vom erſten Tage an vor der erſten Forderung des Lebens: Arbeit. Sie freſſen ſich durch den Baſt und von jeder Einiſche geht ein feiner Gang nach oben oder unten, der breiter wird mit dem Wachstum der Larve, und an deſſen Ende ſie ſich verpuppt. Auch vom jungen Käfer fordert das Leben, ehe er noch die Luft dieſer Welt geatmet und ihr Licht geſehen, ehe er noch einen Biſſen Nahrung zu ſich genommen hat, Arbeit. Von der Puppenwiege aus muß er ſich durch die Rinde den Weg bahnen in die Freiheit. Dann bringt er ſich beſcheiden durch den Herbſt, von tauſend Gefahren bedroht, verfällt in die Winterſtarre, und wenn ihn im Frühjahr der erſte warme Sonnenſtrahl weckt, ſucht er ſich ein Ehegemahl und beide beginnen von neuem das große Werk, erfüllen die Pflicht der Erneuerung ihres Lebens, die ſie mit ihrem Eigenleben bezahlen.

So iſt es faſt überall in der Welt der Kerbtiere. Erneue-

rung des Lebens und Tod – das ist eins. Ich habe die Mistkäfer beobachtet unten auf der Biberwiese. Sie schleppten ein Stück Wildlosung. Das Weibchen legte ein Ei hinein. Dann rollten die beiden Gatten den Dungteil auf dem Boden hin und her. Einer zog daran mit den Beinen, der andere schob mit dem Kopf, und umgekehrt. So wurde eine kleine Kugel daraus. Sie gruben eine Röhre und versenkten die Kugel in die Erde. Einer der Käfer kroch davon und verlor sich im Gras. Der andere aber blieb an jener Stelle sitzen und als ich am Tag darauf hinsah, war er tot. Wahrscheinlich hatte der andere nur ein Versteck gesucht, um dort zu sterben. Ist das nicht, als würden die beiden Käfer ihre ganze Lebenskraft bei ihrer schweren Arbeit ausschöpfen, um sie auf das neue, verjüngte Leben zu übertragen?

Und die Eintagsfliegen, die auf dem Hochzeitsflug über das Rohr schwirren wie eine flimmernde Wolke und nachher sterben! Sie haben keine Freßwerkzeuge. So schafft die Natur diese Geschlechtsform aus der geschlechtslosen Larve nur, um die Gatten zu vereinen, um den Bestand der Art zu sichern. Sie sollen fliegen und zeugen, sonst nichts! Die Erneuerung ist wichtiger als Fressen.

Das natürliche Sterben nach der Fortpflanzung macht mir eines klar: daß der Zweck des Einzelwesens mit der Erneuerung seines Lebens erfüllt, das Ziel seines Daseins erreicht ist.

Wenn aber der Sinn des Einzelwesens in dieser Erneuerung aus sich selbst liegt, in der verjüngten und ge-

beſſerten Auferſtehung ſeiner ſelbſt, in der Übertragung der eigenen Lebenskraft auf ein neues Geſchöpf, dann kann nicht das Einzelweſen Sinn und Ziel der Schöpfung ſein, ſondern nur die Geſamtheit aller Weſen, die, weil ihr Daſein zeitlich zu eng begrenzt iſt, ſich fortlaufend aus ſich ſelbſt verjüngen müſſen, um jenes Große zu erhalten, das dauern ſoll und demnach Sinn des Lebens iſt: die Art.

Das Leben des Einzelweſens iſt wie das kurze, einmalige Aufglühen eines Funkens im nächtlichen All; wie der Bruchteil eines Augenblicks in den unfaßbar großen Zeiträumen der Entwickelung. Das Ziel dieſer Entwickelung kann nicht ſo klein ſein. Das Ziel jenes gewaltigſten Wunders, der Lebenswerdung, kann nicht ein Geſchöpf ſein, das in einer Sekunde ſtirbt, nachdem es in einer Ewigkeit geworden iſt.

Und es wären ja auch die Geſetze des Lebens nicht verſtändlich, nicht einheitlich, wollte man ſie nur auf das einzelne Tier beziehen. Die Natur ſchenkt einem Tier alle Gaben, um es heil durch die Anfechtungen des Lebens zu bringen. Dem Gegner aber verleiht ſie alles, um jenes Tier trotzdem zu finden, zu ſehen, zu erjagen und zu töten. Erſt auf die Art bezogen erhält alles Sinn und Bedeutung. Und ich verſtehe auch, warum das Einzeltier allen Härten des Lebens unterworfen ſein muß: damit es untergeht, wenn es ſchwach iſt und die Art von ſeiner Laſt befreit; aber beſteht, wenn es ſtark iſt. Seine Kraft iſt die Kraft der Art.

Die Natur ſchützt das Einzeltier nur ſo lange, als es

der Art nützt. Wenn es seine Kraft an einen neuen Lebenskeim weitergegeben hat, kann es sterben. Es hat seine Schuldigkeit getan. Wenn ein Tier alt geworden ist und seine Kräfte verbraucht hat, wenn es unfähig geworden ist, neues Leben zu zeugen, so fallen ihm die Zähne aus. Das heißt: Du bist unnütz. Du sollst nicht mehr fressen. Das heißt: Du mußt sterben!

Nur den Gesunden und Starken liebt die Natur!

Warum klagt der Hase, wenn er krank ist, daß es weit durch die Frostnacht schallt? Besser wäre ihm, er würde schweigen! Denn der Fuchs lauscht auf den betörenden Sang und der Wolf, die Katze schleicht ihm nach und die Marder und Iltisse machen sich auf die geschmeidigen Branten. Und der Waldkauz streicht lautlos einher über den Wipfeln. Sterben soll, wer krank ist. Die Natur ist grausam. Aber sie ist auch barmherzig: kein Tier soll lange leiden.

Nur der Mensch erfand die Güte, die hoffnungslose Qual jahrelang behütet.

Die Gesetze der Arbeit und Härte sind klein gegen dieses. Das Geschöpf soll arbeiten, um sich selbst zu erhalten. Es soll leiden, um stark zu sein. Es soll beides, damit die Art besteht, die sich aus ihm erneuert. So ist mir der Sinn des Einzelwesens klar geworden. Was ist nun aber der Sinn der Art, der Sinn des Lebens und der Welt überhaupt? Wo ist da die letzte, höchste Erfüllung?

Es ist immer das gleiche. In welcher Richtung ich den Weg der Gedanken einschlagen mag, immer komme ich

an einen Punkt, wo der Weg verſperrt iſt durch einen Zaun, den ich nicht überſteigen kann. Und ich glaube, es wird immer ſo ſein, ſolange die Menſchheit lebt. Man wird beſtenfalls dieſen Zaun ein wenig verrücken können. Aber er wird bleiben.
Das iſt gut. Denn dort, wo der Menſch aufhört, beginnt Gott.

Und alles Gute...

Das iſt ein wonneſames, ſtilles Gleiten in die blaue Weite zwiſchen Himmel und Erde, die geheimnisvollen Urwälder des Waſſerkrauts unter mir, die ziehenden Wolken über mir im unendlichen Raum. Geheimnis, ja, ewiges Geheimnis iſt überall!
Es geht gegen Tagmitte. Ich trinke mit tiefen Atemzügen dieſe wunderbar durchſonnte Luft, die nach Waſſer duftet. Es iſt ſtill. Nur mein Paddel plätſchert leiſe, ab und zu. Die ferne Au, welche die Sicht von meinem Haus über das Rohr begrenzt wie eine zarte blaue Linie, iſt nur eine ſchmale Inſel. Dahinter geht der Sumpf weiter, unermeßlich wie ein blaugrünes Meer.
Solcher Inſeln gibt es viele, weit draußen. Sie ſind nicht groß, haben nur einige hundert Bäume, Weiden und Pappeln, die verkrüppelt und ſtruppig geworden ſind im lebenslangen Kampf mit dem Wind, der immer über die großen freien Flächen weht. Auf dieſen Inſeln horſten die Reiher.
Von weitem ſchon höre ich den verworrenen Lärm ihres

Treibens und ein anhaltendes Prasseln, als ob ein nie endender Hagel durch die Äste bräche und dumpf auf den Boden schlüge. Das ist der fortgesetzte Kotregen der Jungvögel, das Fallen der halb verzehrten Beute, und wenn ein dumpfes Plumpsen dabei ist, so ist ein Jungreiher aus dem Horst gefallen.

Dann sehe ich sie: wie wundervolle große Blüten hocken sie auf den Gipfelästen, weiß und gelb, blaugrau, rötlich schimmernd und rauchschwarz; wirbeln durcheinander, streichen ab und zu in steter Bewegung und unter tausendstimmigem Rufen, Schimpfen und Plaudern. Sie lassen mich nahe heran, fast bis unter die Horstbäume. Ich habe ihnen nie etwas getan und sie vertrauen mir. Alles an diesen Bäumen ist weiß übermalt vom kalkhaltigen Harn der Vögel: die Horste und das Astwerk, das Laub, die Baumschäfte. Der Boden ist mit zerbrochenen Eierschalen, faulenden Fischen und toten Jungvögeln übersät, mit zertrümmerten, vom Wind herabgeworfenen Horsten und anderem Unrat. Ich bleibe im Boot, denn ich könnte nicht unter diesen Bäumen durchgehen, ohne über und über weiß und grün bekleckst zu werden. Auch der Pestgeruch, der von den vielen verwesenden Stoffen ausgeht, hält mich fern.

Zwanzig, dreißig und mehr Horste sind oft auf einem Baum. Auf den stärkeren Ästen stehen die großen Horste der Fischreiher. In der Mitte der Wipfel, dicht daneben, auf den Rand der Fischreiherhorste gestützt, die kleineren Horste der Nachtreiher. Hoch oben im dünnen Gezweig schwanken die durchsichtigen Nester der Seiden-

reiher und der Purpurreiher. Jungvögel auf allen Stufen der Kindheit ſitzen darin oder auf den Rändern und den benachbarten Zweigen. Andere, die älter und kühner ſind, ſteigen munter in der Krone ihres Heimatbaums umher, drehen ſich nach allen Seiten und ſchauen nach den Atzung bringenden Eltern aus; ſpielen und necken ſich und ſperren mit heiſerem Gekrächz den großen roten Rachen weit auf, wenn ein ungebetener Nachbar ihnen zu nahe kommt. Aber es ſind auch Horſte da, in denen noch die Weibchen auf verſpäteten Gelegen ſitzen.

Ich bin verwirrt und benommen von dem unausgeſetzt in die Ohren gellenden tauſendſtimmigen Schreien, Achzen, Knarren, Knurren und Kollern, von dem vielfarbigen Gewimmel der Vögel vor meinen Augen. Manchmal wird es ruhiger für einen kurzen Augenblick. Dann ſpringt irgendwo wieder ein lauter Ruf hoch und alle übrigen fallen mit voller Stimme ein.

Von allen Seiten, hoch über dem Rohr im Blau des Himmels oder niedrig über das Waſſer kommen die Alten zu ihren Horſten, die Kröpfe vollgeſtopft mit Fiſchen und Fröſchen und dem vielförmigen Kleingetier des Sumpfes, und auch die Nachtreiher, die ſonſt nur in der Nacht jagen gehen, müſſen jetzt das Licht des Tages nutzen, um den kaum zu ſtillenden Hunger ihrer Jungen zu befriedigen. Mit quackenden Rufen im tiefſten Baß oder ſchneidendem Krächzen verkünden die Eltern den Kindern ihr Nahen und ſofort erhebt ſich aus allen Horſten Ziepen, Pfeifen und Meckern und allenthalben tauchen die weit geöffneten Schnäbel der Jungvögel über den Rändern der

Horſte auf. Gierig ſchlingen ſie die Atzung hinunter, die ihnen die Eltern in den Schlund ſtopfen.
Mit einemmal ſteigt der Tumult zu einem einzigen quirlenden, ſich überſchlagenden Aufſchrei. Zwei Nebelkrähen ſind plötzlich da. Ein Ei faßt die eine aus einem unbewachten Horſt, einen Jungreiher die andere, vor den Augen der Eltern, und ſchon ſind ſie davon. Einige Reiher wollen den Dieben nach. Kaum aber haben ſie ihre Horſte verlaſſen, ſo tauchen wieder Krähen auf, unbekannt woher, holen ſich Beute aus den unbewachten Horſten und fliehen. Das Geſchrei iſt zu einem ſchrillen, alle Begriffe überſchreitenden Mißton geworden, der mich ſchmerzhaft die Stirn zuſammenziehen läßt.
Aber auf einmal iſt alles ſtill. Ruhe iſt mit einem Schlag, die unglaublich, unnatürlich wirkt. Nichts rührt ſich mehr. Die Jungvögel haben ſich platt in ihre Horſte gedrückt. Ich ſehe ſie nicht mehr. Einige Altvögel bleiben in den Bäumen ſitzen und äugen ſcheu empor, andere laſſen ſich blitzſchnell von ihren Aſten fallen und ſtreichen eilig davon.
Der Seeadler iſt vorübergezogen. Aber er will nichts von den Reihern. Dort fliegt er weiter über dem Rohr, wo das laute Geſchnatter der Enten und Gänſe ebenſo plötzlich verſtummt. Dann erheben ſich auf ſeinem Weg in einer Wolke, die nach Tauſenden zählt, alle Bewohner des Sumpfes in die Lüfte. Sie wiſſen, daß der Adler ſtreichende Beute nicht leicht ſchlagen kann.
Groß und weiß leuchten aus der Schar der Aufgeſcheuchten die ſchimmernden Leiber der Edelreiher, die dort

drüben – ich weiß es – ihre ſchwimmenden Horſte haben. Ich war einmal dort. Es war der beſchwerdenreichſte Tag meines Lebens. Ich zweifelte, je wieder aus dieſem heimtückiſchen Moraſt herauszukommen und feſten Boden unter den Füßen zu haben. Kein Waſſerlauf führt dorthin und ich mußte mein Boot durch einen unentwirrbaren Urwald von altem und neuem Rohr zwängen oder über kleine freie Waſſerflächen ſchieben, die von Waſſerpflanzen ſo überwuchert waren, daß mein Boot daran hängenblieb und ich nicht vor- und nicht rückwärts konnte. Dann wieder kam bodenloſer Schlamm, in dem ich ſtecken blieb. Das war ein böſer Ausflug! –

Wieder ſchwillt der Lärm über mir an wie eine Brandungswelle. Ein Milan hat ſich herangeſchlichen, unbemerkt von den vielen, und greift frech einen jungen Fiſchreiher vom Aſt. Einer von den Alten ſitzt daneben. Aber der Milan weiß, daß er dies trotzdem ſeelenruhig tun kann. Der Alte rückt ein wenig abſeits, entfaltet halb die Schwingen, öffnet den Schnabel und knurrt den Feind an. Das iſt alles. Ein einziger Schlag mit den ſtarken Schwingen könnte den Räuber abwehren, ein Stoß mit dem ſpitzen Schnabel vielleicht töten, das Kind retten. Aber er tut nichts dergleichen. Untätig ſchaut er dem Räuber nach und fügt ſich ergeben in ſein Schickſal.

Nur einige Nachtreiher haben ſich aufgeſchwungen und verfolgen ſchreiend den Feind. Aber ſie kehren bald zurück. Es iſt ihnen nicht Ernſt damit. Ohne Gegenwehr laſſen ſie ſich ihre Eier und Jungen nehmen und alle Raubvögel ringsum wiſſen, daß hier leichte Beute zu machen iſt.

Aber nur bei den Reihern iſt es ſo. Alle anderen werden zu ſtreitbaren Helden, wenn ſie Junge haben, wären ſie auch klein und ſchwach und ſonſt ihr Leben lang ſcheu und furchtſam. Daß der große wehrhafte Kranich und der ſtolze Schwan bedenkenlos auch den ſtärkſten Feind anſpringen, iſt nicht weiter verwunderlich. Aber auch die Gänſe und Enten, die Bläßhühner und Haubentaucher, die Rohrdommeln und all die vielen bis hinab zum winzigen Bruchhühnchen kämpfen auf Leben und Tod, wenn es um das Wohl und Wehe ihrer Jungen geht und wie oft mögen die tapferen Vögel in dieſem ehrenhaften Kampfe fallen und ihre Kinder unverſorgt zurücklaſſen!

Ich denke noch daran, wie mich das kleine Waſſerläuferchen beſiegte. Erſt ſchwirrte es meinem Hund um den Kopf und haßte auf ihn, dann war es plötzlich über mir, kaum handtellergroß, ſchrie ſchneidend und ſtieß mir heftig ins Geſicht. Nur mit der Hand, die ich gefühlsmäßig zur Abwehr hob, konnte ich den zweiten Stoß abfangen. Ich war ganz verdutzt und wir haben ſchleunigſt das Feld geräumt.

Auch mit den Möven habe ich einen Strauß auszufechten gehabt. Auf den kleinen flachen Grasinſeln bauen ſie um die Zeit der Sandmorcheln ihre Neſter. Dieſe Inſeln ſind nicht mehr grün. Neſt an Neſt iſt dicht nebeneinander, von einem Ufer zum anderen, und die Eilande ſind ſchimmernd weiß von den Unzählbaren, die auf den Eiern ſitzen, alle nach einer Richtung, ſonſt haben ſie nicht Platz. Ich betrete dieſe Brutſtätten jetzt nicht mehr. Still laſſe ich mein Boot vorübergleiten. Die Vögel drehen neu-

gierig die Köpfe nach mir. Ich ſtöre ſie nicht. Anfangs aber mußte ich alles wiſſen und nahe beſehen und bin auch auf dieſen Inſeln gelandet. Die Möven erhoben ſich mit ohrenbetäubendem Geſchrei und in wenigen Augenblicken war die ganze nach Tauſenden zählende Schar über mir wie eine flimmernde, durcheinanderwirbelnde Wolke, welche die Sonne verbarg und ſich drohend auf mich niederzuſenken ſchien. Immer wieder ſtießen aus ihr einzelne herab, glitten mir haarſcharf am Geſicht vorbei, ſchrien mir gellend in die Ohren und ſtreiften meinen Kopf mit den Schwingen. Heftiger noch war der Angriff auf meinen Hund. Auf ihn ſtießen ſie tollkühn wie die Falken, hackten nach ihm und zupften ihn von allen Seiten. Erſt ſchnappte er wild und planlos nach den kecken Angreifern, die ihm dicht vor der Naſe herumhuſchten. Ich konnte es ihm nicht verübeln, daß er ſchließlich die Rute einzog und mit zurückgelegten Behängen floh. Ich ſprang ins Boot und wir fuhren eilig davon, immer noch von einem Schwarm kreiſchender Vögel verfolgt.

Um die Zeit, zu der die Kiebitze Eier oder Junge haben, meide ich die Riedwieſen und mache einen großen Bogen herum. Denn gleich iſt ein Pärchen da, das uns tollkühn angreift und durch ſein Kampfgeſchrei alle Kiebitze im Umkreis herbeiruft. Immer neue kommen dazu und ſchließen ſich dem Angriff an. Da hilft dann nichts als raſch wieder zu verſchwinden.

So iſt es bei allen. Wie tapfer die furchtſame Häſin ihren Satz verteidigt gegen die andringenden Krähen! Und wie die Rehgeiß den ſchleichenden Fuchs abſchlägt!

Ich habe noch nicht verſucht, der führenden Bache einen Friſchling zu nehmen oder dem Elchtier ſein Kalb. Ich werde es auch nicht tun, denn der Ausgang des Kampfes, der darauf folgen würde, wäre zumindeſt zweifelhaft.
Zweierlei erſehe ich daraus: den Tieren iſt wohl bekannt, daß viele ſchaffen, was einer nicht vermag; daß viele Schwache einen Starken beſiegen können.
Wie ſtark müßten erſt viele Starke ſein!
Zum anderen, daß mit der Erneuerung des Lebens Tugenden im Tier erglühen, die es ſonſt nicht hat: Mut, Tapferkeit, Aufopferung.
Hier iſt die Wurzel des wahren Heldentums!
Aber das iſt nicht alles. Höchſte ſeeliſche Werte gehen aus der Treue zur Familie hervor: Selbſtloſigkeit, Hingabe und freudiges Entſagen. So reißt die Liebe zum Kind, zur verjüngten Wiedergeburt ſeiner ſelbſt, die engen Mauern der Eigenſucht und der Furcht nieder, in denen das kindloſe Geſchöpf eingekerkert iſt. Hier iſt Befreiung! Hier iſt Sieg über ſich ſelbſt! Hier iſt Liebe! Hier, wahrhaftig, iſt die Erfüllung des Lebens!

Auf Tod und Leben!

Wie es beim Bären iſt, der, hier meiſt ein harmloſer pflanzenfreſſender Geſell, mir gutmütig nachäugt, wenn wir uns auf unſeren Streifzügen begegnen, habe ich am eigenen Leib erfahren müſſen.
Das war vor zwei Jahren. Wir waren am Strom ge-

weſen und auf dem Heimweg über die Haufen. Plötzlich war mein Hund nicht mehr da. Ich ſtand und rief und pfiff. Er kam nicht. Ich bin nicht imſtande geweſen all die Jahre, ihm das abzugewöhnen. Auf einmal fällt es ihm ein, ſich ſelbſtändig zu machen und dann jagt er irgendeiner Fährte nach, ſtundenlang. Anfangs war ich immer in Sorge geweſen und habe um ſeine Rückkehr gebangt. Er hatte aber bisher immer Glück. So war ich auch damals nicht beunruhigt.

Ich ging auf dem Steig, den ich vor nicht langer Zeit angelegt hatte. Er führte durch lichten Wald.

Da war eine Bewegung vor mir. Erſt war es wie eine große dunkle Kugel, rollte merkwürdig über den Boden hin, immer halb gedeckt durch den Unterwuchs. War das ein neues, unbekanntes Tier, das ich zum erſtenmal ſah? Raſch machte ich einige hohe Sätze vorwärts, um es beſſer zu ſehen.

O, das war ja –

Aber die Erkenntnis kommt zu ſpät. Denn im Buſch neben mir iſt plötzlich ein kurzer ſchnaubender Brummlaut. Es rauſcht und knackt und das Dickicht ſpringt auseinander vor einer mächtigen braunen Geſtalt, die herausſtürzt.

Ich ſehe zwei grimmige Augen, die auf mich gerichtet ſind und weiße fletſchende Fänge, dann iſt ſie an mir. Ohnmächtig prallt der Speer an einen Knochen. Es war nicht Raum genug und zu wenig Zeit, um ihm ganze Kraft zu geben. Die Bärin brüllt auf in Schmerz und Wut, ſchlägt mühelos den Speer zu Boden.

Das alles iſt nur Bruchteil des Augenblicks. Aber Zeit genug für mich, um zurückzuſpringen in zähes Geſtrüpp. Ein Pfeil ſchnellt los – ins Leere. Dann iſt der Feind heran mit geifernden Lefzen und grauſamen blutunterlaufenen Lichtern.

Zurück!

Wo iſt der Bogen?!

Unter einem dumpfen Schlag zuckt meine Schulter. Warum laſſe ich doch den Bogen fallen?! Den Bogen!!

Der Bär hat ihn, zerſchlägt ihn mit den Branten. Knirſchend zermalmt er das Holz mit den Zähnen.

Da iſt ein Baum, ein ſtarker. Ich gleite hinter ihn, wage nicht hervorzuſchauen; ſtehe ſtill, halte mich an der rauhen Borke. Wovon meine Hand ſo naß iſt? Ach ſo, Blut. Natürlich. Von der linken Schulter rinnt es. Lange, ſchmale, rote Streifen ziehen über den Arm hinunter. Daß es ſo gar nicht wehtut! Es fließt ins dürre Laub unter mir, Tropfen für Tropfen: tak tak – tak tak – tak tak.

Praſſelndes Geräuſch iſt plötzlich. Nun hat er mich gefunden. Der dicke dreieckige Kopf fährt mich an, um den Baum herum, und ich ſpringe weiter. Immer im Kreis. Da kann er nicht gut nach. Immer im Kreis. An einer Stelle iſt eine Waldrebenſchlinge auf dem Boden. Sie iſt mir im Weg und ich muß ſie jedesmal überſpringen. Achtung auf die Schlinge! Wenn du hängenbleibſt, hat er dich!

Nun dreht er um und kommt von der anderen Seite. Zurück! Immer im Kreis und wieder zurück und noch einmal. Immer zorniger wird er, ſetzt an zu großen Bogen-

ſprüngen, die ihn vom Baum ab führen, weil ſie dem engen Kreis nicht folgen können. So gibt es immer wieder einen Atemzug lang Hoffnung. Wild brüllt er auf in ohnmächtiger Wut. Nun ſteigt ihm die warme Witterung von meinem Blut in die Naſe und macht ihn toll.

Der Köcher baumelt an mir bei meinen verzweifelten Sprüngen, iſt mir hinderlich. Ich will ihn wegwerfen. Er nützt mir nichts mehr. Zuerſt aber nehme ich den großen Steindolch aus der Felltaſche, für alle Fälle.

Ich halte ihn feſt in der Rechten. Viel wird er mir nicht helfen. Ich löſe den Gürtel und ſchleudere den Köcher von mir. Gleich hat ihn der Bär und zerreißt ihn in Fetzen, knackt die Pfeile ab.

Um den Baum iſt ein roter Kreis. Auf dem Laub, auf dem Kraut, auf dem Gras. Auch die Rinde iſt blutig von meinen klammernden Händen. Jetzt ſchmerzt die Schulter. Wenn ich einen Augenblick ſtill halte, weil ich nicht weiß, von welcher Seite der Bär kommen wird, höre ich – halb unbewußt und wie aus weiter Ferne – mein Blut tropfen: taktak – taktak – taktak – taktak. –

So kann er mich nicht fangen. Das ſieht er nun ein. Aufgeifernd und mit den Zähnen klappend erhebt er ſich, umarmt den Baum und ſucht mich zu packen mit den furchtbaren Krallen, die an die Rinde ſchlagen, einmal links, einmal rechts, handbreit vor meinem Geſicht, daß die Rindenſplitter fliegen.

Nun geht es wieder rund um den Baum, der immer zwiſchen uns bleibt. Achtung auf die Schlinge! Dann findet

er ein neues Spiel. Plötzlich schnellt die Brante nach mir und ich springe zur Seite. Da wendet er blitzschnell und schlägt mich von hinten, reißt wie hundert scharfe Klingen in die Wunde auf meiner Schulter, daß ich aufschreie vor Schmerz.

Über die Brust und über den Rücken rinnt es mir warm und klebrig in langen Bächen, über den Bauch, über die Schenkel und über die Füße. Um den Baum führt eine dicke rote Spritzspur.

So geht das Spiel weiter, einmal links, einmal rechts. Achtung! Sprung über die Schlinge, halt! Zurück! Sprung über die Schlinge, halt! Dann steht der Bär still und seine Branten liegen regungslos am Stamm zu beiden Seiten. Ich habe Atempause.

Jäh grollt er wieder auf und die Jagd beginnt von neuem. Am Baum ist ein breiter lichter Streifen, wo die Branten des Bären die Rinde abgeschlagen haben.

Der Schmerz in der Wunde hat nachgelassen. Aber das Blut rinnt unaufhaltbar und mein fliegendes Herz treibt immer neue rote Wellen hervor.

Nun wartet er wieder. Ich atme rasch und tief, sehe über mich in den Baum. Dort kann ich nicht hinauf! Oben in der Krone ist noch rötliches Licht von der sinkenden Sonne, das langsam, ganz langsam höher rückt. Bei mir ist schon Schatten.

Im Gebüsch nebenan singt ein Vogel. Rotkehlchen. Wehmütig, leise, silbern zwitschernd.

Mein Blut rinnt. Es ist einen Augenblick lang grau vor meinen Augen.

Jetzt iſt es aus, mein Lieber! Das iſt das Ende. Weißt du, was das heißt?
Tot! Sterben!
Wie der Vogel ſingt! Wie licht der Himmel iſt da oben! Auf den letzten Zweigen iſt noch Sonne. Jetzt ſingen auch noch andere, viele, ringsum in der Au. Es iſt Abend.
Dann ſind die Branten wieder da, unbarmherzig ſchlagend und Rinde ſplitternd. Sprung über die Schlinge – halt! Zurück, Sprung über die Schlinge, halt! Und noch einmal.
Einmal geht es vielleicht noch. Einmal. Dann – geht es wahrſcheinlich nicht mehr. Ich habe ein Gefühl der Schwäche in den Beinen. Und doch iſt mir irgendwie leichter.
Wieder greift die furchtbare Hand nach mir mit den vier ſchwarzen Meſſern.
Der Bär hält aus, der Bär hält aus! Vielleicht ſoll das die ganze Nacht ſo weitergehen, bis morgen früh.
Morgen früh lebe ich nicht mehr. –
Ich lehne den Kopf an die Rinde, die harte, rauhe. Ich bin am Ende.
Das Feuer daheim wird verlöſchen –
Achtung auf die dunkle Brante, die am Stamme liegt! Achtung!
Nun zuckt ſie wieder vor. Sprung über die Schlinge – zurück –
Da iſt ein neuer, fremdartiger Ton im Abend. Laut, lang, andauernd, wiederholt. Ein Hund. Ja, ein Hund iſt das! Bellt, gibt Laut, ein Hund –
Das iſt ja –

Das kann nur –
Ich ſehe, wie der Bär in die Dickung abſpringt, rauſchend und praſſelnd, in der Richtung des Lautes.
Ich bin plötzlich wieder ganz wach.
Das iſt mein Hund! Er iſt auf meiner Fährte nachgekommen. Er hat den Jungbären gefunden und verbellt ihn. Nun geht die Bärin an ihn!
Ich ſpringe auf, fahre los ins Dickicht. Zweige ſchlagen an meine Schulter wie glühende Eiſen. Weiter!
Jetzt iſt die Bärin an meinem Hund. Noch gibt er Laut.
Senta! Zurück!
Senta! Hier!
Senta!
So ſchreie ich mit aller Kraft meiner Lunge. Brülle wie ein Vieh. Wie ein Vieh.
Noch habe ich den Dolch in der Hand. Soll ich ihr zu Hilfe kommen?
Jetzt bricht der Laut ab.
Senta! Hier! Senta! Hier!
Senta!
Ich jage auf dem Steig dahin. Alle meine Kräfte ſind wieder da. Ich ſchnelle vorwärts, leicht wie ein Hirſch, hinter dem die Wölfe ſind.
Senta! Hier!
Hinter mir iſt fliegendes Hecheln.
Mein Hund kommt.
Wir laufen weiter.
Mühſam überklettere ich Windwürfe. Jetzt ſchmerzt meine Wunde. Allmählich werde ich müde und ſchwach.

Noch einmal durchs Waſſer.
Dort iſt mein Haus. Mein Haus! Oh –
Ich taumle zur Tür hinein; liege auf dem Boden mit jagenden Pulſen und fliegendem Atem.
Einmal noch habe ich mich aufgerafft, einen breit geſchlagenen Baumſchwamm vom Brett genommen und ihn auf die Wunde gelegt. Ich ſank auf mein Lager.
Tagelang war ich bewegungslos. Meine Wunde tobte. Das Feuer ging aus. Ich konnte kein neues machen, da ich zu ſchwach war dazu. Ich hungerte. Mühſelig ſchleppte ich mich zum Vorratshaus, im Fieber. Später leckte mein Hund mir die Wunde. Ich war lange Zeit ungelenk. Die tiefen Narben am Oberarm und am Schulterblatt, die bis auf den Knochen gehen, ſind mir geblieben. Aber heute macht es mir nichts mehr.
So hat mein Hund mich gerettet.
Seither trage ich auf allen meinen Wegen die ſtarke Bärenfeder an einem Riemen auf dem Rücken und die Steinaxt im Gürtel.

Senta

Es wird Abend. Ich bin bei den tauſend Inſeln. Flache Eilande ſind das, mit lichten, niederen Weidenbeſtänden. Stille Waſſerarme winden ſich durch dieſe Landſchaft, die ſich in derſelben Form fortſetzt ich weiß nicht wie weit.
Hier ſind die Elche zu Hauſe. Selten nur und einzeln kommen ſie herüber in die harten Auen. Sie vertragen

ſich nicht gut mit dem Rotwild. Im Spätſommer ziehen die Elchbullen ſuchend bis in die Nähe meines Hauſes und ich höre ihre kurzen tiefen Brunftſchreie in der Morgendämmerung. Auch wenn der Sumpf gefroren iſt und Schnee auf dem Eis liegt, kommen ſie; oder wenn das Hochwaſſer ihre Einſtände überſchwemmt. Dann rudeln ſie ſich zuſammen und ſcheiden ſich ſtreng vom Rotwild.
Ein Fiſch ſpringt vor mir aus dem glatten Waſſer. Vögel ſingen im Ufergebüſch. Ich will hier über Nacht bleiben. Ich treibe mein Boot durch das Schilf ans Ufer. Senta iſt zuerſt am Land. Ich mache mir ein Lager zurecht. Wir eſſen.
Es iſt noch licht und ich will einen kleinen Rundgang tun vor dem Schlafengehen.
Hohes ſüßes Gras iſt überall und eine Fülle von bunten Blumen; Hahnenfuß und Salbei, Wucherblumen und Spierſtauden. Große Buſchinſeln ſtehen in der Grasland-ſchaft, die immer gleich bleibt, immer gleich unirdiſch ſchön. Herber Duft kommt von den Weißdornen, die abgeblüht haben. Nur die Heckenroſen blühen noch. Es riecht nach Honig. Bienenſummen iſt in der Luft auch jetzt in der aufkommenden Dämmerung.
Wir gehen langſam, bleiben immer wieder ſtehen und ſchauen. Die Blütenſtände des Graſes ſtreifen an meine Schenkel, ſtäuben ihren Pollen aus. Senta iſt über und über gelb davon. Die Nachtigallen ſingen noch. Das ſind ihre letzten Tage. Morgen, übermorgen vielleicht werden ſie verſchweigen und ihr Lied wird verſtummen – bis nächſtes Jahr.
Der Himmel iſt roſenrot über uns. Vögel ſtreichen. Wir

kehren um. Still gehe ich und lauſche dem Rauſchen des Graſes, das an meinen Knien brandet. Plötzlich iſt ein großes Tier vor mir. Ich blicke auf und ſtehe.
Ein Elchtier. Wie zum Sprung geduckt ſteht es, mit geſträubtem Rückenhaar, laut blaſend und mit dem Lecker ſchlagend. Tückiſch äugen mich die kleinen Lichter an. Nun legt es die Lauſcher zurück –
Es hat ſein Kalb hier irgendwo. Ein Schritt weiter und es nimmt mich an! Das iſt kein Spaß, denn dann erhebt es ſich und ſchlägt mit den eiſenharten Schalen der Vorderläufe auf den Feind ein. Da brechen Knochen und Schädel. Die Wölfe wiſſen das.
Ich drehe mich um und gehe langſam zurück. So wird uns das Tier nichts tun. Wir werden einen großen Bogen ſchlagen.
Da iſt auf einmal galoppierendes Stampfen hinter mir. Ich wende mich. Heran jagt ein rieſenhafter Schatten und ich ſehe die kleinen blitzenden Lichter vor mir. Springe zur Seite. Schwinge den Speer.
Mein Hund aber, der tapfere, will mir helfen. Hat ſich ins Gras gedrückt. Will hochſchnellen wie ein Pfeil, dem Tier nach der Droſſel –
Da iſt es geſchehen. Das hohe Gras hemmt ſeine Bewegung und das Tier iſt über ihm.
Mein Speer ſauſt durch die Luft. Findet ſein Ziel mit einem dumpfen Schlag.
Gellend ſchreit mein Hund auf, lang und furchtbar. Etwas knackt unter den Schalen des Tieres. Mir iſt, als faßte eine kalte Hand nach meinem Herzen.

Erſt bleibe ich ſtarr vor Schreck. Aber nur für den Bruchteil des Augenblicks. Dann iſt mir plötzlich rot vor den Augen. Mit einem heiſeren Wutſchrei bin ich heran, die Axt in der Fauſt. Ein-, zwei-, dreimal trifft ſie das Haupt des Tieres. Ich fühle einen Schlag gegen den Oberſchenkel. Blut rinnt von mir.

Aber was iſt Schmerz in dieſem Augenblick!

Auf ſchnellt meine Linke wie eine Natter, dem Gegner nach dem Windfang, der gerade vor mir iſt, verkrampft ſich darin, läßt nicht mehr los, nein, läßt nicht mehr los! Irrſinniges Zucken überfällt mich, das durch den ganzen Körper geht, ſich fortſetzt in meiner rechten Hand, die durch die Luft wirbelt, blind vor ſich hinhaut mit aller Kraft, und die glasſcharfe Axt ſchürft dem braunen Satan die Decke vom Haupt, beißt tiefe Wunden, eine um die andere, immer mehr, immer mehr.

Bis die Bindung ſich plötzlich löſt und der Stein im Bogen davonſauſt. Aber mit dem Stiel noch ſteche und ſchlage ich nach dem Gegner, bohre in ſeinen Wunden.

Dann iſt es vorüber.

Das Tier wendet, geht langſam ab, mit geſenktem Haupt. Der Speer ſchleift im Graſe nach. Vor dem Buſch fällt es, ſtreckt verendend die Läufe.

Ich ſtehe noch wie betäubt, Rauſchen in den Ohren, keuchend, zitternd, blutbeſpritzt. Meine Hand öffnet ſich kraftlos und der Axtſtiel fällt ins Gras.

Etwas Dunkles liegt vor mir, ohne Regung. Mein Hund. Schweiß rinnt ihm aus dem Fang. Er hat die Lichter

offen, die großen, bernſteingelben. Ich ſpreche zu ihm. Ich ſtreichle ihn. Bei jeder Berührung klagt er.
Senta!
Ich will ſie aufheben, um ſie zum Boot zu tragen. Da ſchreit ſie laut auf. So laſſe ich ſie und ſitze ratlos.
Ich ſpringe auf, renne zum Boot, hole Waſſer in der Holzſchale. Sie nimmt es nicht.
Tau iſt im Gras. Letztes Licht ſchwindet im Weſten. Die Nachtigall ſingt. Ich ſitze. Kann meinem Hund nicht helfen.
Ich höre ſeinen Atem gehen, unregelmäßig und raſch. Dann ſetzt er aus. Setzt wieder ein.
Senta!
Es wird Nacht. Die rauſchende Sinfonie des Sumpfes hebt an mit tauſend Stimmen. Und die Nachtigallen ſingen –
Ich ſitze und ſtiere dumpf vor mich. Wie aus weiter Ferne kommt das ſchwere Atmen meines Hundes. Dann klagt er wieder, langgezogen und erbarmungswürdig. Ich lege leicht meine Hand auf ſeinen Kopf. Da iſt er ruhig. So bleiben wir.
Ich nicke ein wenig ein. Schrecke auf aus dem Halbſchlummer. Ja, ſie atmet. Es wird alles wieder gut werden! Alles wieder gut!
Warum ich doch mit dem Speerwurf ſo lange zögerte?
Es war ein Muttertier –
Wie endlos ſo eine Nacht iſt!
Senta beginnt wieder zu wimmern, leiſe, ſtöhnend, hört nicht auf. Meine Hand hilft ihr nicht mehr.

Senta, mein Hund, mein lieber Hund! Ich bin bei dir. Es wird vorübergehen. Alles wird wieder gut werden. Und wir werden wieder jagen zuſammen, ſo wie immer. Wenn erſt die Sonne heraufkommt, werde ich ſehen, was dir fehlt, werde dir kühle Blätter auflegen und feuchte Erde. Ich trage dich ins Boot und wir fahren nach Hauſe. Du bekommſt einen Verband aus Baumſchwamm und immer gutes Freſſen. Wir werden's ſchon ſchaffen, mein Hund!

So ſpreche ich zu ihr. Und zu mir. Aber ich glaube ſelbſt nicht an dieſen Troſt.

Sie klagt. Es ſchneidet mir ins Herz.

Die Nachtigallen verſchweigen. Nur verworrener Lärm bleibt im Sumpf ringsum. Glühwürmchen kommen, geiſtern umher im Gras und in den Büſchen, in der warmen Luft. Es iſt ein fortwährendes Flimmern und Kreiſen, wie von tauſend Funken vor den Augen. Es macht mich müde.

Wie lang iſt doch eine ſolche Nacht!

Sie atmet noch. Ihre Naſe iſt heiß und trocken. Ich befeuchte meinen Finger mit Speichel und ſtreiche darüber. Das tut ihr wohl.

Es wird lichter, aber es dauert lang, bis es ganz hell iſt. Waldrotſchwanz meldet als erſter, und Flußrohrſänger. Das Leben geht weiter.

Ich renne noch einmal um Waſſer. Sie leckt ein wenig daran, nicht viel.

Ich will ſie unterſuchen. Aber ſie klagt, wie ich ſie bewege. Viel Blut iſt unter ihr im Gras. Das iſt bös!

Die Sonne ſteigt über die Büſche. Es wird wieder einer von dieſen wundervollen blauen Tagen. Tau glitzert auf Zweigen und Gräſern.

Senta atmet ſchwer, mit hängendem Lecker. Sie hebt mit Anſtrengung das Haupt, das ſchöne, unverſehrte, wendet es nach mir, langſam, ruckweiſe, mit den Atemſtößen. Sieht mich voll an mit den hellen Lichtern, den wunderbaren. Sagt hundert Worte.
Ich ſtreiche ihr ſanft über den Kopf.
Senta, mein Hund!
Und ſie – lacht! Ja, ſie lacht. Wie oft haben wir uns fröhlich angelacht – wie oft! Lacht mich an. Leuchtet mich an mit dem ganzen warmen Blick ihrer Augen.
Auf einmal iſt ein Schleier davor.
Aber ſie lacht noch.
Ihr Kopf ſinkt zurück ins Gras, ganz ſacht.

Der Weg vor mir

Wie raſch die Zeit vergeht! Jäh war der Sommer da und der Herbſt, der Winter ging vorüber mit Schnee und Not und Härte; der neue Frühling und der neue Sommer ſind verflogen, als wären ſie nicht geweſen. Und jetzt iſt wieder der Herbſt da, der bunte, der ſtille. Nicht weidfroh iſt er für mich, wie einſt.
Ich tue nichts. Ich brauche nichts. Ich habe alles. Ich ſitze und ſinne.

Ja, das kommt immer wieder. Wie lange es schon her ist! Manchmal denke ich gar nicht mehr daran und bin froh. Aber dann ist es plötzlich wieder da, durch irgend etwas geweckt, durch eine kleine ferne Erinnerung, einen Sonnenaufgang oder ein Vogellied; oder durch einen Weg, auf dem wir miteinander gegangen sind. Dann steht alles lebendig vor mir und die alten Wunden bluten wieder, die ich vernarbt wähnte, und nichts ist überwunden, nichts!

Manchmal spreche ich noch zu ihr, als ob sie hier wäre. Ihr Platz in der Ecke ist noch so wie er war und manchmal sage ich: Senta, komm her, mein Hund! und ich streichle sie im Geiste und sehe ihre Augen. Oder auf dem Wege durch die Au rufe ich sie: Hier, Senta! komm bei Fuß, so, brav! Oder ich stehe und pfeife, so wie ich ihr immer gepfiffen habe und bilde mir ein, das Geräusch ihrer flüchtigen Läufe zu hören im raschelnden Laub. Wenn ich kleines Wild geschossen habe, so sage ich: such, mein Hund, bring mir's! – und dann gehe ich selbst und hole es.

Es hilft nichts, diese alten Dinge wieder aufzuwecken. Ich muß mich endlich davon losmachen und mich aufraffen; muß mir immer wieder sagen, daß nur der Schwache sich verliert. –

Eins sehe ich nun klar: diese Natur ist vollkommen trotz allem, was Grausamkeit und Härte scheint. Zumindest muß in ihr jene höchste Stufe der Vollkommenheit gesehen werden, die für das auf dieser Erde Lebende er-

reichbar iſt. Da gibt es kein Deuten am Sinn des Lebens und keinen Streit um den Wert von Weltanſchauungen; keine Zweifel an ſich ſelbſt und an der Welt. Da iſt nur Gehorchen und kritikloſes Sichfügen in alle Gegebenheiten des Lebens; ſtille Arbeit an der Löſung der Aufgaben, die das Leben ſtellt; ſelbſtverſtändliche Erfüllung der Pflicht.

Aber der Menſch iſt kein Gott, der aus einer anderen, beſſeren Welt auf dieſe Erde geſetzt wurde, ſondern ein armer kleiner Wurm, der aus dem Schlamm gekrochen iſt wie alle anderen. Er iſt alſo auch einmal geweſen, was er nicht mehr iſt: Menſch ohne Zwieſpalt. Auch für ihn müſſen die Geſetze des Lebens auf dieſer Erde Geltung haben, jene Geſetze, denen ſich keines entziehen kann – es wäre denn ſein Untergang.

Die Natur läßt ſich nicht verbeſſern. Man kann es nur anders machen. Aber anders iſt ſchlechter.

Der Menſch hat es anders gemacht. Und wird ſeither nicht fertig mit ſich ſelbſt. Schlägt ſich in Unfrieden und ewiger Unraſt mit dem Schickſal herum; findet keinen Ausweg aus dem Irrgarten ſeiner Vernunft, aus ſeiner immerwährenden inneren Zerriſſenheit und Halbheit in allen Dingen; verblutet ſich im Kampf der Anſchauungen und Bekenntniſſe, der offen und im Verborgenen tobt ſeit Menſchengedenken, ihn nicht zu Ruhe kommen läßt und ſcheinbar nie aufhören wird, weil der Menſch den richtigen Weg nicht finden kann, immer wieder in Haß und Selbſttäuſchung falſchen Propheten folgt und erſt dicht vor dem Abgrund innehält und erkennt, daß der dornige

Weg der Jahrhunderte falſch und die Opfer vergeblich waren; und ſucht bei ſeinen Göttern jenen inneren Frieden, der ſich im klaren Auge des Tieres ſpiegelt bei allen ſeinen Verrichtungen, die oft hart und ſchwer ſind; jene Unbeſchwertheit und ausgeglichene Ruhe, jene kindliche Harmloſigkeit, welche die Seele der Tiere und – der Pflanzen erfüllt, obwohl ſie tauſendfach bedroht ſind in jedem Augenblick ihres Lebens.

Die Natur iſt älter als der Menſch. Mag auch das Leben auf der Erde andere, fremdartige Formen gehabt haben: die Geſetze, denen es unterſtand, können nicht anders geweſen ſein als heute; können ſich ſeither nur vervollkommnet haben; waren jedenfalls ſchon vollendet, millionenfach bewährt und durch das lebendige Leben erprobt, lange bevor der Menſch ſich aus den Vorformen ſeiner Entwicklung ſchälte und in ſeiner heutigen Geſtalt die Erde unter die Füße nahm.

Der Menſch aber hat dieſe Geſetze von ſich gewieſen. Er dünkt ſich erhaben über das, was für das Tier gilt. Er hat ſich ſeine eigenen Geſetze gemacht. Der Wurm hat ſich über den Schöpfer geſtellt.

Oh, ſie haben Großes geſchaffen! Sie meſſen die elektriſchen Ströme in den Pflanzen; ſie wiſſen genau, wie kalt oder wie warm es auf einem Stern iſt, von dem ſie hunderttauſend Lichtjahre weit entfernt ſind; ſie wiſſen genau, wieviele Federn irgendein kleiner Vogel hat, der auf einer im Weltmeer verlorenen Inſel lebt.

Was ſie fanden und erforſchten, haben ſie in wunderbarer Weiſe verwertet und damit ihrem Leben ein ganz neues,

vom urſprünglichen völlig verſchiedenes Gepräge gegeben. Wiſſen iſt aber letzten Endes doch nur Macht, wenn es richtig verwertet wird. Und mich dünkt, daß ſie an der Wurzel der Erkenntnis immer vorbeigegangen ſind. Vor lauter Sternen ſahen ſie den Himmel nicht.

Sie ſind groß! Aber nicht groß genug, um ſich zum Grashalm und zum Wurm zu bekennen.

Überall taſtet die Wiſſenſchaft im Dunkel. Auf allen Gebieten gehen die Meinungen auseinander. Immer wieder findet man Neues und verwirft das Alte. Weil ſich mit Worten alles ſchlagend beweiſen und ebenſo ſchlagend widerlegen läßt. Nur das Einfachſte und Kleinſte, das jeder täglich tauſendfach ſehen kann, das die Natur uns vorlebt ſeit Urzeiten, ſteht völlig klar und außerhalb aller Zweifel: die ewigen Geſetze des Lebens.

Hier iſt Offenbarung!

Aber ſcheinbar iſt doch „das Schwerſte von allem, was uns das Leichteſte dünket: mit den Augen zu ſehen, was vor den Augen uns liegt."

Es gibt da nichts zu rechten, daß der Menſch ein denkendes Weſen und das Tier nur gedankenlos und triebhaft ſei. Das zu prüfen iſt hier nicht wichtig. In der Tat allein liegt der Wert! Gerade die höchſten menſchlichen Tugenden ſind dann am wertvollſten, wenn ſie nicht erſt nach abwägender Prüfung, ſondern mit Selbſtverſtändlichkeit und von innen heraus geübt werden. Der iſt am beſten, der unbewußt gut iſt!

Aber man braucht nicht bis zu den Tieren zu gehen, wenn man nicht will. Man braucht nur die Übel zu ſuchen im

Leben der Menſchen, und – bei Gott! – es iſt daran kein Mangel. Wo das Übel iſt, war ein Fehler. Wer den Fehler gefunden hat, kennt das Geſetz.

Dieſer Weg iſt nicht immer leicht. Denn nur den kleinen Fehlern des Alltags folgt die Strafe auf dem Fuße, ſo daß an der Wirkung noch die Urſachen zu erkennen ſind. Weit hinter der Sünde aber ſchleicht das Unheil in den großen Fragen des Lebens, ſo daß erſt die Urenkel zu büßen haben für die Schuld ihrer Ahnen, wie auch erſt unſere Kindeskinder ernten werden, was unſere Erkenntnis ſäte.

Hier muß alles auf einen gemeinſamen Ausgangspunkt zu bringen ſein, eine Urſünde, die dem Menſchen die tieriſche Vollkommenheit nahm und ihm den unſeligen Zwieſpalt ins Herz pflanzte, der ihn das Leben verkennen läßt.

Die Urſünde beging der Menſch, als er anfing, die ſelbſtverſtändlichen Pflichten des Lebens als Laſt zu empfinden. Zuerſt ſchien ihm die Härte an ſich unerträglich; die ſtändige Gefahr, der Mangel und der Zwang zur Einfachheit. Dann die Arbeit. Und heute ſogar die Erneuerung. Seit damals ſtrebt er, ſich dieſen Härten zu entziehen und wünſcht ſich ein Leben ohne Mühe und Leid. Aber das hat es nie gegeben, ſolange die Erde beſteht, und wird es auch nicht geben in der kurzen Spanne der Menſchenzeit. Der Menſch weiß eben nicht, daß das Leid ein Beſtandteil dieſes Lebens iſt, daß dieſes Daſein erſt durch das Leid vollkommen wird und dadurch, daß man es überwindet. Eine Weltanſchauung, welche die Ver-

meidung jedes Leides als Grundſatz aufſtellt, iſt unnatürlich und wird immer ohne tatſächliche Verwirklichung bleiben. Hier iſt die Quelle aller menſchlichen Unzufriedenheit mit dem Schickſal: der Menſch wünſcht ſich, was es nicht gibt.
Er ſieht die Härte, wo ſie nicht iſt. Er ſucht aber auch das Glück dort, wo es nicht iſt; jagt lebenslang Wahngebilden nach, ſteht dann enttäuſcht am Ende und muß ſich ſagen: es war nichts. –

Das Tier gehorcht dem Urgeſetz unter einem natürlichen Zwang. Der Hunger treibt es zur Arbeit; die Liebe zur Erneuerung. Und der Härte des Lebens kann es ſich nicht entziehen. Der Menſch hat ſich dem Zwang zu entziehen gewußt. Nun ſteht er da, freier Herr ſeines Willens und ſeines Lebens, hoch über dem Tier – ſo glaubt er.
Aber ein Weſen, das ſich dem Zwang der natürlichen Geſetze entzieht, iſt vorläufig nur unter die Ebene der übrigen geſunken; jener, die ihre Pflicht gegen das Leben tun und ſich dieſem Zwang beugen. Denn die Summe der ſittlichen Werte iſt größer bei den Gehorchenden als bei den Genießenden. Es hat die Strafe des Schöpfers zu gewärtigen. Und die Natur kennt nur eine Strafe –
Iſt etwa der Hang zur Trägheit, die Sucht nach dem Fortſchritt, der auf Wohlleben zielt, der Unwille zum Kind und all das Elend, das der Menſchheit aus der Urſünde entſpringt, der Anfang eines ſchmählichen Endes, die Auswirkung jenes Geſetzes, das jeden wegräumt, der gegen die Natur ſündigt?

Aber man darf ſich nicht im Kleinen verlieren und das Große außer acht laſſen. Wichtig iſt, hindurchzuſehen durch jedes Streben und jedes große Werk; durch alle Kämpfe und Kriege, auf den Urgrund der Dinge; zu erkennen, daß hinter allem Lug und Schein, hinter Schlagworten und Irrglauben, hinter allem Hader und Haß und hinter dem wüſten Kampf um den eigenen Vorteil, den das große Ringen für einzelne mit ſich bringt, doch immer unverrückbar nur eines ſteht: der Menſch ſucht! Er weiß oft ſelbſt nicht, was er ſucht; weiß nicht, wo er ſuchen ſoll; weiß nur eines ſicher: daß er es nicht gefunden hat – das Glück.

Aber wo Streben iſt, darf auch noch Hoffnung ſein!

Sie werden den Weg erſt finden, wenn ein jeder klar den Zweck ſeines Daſeins erkennt; wenn ein jeder Beſcheid weiß um die Pflichten, die er auf ſich genommen hat dadurch, daß er lebt. Wenn aus der Jagd nach dem Glück eine Jagd nach der Pflicht geworden iſt.

Zurückfinden zu den ewigen Geſetzen des Lebens, ſie erkennen und allem Menſchlichen zugrundelegen iſt die Löſung aller Fragen. Sollte dann einer noch Fragen ſtellen, die darüber hinausgehen, ſo entſpringen ſie einem entarteten Hirn oder es ſind Fragen, deren Löſung die Menſchheit nicht zufrieden machen würde.

Es wird immer welche geben, die es anders wollen. Wie es dürre Äſte gibt an jedem Baum und kranke Tiere in jeder Art. Aber den dürren Aſt bricht der Sturm und das kranke Tier reißt der Wolf.

Es gilt, etwas zu finden, das den natürlichen Zwang ersetzt, das sich den neu erstandenen eigenen Willen unterordnet und den Menschen zum Gehorsam unter die Urgesetze zwingt. Es gilt, an die Stelle des verlorenen natürlichen Zwangs den sittlichen Zwang zu setzen, das sittliche Pflichtbewußtsein aus sich selbst, den sittlichen Ernst und die sittliche Kraft zur Erfüllung. Dann ist der Mensch wieder Tier. Dann ist er aber zugleich auch Gott. Dann erst wird er Mensch!
Was Grundgesetz der Natur ist, muß auch grundlegendes Sittengesetz sein für alle ihre Geschöpfe. Arbeit, Härte und Erneuerung sind Urgesetz. Ihm zu gehorchen ist Ursittlichkeit.

Eines ist, das Verwirrung schafft, das Unglück bringt und jedes Unglück vervielfacht; das wie ein Bleigewicht am Leben hängt: die Überschätzung des eigenen Daseins.
Das Einzelwesen ist nicht wichtig. Es ist nicht Ziel der Schöpfung. Der Mensch ist nicht für sich selbst da.
Vieles ist mir klar geworden, das dunkel und geheimnisvoll vor mir stand. Vieles sehe ich, wovon ich früher keine Ahnung hatte. Von den Bäumen und von den Tieren habe ich es gelernt.
Der einzelne ist nichts. Sinn alles Lebenden ist nur jenes Große, das alle zusammenfaßt; jenes Dauernde, das über dem vergänglichen Einzelwesen steht; jenes Göttliche, das den einzelnen schafft und dem jeder zu dienen hat.
Es ist das Volk!

Wie ſie artfern denken über das Leben, ſo auch über den Tod. Sie meinen, ihr Leben hätte ein Ende. Aber es iſt nur eine ihrer vielen kleinen Anmaßungen, daß ſie den Begriff des Lebens von ihrer Körperlichkeit abhängig machen und glauben, es ſei alles zu Ende, wenn der Menſch ſtirbt.

Das Leben ſteht über uns, nicht wir über ihm. Wir tragen es nur ein kurzes Stück. Das Leben geht weiter.

Nur der, der keine Kinder hat, ſtirbt wirklich. Für ihn iſt alles aus. Ja, er iſt tot bei lebendigem Leib! Wer Kinder hat, lebt, auch wenn er im Grabe modert. Sein Fleiſch und ſeine Seele wandeln weiter auf der Erde. Mag das Leben ihm Erfüllung ſeiner Wünſche verwehrt haben! Mag das Schickſal ihn niederringen! Er hat ſich erneuert aus ſich ſelbſt, hat ein verjüngtes Ich geſchaffen, das weiterkämpft mit friſcher Kraft und dem Leben vielleicht noch abzugewinnen vermag, was es dem Vorfahr verſagte. Da iſt nichts verloren.

Je mehr Kinder ſind von einem Elternpaar, um ſo beſſer ſind ſie. Der kinderreiche Stamm und der Zwang zur Arbeit und Härte und alles Gute, das daraus entſpringt; das klare Denken und der Wille zur Unterordnung, das Pflichtgefühl und die Hilfsbereitſchaft; die Güte und das leichte Entſagen, die Hingabe und – der freudige Heldentod – ſie alle ſind Eins. Wie auch das geſicherte Wohlleben und der ſterbende Stamm, das verweichlichte Einzelkind und die Selbſtſucht, der Eigennutz und die Selbſtüberhebung, das Eingängertum und die Feigheit auf einer Linie ſtehen.

Sie werden eben überall dort edler und größer, wo ſie ſich den Urgeſetzen des Lebens nähern; aber kleiner und erbärmlicher, wo ſie ſich von ihnen entfernen. So iſt es in allen Dingen.

Was faſeln ſie von Freiheit und Gleichheit! Begriffe, die ſich der Menſch ausgedacht hat und welche die Gemüter verwirren, weil ſie der Natur fremd ſind. Überall iſt Gebundenheit und Pflichterfüllung, Strenge und lauernder Tod für die, die nicht können oder nicht wollen. Nur der Menſch ſoll frei ſein und dem rächenden Schickſal entgehen?

Wie töricht, zur Grundlage des Menſchentums machen zu wollen, was die Natur nicht kennt! Wäre die Gerechtigkeit, wie der Menſch ſie meint, Grundgeſetz des Lebens, es müßten im Wald alle Bäume gleich ſein; gleich ſtark, gleich hoch und gleich beſonnt. Und jeder Fußbreit Bodens müßte zugemeſſen ſein, gleich viel, gleich gut. Und es dürfte nicht ein Tier das andere freſſen!

Aber es iſt nicht ſo. Ungleich iſt alles. Eines nur gibt es, das ehern ſteht über allem und das alle gleich macht: der Zwang, dem Stärkeren zu weichen.

Die Kraft iſt das Maß aller Dinge! Nicht: Werdet frei! Werdet gleich! ſollen ſie den Jungen in die unerfahrenen Ohren ſchreien. Seid ſtärker! Das iſt die Loſung. Jeder für ſich und alle zuſammen!

Sie ſagen frei und meinen jenes Leben ohne Bindung, in Luſt und Wonne. Sie wiſſen nicht, daß dieſe Freiheit den Tod bringt. In der *Härte* liegt Kraft. Denn wie in der Natur das ſchwache und unvollkommene Tier, ſo ſtirbt im Menſchen alles Niedrige und Kleine unter der

Einwirkung des Leids. Wie in der Erneuerung wächst in der Härte der Starke über sich hinaus. Aber auch da, wo der Mensch sich selbst Hemmungen auferlegt und Härten, ist eine Stufe zur Vollkommenheit.

Soll das heißen, daß verachtet und verworfen werden muß, was dem Menschen als stolze Errungenschaft gilt? Soll es heißen, daß der Mensch aus sich selbst die Kraft zu jener Härte aufbringen muß, die in der Natur alles vernichtet, dessen Dasein den ewigen Gesetzen des Lebens widerspricht?

Daß man alle hilflos sterben lassen soll, die schwach und krank sind? – und alle Frauen, die nicht gebären können –

Daß alle getötet werden sollen, die nicht ursittlich sind? – Die Menschen werden das nie können.

Einmal aber werden alle wissen, ob der Fluch oder der Segen des Schöpfers über ihnen war, als sie es nicht konnten. –

Für den einzelnen aber soll es heißen, sich selbst zu prüfen in allem Denken und Handeln, sich selbst zu erziehen zum Guten und Starken, zum Verzichten und Ertragen, zur Mäßigkeit und Genügsamkeit; sich selbst zu begrenzen in allen Dingen, sich zu beherrschen und zu bezwingen; einfach und schlicht zu bleiben nach außen und nach innen; bescheiden zu sein, zufrieden zu sein mit wenigem.

Erst, wer sich selbst befreit aus dem Kerker der Ichsucht durch Erfüllung der Pflicht, ist frei. Und wahre Gleichheit aller ist erst, wo jeder gleich seine Pflicht tut, das heißt,

ſo gut er es vermag. Von hier erſt führt der Weg aufwärts!

Jeder glaubt, allein dadurch, daß er lebt, Anſpruch zu haben auf alle Glücksgüter der Welt. Jeder empfindet das böſe Schickſal als Ungerechtigkeit. Aber jedes Übel hat ſeine Urſache und ſtellt immer nur den natürlichen Ausgleich dar für einen Fehler, den er ſelbſt oder ein Vorfahr oder irgendein anderer ſeiner Art auf ſich, ſein Geſchlecht oder auf ſein Volk geladen haben. Daraus iſt erkennbar, daß es keine Gerechtigkeit im perſönlichen Schickſal des einzelnen geben kann.

Der Menſch iſt nichts als ein Steinchen im großen, ewigen Bau der Art. Es kommt nur darauf an, wie er ſeinen Platz ausfüllt. Er hat keinen Anſpruch auf ein eigenes Schickſal. Er hat überhaupt kein Schickſal. Er hat nur Pflichten. Das Schickſal hat – die Art. Denn Schickſal iſt kein Ding von heute auf morgen. Es braucht lange Zeit, um ſich zu entwickeln. Das Menſchenleben iſt zu kurz für den gerechten Ausgleich. Man darf nicht mit Menſchenleben, ſondern muß mit Jahrhunderten rechnen. Sie überdauert nur das Volk.

Wonach die Menſchen ſich ſehnen: der Überfluß, iſt kein Zuſtand der Natur. Die Natur iſt ſparſam. So muß auch alles ſchlecht ſein, was aus Überfluß kommt. In der Beſchränkung iſt Heil. Es gibt Völker, deren Menſchen mit einer Handvoll einfacher Nahrung am Tage zufrieden ſind. Welch furchtbare Gegner ſind ſie! Nicht nur im Krieg. Auf kleinerem Raum leben ſie alle.

Nicht allein, daß gearbeitet wird, ſondern daß gern gearbeitet wird, darauf kommt es an. Im Wettkampf der Völker wird letzten Endes nicht jenes Sieger bleiben, das mehr Werkleute hat, ſondern deſſen Menſchen froher am Werk ſind. Jede Neuerung, welche die Freude an der Arbeit mindert oder zerſtört, die Menſchen erwerbslos macht, iſt Unnatur und Zeichen der Schwäche. Es gibt einen Punkt, wo Fortſchritt Niedergang wird und das Geſetz der Härte ſich auszuwirken beginnt.

Dann ſind aber alle jene, die aus Mangel an ſittlichem Wert in den Menſchen, die ihnen unterſtellt ſind, jenes Große zerſtören, jene ſchönſte und edelſte Luſt des Volkes, die Freude am Schaffen, Feinde der Art! Ebenſo wie jene, die, um ein Geſchäft zu machen, künſtlich Bedürfniſſe wecken und unnütze Dinge als unentbehrlich anpreiſen. Sie verführen das Volk dazu, an das Leben Anſprüche zu ſtellen, die ihm nicht zuſtehen. Sie ſind es, die den Lebensraum verengern! Dann ſind erſt recht jene Feinde der Art, welche die Erneuerung zu hemmen ſuchen in dieſer oder jener Form; durch das Wort oder durch die Tat.

Aber mit dem werktätigen Schaffen der Hände und des Geiſtes iſt der Begriff der Arbeitſamkeit nicht erſchöpft. Es iſt nur der unmittelbare Ausdruck der Lebenskraft in uns. Es gibt eine Arbeitſamkeit, die alles umfaßt: jede Tat, jeden Gedanken und jede Regung der Seele. Ja, es gibt eine Arbeit der Seele. Sie iſt die wichtigſte von allen!

Arbeitsleiſtung der Seele iſt die größere Kraft aus dem

größeren Leid. Denn nur durch Arbeit kann Großes werden aus Kleinem. Arbeit der Seele iſt, anzuerkennen, was ſein muß; die Klugheit, ſich damit abzufinden, und die Weisheit, es zu lieben. Arbeit der Seele iſt der Wille zur Arbeit, der Wille zur Härte, der Wille zum Kind.
So iſt alſo Arbeitſamkeit die Quelle des ſittlichen Zwangs, Urſprung der Sittlichkeit in uns und alles Guten; das Heilmittel gegen alles Schwache und gegen den Tod in allen ſeinen Geſtalten. So wie ſchließlich Unſittlichkeit und alles Unheil aus Trägheit entſtehen, vor allem aus der Trägheit der Seele. Denn Trägheit iſt das Element des Todes.

Urſittlichkeit iſt der Stein der Weiſen. Hier liegen die Quellen jener ungeheuren Kraft, welche die Völker über Jahrtauſende hinaus jung und rein erhält, die ſie mächtig und ſtark macht in allen Dingen. Ein urſittliches Volk wird jeder unſittlichen Gewalt widerſtehen. Seine Seele wird den ſchmerzlichſten Druck ſieghaft ertragen und das Schwerſte vollbringen. Es wird aus ſeiner Urkraft immer neue, immer größere Kräfte ſchöpfen und unüberwindlich ſein!
Die Vorzüge des Menſchentums: nicht unwahr, nicht niedrig, nicht grauſam ſein, kommen alle erſt nachher; auch alles, was ſie Kultur nennen und noch Ausdruck der Kraft iſt, kommt ſpäter. Zu allerletzt ſteht die Ziviliſation. Sie kann noch Ausdruck der Kraft ſein, aber auch Weg zur Schwäche.

Aber wie man ein Haus nicht bauen kann ohne festen Untergrund; wie man ein Stockwerk nicht frei in den Himmel hineinstellen kann, so sind auch alle Güter des Menschentums und der Kultur, alle Errungenschaften der Zivilisation wertlos und ohne Halt, wenn sie nicht auf Ursittlichkeit stehen. Niemals können sie einem Volk Born der Erneuerung und der Kraft sein. Glauben und Können und Wissen – mag ein Volk noch so viel davon haben – sie werden es nicht vor dem Untergang retten.

Seltsam, daß gerade jene am meisten von Kultur und Zivilisation reden, die am weitesten von den Grundlagen des Lebens entfernt sind. Mag ein solches Volk auch einmal ein anderes besiegt und unterdrückt haben! Es bedeutet nicht viel. Das Gesetz der Natur vom Rechte des Stärkeren läßt sich nicht biegen. Und letzte Stärke ist nur in der Ursittlichkeit. Die Waffe ist noch nicht gefunden, die sittliche Urkraft auf die Dauer knebeln könnte, weil es gegen die Natur keine Gewalt gibt bei uns Menschen. Wenn das besiegte Volk ursittlich ist, so ist es noch lange nicht verloren und wirklich besiegt. Es wird die Zeit kommen, wo der Name der Sieger von einst vergessen sein wird. Aber die Besiegten von einst werden in Ursittlichkeit einherschreiten als letzte und wahre Sieger im Kampfe der Völker.

So wirkt sich am Ende das Gesetz aus, jenes große Gesetz der Härte, das die Menschen für den einzelnen verfälscht und umgelogen haben in das niedrige Gesetz vom Rechte dessen, der mehr Geld hat. Ziel muß sein, denen, die es für sich beanspruchen auf Grund ihrer Reichtümer,

dieſes Recht zu nehmen und es denen zu geben, welche die wahrhaft Stärkeren ſind: jenen, die arbeiten, hart ſind und ihr Leben erneuern.

Das iſt alles ſo einfach! Wie konnte es ſein, daß ich es nicht ſah? Überall erkenne ich Sinnbilder des Lebens, aus denen das ewige Geſetz geſchöpft werden kann, in jedem Pflänzlein, in jedem Tier.
Und in jedem Baum, der feſt im Boden wurzelt und aus ihm ſeine Kraft holt. Jedes ſeiner Blätter iſt ein kleines Weſen, das zum Nutzen des Ganzen lebt und arbeitet. Wenn der Herbſt kommt und Sturm und Notzeit drohen, kann der Baum nicht Bedacht nehmen auf ſie. Er muß ſehen, wie er ſelbſt durchkommt. Darum zieht er das grüne Blut der Blätter an ſich, daß ſie gelb und welk werden. Der Baum nimmt ihnen das Leben. Er hat das Recht dazu, denn er hat es ihnen gegeben. Die Blätter fallen. Ihr koſtbares Blut jedoch iſt nicht verloren, ſondern ſteigt abwärts im Stamm, der es bewahrt als Nahrung und Vorrat. So lange der Winterſturm brauſt, iſt alles tot an ihm und wer nicht Beſcheid weiß, glaubt, er ſei geſtorben. Aber wenn die Sonne höher ſteht, regt ſich auch das Leben wieder in ihm und neue Blätter und Blüten erzeugt er aus der alten Kraft. So müſſen die Blätter ſterben, damit der Baum leben kann.

Ich werde noch einmal durch die Auen gehen; in den Eſchenboden und in den Eulenboden, wo die Waldohreulen horſten; auf die Blöße, wo ich den Bock geſchoſſen

habe. Ich werde über die hohe Schotterbank ſehen. Jeder Stein iſt mir lieb hier, jeder Buſch und jeder Grashalm. Ich werde die Bäume beſuchen, meine Bäume – die ich näher kenne. Ich werde am langen Waſſer entlang gehen, beim Adlerhorſt vorbei, auf den Lettenhaufen, wo das Abenteuer mit dem Bären war, zu den Bibern und zur Kormorankolonie. Ich werde auch noch einmal ins Rohr gehen, zu den ſtillen Waſſeradern mit den Waſſerroſen, auf den Steigen, die ich ſo oft gegangen. Ich werde von überall etwas mitnehmen: einen Wollgrashalm von der Schotterbank und einen Sanddornzweig mit den roten Beeren; eine Herbſtzeitloſe von der Biberwieſe und eine letzte Blüte des Salbei und der Skabioſen. Es wird ein bunter Strauß. Ich werde ihn auf den Hügel legen, unter dem mein Hund den langen Schlaf ſchläft.

Ich werde in der Krone meines Baumes ſitzen und in die Runde ſchauen; über den Rohrwald, bis zu der fernen Au, welche die Sicht begrenzt wie eine ſchmale blaue Linie; bis zu den wunderbaren Bergen mit den weißen Spitzen, zum letztenmal. Immer lockten ſie mich. Ich bin nicht dort geweſen.

Am langen Waſſer werde ich das Floß bauen. Von hier führt der Weg in den Strom. Zwei ſtarke Steuerruder kommen darauf, eins vorne, eins hinten, und eine kleine Hütte mit einer Feuerſtelle.

Ich werde die Fallgruben zuſchütten, damit kein Tier ſich unnütz fängt. Ich werde Waſſer, Werkzeuge und Vorräte, die ich unterwegs brauche, auf das Floß tragen; auch die Bälge und Decken. Durch ihren Verkauf ge-

winne ich Geld für die Reiſe. Was an Eßbarem übrig bleibt, ſtreue ich aus in der Au und am Waſſer.
Dann mache ich Ordnung in meinem Haus: Tiſch und Seſſel in die Ecke; Waffen und Werkzeuge, die zurückbleiben, an die Wand gehängt; ſauber ausgekehrt. Zum Schluß löſche ich das Feuer aus. Und werde die Tür ſchließen hinter mir.
Ein langer Blick noch, der alles umfaßt: die ſonnige Weite über dem Rohr, die grüne Dämmerung des alten Holzes, den Platz mit meinen Hütten und den kleinen Hügel mit den Aublumen. Dann werde ich gehen.
Ich fahre heim.
Vieles laſſe ich hier, woran mein Herz hängt. Aber es gibt da nichts zu fragen und zu rechten, ob es gut ſei oder angenehm; ob es ſchön und vernünftig ſei; oder ſonſt etwas. Es gibt nur eines: das zu tun, was ſein muß.
Ich fahre heim.
Ich will zu gewinnen ſuchen, was eine Zuflucht mir niemals gewähren kann: die Erfüllung meines Lebens.

Bisher erschienen folgende Bände in der „Deutschen Kulturbuchreihe“:

Heinrich Anacker:

Kämpfen und Singen

Das dichterische Gesamtwerk des Sängers der SA.

Paul Johannes Arnold:

Tilman Riemenschneider

Roman eines deutschen Meisters

Carl von Bremen:

Die Schifferwiege

Niederdeutscher Heimat- und Seefahrerroman

Der deutsche Berg im Osten

Ein volksdeutscher Roman

Paul Brock:

Der Strom fließt

Die auf den Morgen warten!

Zwei Romane aus dem Memelland

Heinrich Eckmann:

Eira und der Gefangene

Die Geschichte eines deutschen Kriegsgefangenen

Friedrich Ekkehard:

Sturmgeschlecht

Der erste Geschichtsroman der Hitlerzeit

Kurt Faber:

Tausend und ein Abenteuer

Der Reisebericht eines deutschen Weltwanderers

Gustav Frenssen:

Dummhans

Ein niederdeutscher Bauernroman

Hermann Gerstner:

Die Straße ins Waldland

Ein Roman vom Werden der Reichsautobahn

Henrik Herse:

Das Fähnlein Rauk

Ein Roman vom Lebenskampf zweier junger Menschen

Else Hueck-Dehio:

Die Hochzeit auf Sandnes

Liebesroman aus der norwegischen Geschichte

Der Kampf um Torge

Fortsetzung des Bandes „Die Hochzeit auf Sandnes“

Mirko Jelusich:

Der Löwe

Romanepos um die Gestalt Heinrichs des Löwen

Kurt Kluge:

Der Glockengießer Christoph Mahr

Ein Roman des deutschen Handwerks

Wilhelm Kohlhaas:

Das verkaufte Regiment

Die Geschichte des deutschen Kapregiments

P. H. Kuntze:

Soldatische Geschichte der Deutschen

Clemens Laar:

Kampf in der Wüste

Die Schlacht und die Belagerung von Kut-el-Amara

Bisher erschienen folgende Bände in der „Deutschen Kulturbuchreihe“:

Wolfgang Loeff:

Der Feldherr ohne Krieg
Ein Schlieffen-Roman

Martin Luserke:

Hasko
Ein Wassergeusen-Roman

E. H. Wilhelm Meyer:

Der Schuldträger
Ein Heimatroman aus dem Weserland

Karl von Möller:

Die Werschetzer Tat
Eine Erzählung aus der Zeit des letzten Türkenkrieges

Fritz Nölle:

Das hinkende Jahrzehnt
Ein humoristischer Roman

Kurt Pastenaci:

Volksgeschichte der Germanen aus Vor- und Frühzeit
Mit vielen Bildtafeln, Kartenskizzen und Zeichnungen

Otto Paust:

Volk im Feuer
Ein Buch der Kameradschaft der Front

Kaspar Pinette:

Männer, Land und Spaten
Werden und Wesen des deutschen Arbeitsdienstes

Wolfgang Schreckenbach:

Die Stedinger
Das Heldenlied eines Bauernvolkes

Joh. Martin Schupp:

Der verlorene Klang
Eines Geigenbauers Glück und Not

Ebbe und Flut
Ein Hamburger Kaufmannsroman

Renate von Stieda:

Die große Ferne
Ein Islandroman aus der Wikingerzeit

Hermann Stodte:

Walther von der Vogelweide
Gedichte

Kuni Tremel-Eggert:

Barb
Der große volkstümliche Frauenroman

Fritz Weber:

Die Trommel Gottes
Ein Roman aus Alt-Österreich

Tüdel Weller:

Peter Mönkemann
Ein hohes Lied der Freikorpskämpfer an der Ruhr

Rabauken
Peter Mönkemann haut sich durch

Maria Zierer-Steinmüller:

Monika zieht in die Stadt
Münchener Roman

Alle diese Bände sind von den Mitgliedern zusätzlich zum Preise von je RM 2,70 zu beziehen

Ein Geschenkwerk

Volksbuch deutscher Dichtung

zusammengestellt von Gerhard Fricke
Prof. a. d. Universität Kiel

*

Dieser hervorragend ausgestattete Sonderband im Lexikonformat bietet auf seinen fast 1000 Seiten eine Zusammenstellung bester deutscher Dichtung von der Frühzeit bis zur Gegenwart, die durch die sorgfältige Auswahl den Anspruch erheben darf, eine Gesamtschau vom Schaffen unserer Dichter und Schriftsteller zu sein.

Aus dem Inhalt:

Dichtung aus früher germanischer Zeit / Aus der mittelalterlichen Blütezeit der deutschen Dichtung / Volksbrauch und Fastnachtsspiele des Reformationszeitalters Christoph von Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus / Deutsche Sagen und Märchen / Das deutsche Volkslied / Alte Balladen / Balladen deutscher Dichter aus neuer Zeit / Gedichte aus allen Zeitaltern / Goethe erzählt aus seiner Kindheit / Novellen und Erzählungen Schwänke und Kurzgeschichten / Das deutsche Drama

*

Preis des Bandes, in Halbleder gebunden, RM 8,10

Deutsche Kulturbuchreihe · Berlin

Ein Nachschlagewerk

Georg Büchmann

Geflügelte Worte

Der Zitatenschatz des deutschen Volkes

*

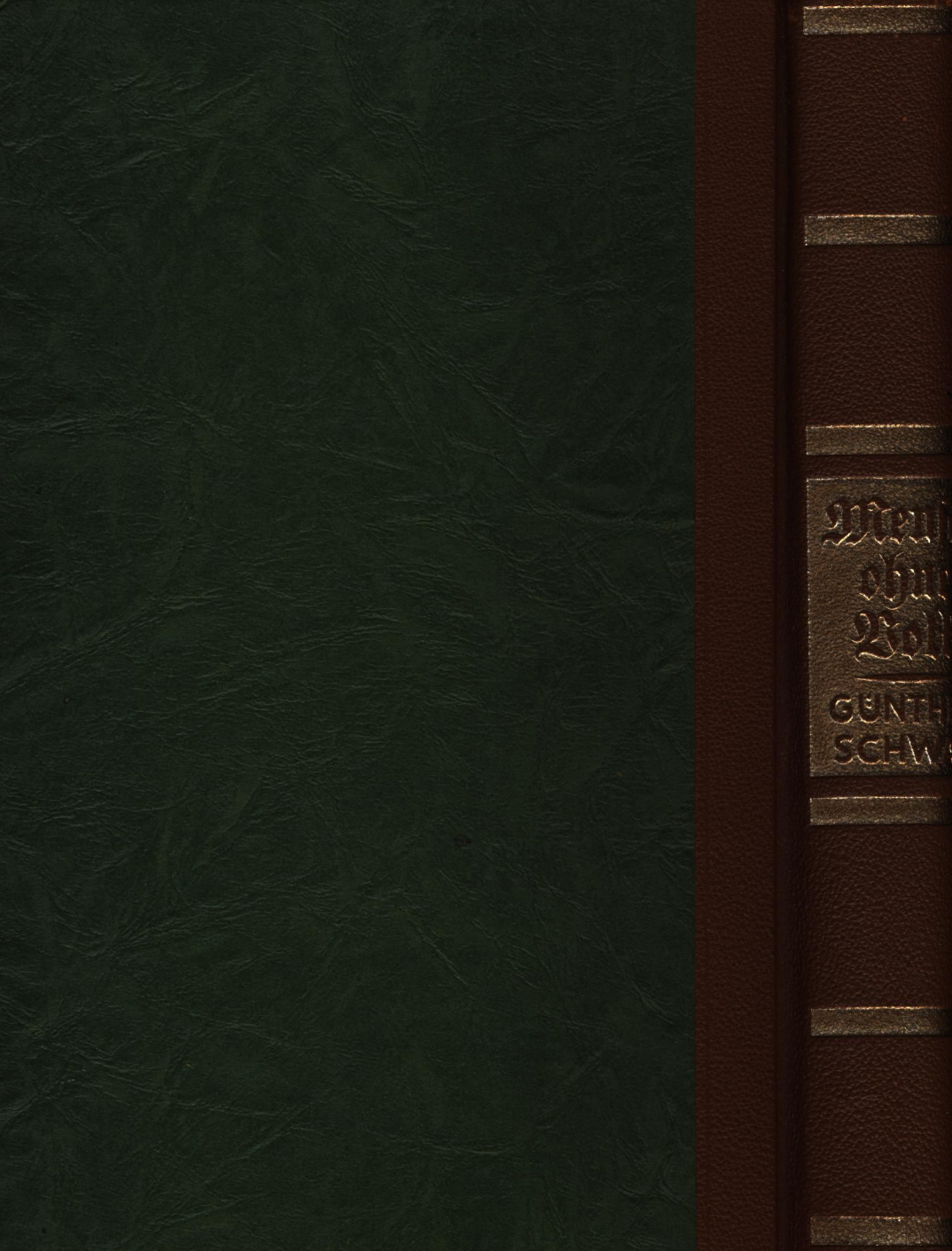
Es ist zu hoffen, daß dieses anerkannte Werk, das einmalig auch als Sonderband für die Mitglieder der „Deutschen Kulturbuchreihe" zu einem erstaunlich niedrigen Preis erschienen ist, weiteste Verbreitung findet und viele Bezieher sich diese günstige Gelegenheit, das vollständigste und bekannteste Zitatenlexikon der Welt für ihre Bibliothek zu erwerben, nicht entgehen lassen werden.

*

Preis des Bandes, in Halbleder gebunden, RM 8,10

Deutsche Kulturbuchreihe · Berlin

Druck: Brandstetter, Leipzig


GÜNTH
SCHW